

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Ulrich Becher, Volker Braun, Wolfgang Dieter, Erich Fried, Bernd Fischle, Gerd Fuchs, Günter Herburger, Angelika Mechtel, Roman Ritter, Erika Runge, Dieter Süßverkrüß, Godehard Schramm, Peter Schütt, Fritz Tost, Uwe Timm, Martin Walser

Schriftstellerkongresse — Moskau 34, Madrid 36, Berlin 47:

Anna Seghers, Sigrid Bock, Friedrich Hitzler

Fritz Mierau: Scheitern oder Korrektur? - *S. Tretjakow*

Franz Xaver Kroetz: Über die Maßnahme von B. Brecht

WAHRHEIT ÜBER PORTUGAL — Europäische Solidarität

... und weil uns Portugal angeht: *Elisabeth Endres, Klaus Fischer*

Maria Velho da Costa: 20 portugiesische Sätze

Hannes Stütz: Menschen, Informationen und Frechheiten

Einheitsfront in Chile, Berufsverbote in der BRD

Wünsche, Erwartungen: *Angela Davis, Konstantin Simonow u.a.*

**PRODUKTIVE
ERFAHRUNGEN**

10 Jahre kürbiskern

Kosmonaut Pjotr Klimuk zum 10. Jahrestag des Kürbiskerns:

Наши завоевания в области
исследования космоса слушают ду-
мира и прогресса всего человечества.
Они являются важнейшим шагом
в развитии человеческой мысли,
науки и творческих дерзаний.
В этих полетах мы встречаем
не как представителей только ка-
кой-то страны, но и как путеше-
ственников голубой планеты Земля.
Поэтому мы всегда должны стре-
миться к взаимопониманию и
сотрудничеству во имя мира. Эти
благородные цели ставят перед собой
и все народы, которые отме-
чают своё десятилетие.
Желаю Вам успехов в этом
келёжном, но важном труде.

Лётчик-космонавт СССР



1.09.75.г.

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

LITERATUR KRITIK KLASSENKAMPF

Dieter Süverkrüp	3
Erich Fried: Kürbiskern	5

RÜCKBLICK UND PERSPEKTIVE:

Im 2. Jahrzehnt — Friedrich Hitzer	6
Krise und Polarisierung — Oskar Neumann	14
Von der Lyrik — Klaus Konjetzky	18
Von der Handlungsfähigkeit des Romans — Elvira Högemann-Ledwohn	24

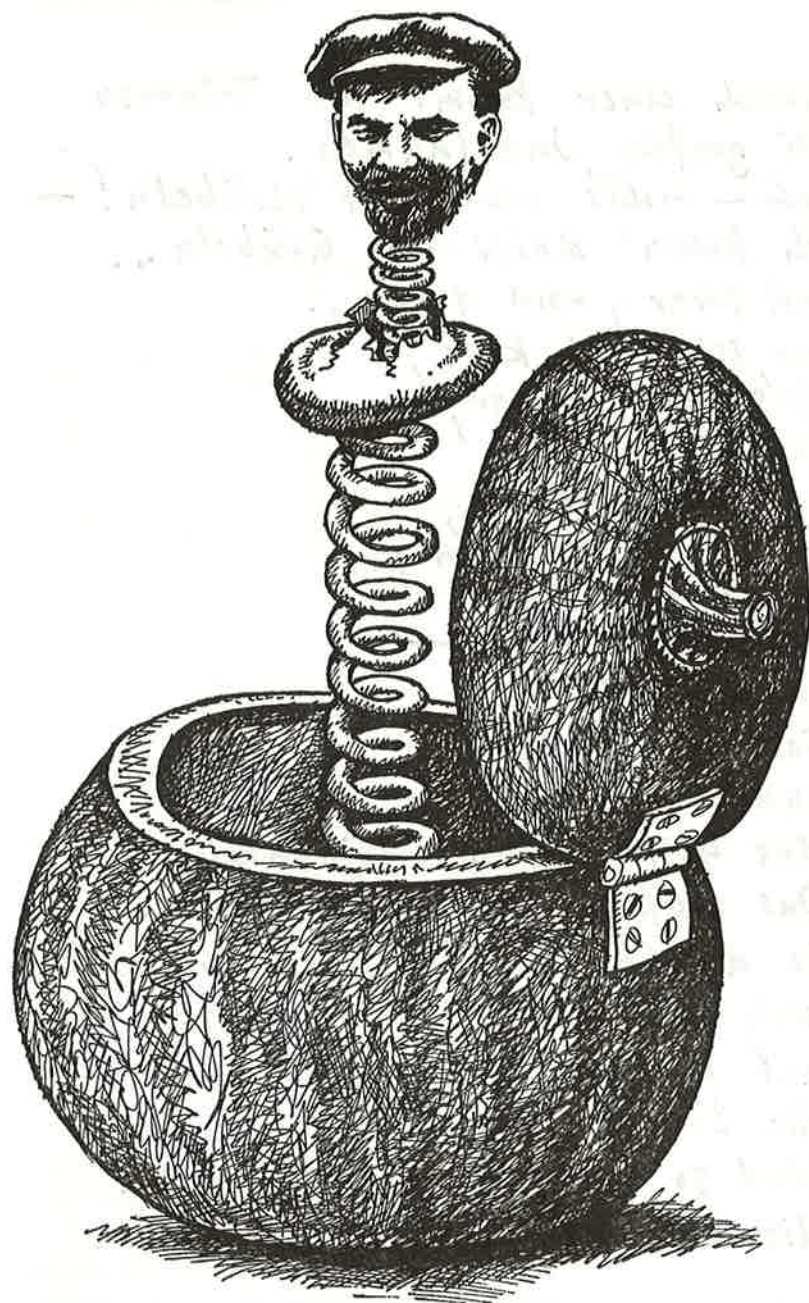
Martin Walser: Selbstgefühl	30
Günter Herburger: Opa Topas	32
Uwe Timmer: Ringtail	38
Wolfgang Dieter: Arbeitslos	42
Angelika Mechtel: Wir in den Wohnsilos	46
Fritz Tost: Mein Küchenmädchen und die Kommunisten	47
Godehard Schramm: Ganz ohne Land — da war ich blind	51
Bernd Fischle: Bis hierher und weiter	52
Ulrich Becher: An die Mörder I / An die Mörder II	53

Anna Seghers: Zum Schriftstellerkongreß in Madrid	58
Sigrid Bock: Zum ersten deutschen Schriftstellerkongreß in Berlin 1947	64
Volker Braun: Gedächtnisprotokoll	75
Friedrich Hitzer: 1974/1934 — Vergangene Reise in die Zukunft	76
Fritz Mierau: Scheitern oder Korrektur?	92
Franz Xaver Kroetz: Über die „Maßnahme“ von Bertolt Brecht	99
Gerd Fuchs: Die Erarbeitung eines Klassenstandpunktes	110
Roman Ritter: Randbemerkungen zu Gerd Fuchs	113
Elvira Högemann-Ledwohn: Die Werkkreis-Reihe	116

Maria Velho da Costa: 20 portugiesische Worte zur Revolution	122
Wahrheit über Portugal — Erklärung	124
Elisabeth Endres: ... weil Portugal uns angeht	125
Klaus D. Fischer: Portugals schwerer Weg	127
Hannes Stütz: Menschen, Informationen und Freiheiten	132
Angela Davis 142 Konstantin Simonow	143
Erika Runge: Sich der Wehrlosigkeit widersetzen (Gespräch mit Doris Maase)	145
Peter Schütt: Das Thomas-Mann-Interview	149
Literatur als Plakat	150
Wünsche, Erwartungen: Vitalij Oserow	152
Lew Ginsburg / Lutz Holzinger	153
Jiri Hájek: Das kann ich nie vergessen	154
André Gisselbrecht: Unsere Aufgaben	156
Alain Lance: Aus gallo-germanischer Sicht	157
Grüße von Genossen Professoren aus der DDR	160
Enrique Müller-Cargua: Einheitsfront in Chile 1975	161
Berufsverbote in der BRD	165

Anmerkungen	176
-------------	-----

Manch einer kommt ins Träumen
bei großen Jubiläen.
Doch — wollt's mir nicht verübeln! —
ich komm' dabei ins Grübeln...
und zwar, und zwar...
mir ist nicht klar,
wie's möglich war,
daß zehn Jahr
der Kürbiskern
(trotz rechter Herrn
die seiner gern
entledigt wärn) —
er immerdar
fast wunderbar,
zunehmend war...
das heißt, nicht kleinzukriegen.
Das muß ja wo dran liegen. —
So dacht' ich für und für, bis
sich mir in meinem Kürbis
auf einmal unverhofft
die Lösung jäh eröffnet.
Und so verkünde ich sie gern:
dies ist des Kürbiskernes Kern:



Name
von wem genannt?
Kern
unter vielen Kernen
Geworfen
gepflanzt
bestellt
Was geht auf?
Was geht unter?

Was aufging in zehn Jahren
das ging in der Welt auf
die alt und jung wird
im Auf und Ab dieser Jahre

Wer zählt die Kerne?
Wer liest sie?
„Vögel unter dem Himmel
kommt und helf mir lesen!“
Gelesen
gezählt
gewogen:

Von Verboten befreit
Bedroht
von neuen Verboten

Abgeleugnetes
anerkannt
aber noch immer
von den alten Kämpfern
bekämpft:
„Der Schoß ist fruchtbar noch . . .“

Hoffnungen
endlich erfüllte:
Vietnam
Kambodscha
Und unverhoffte:
Portugal
Griechenland

Und Chile:
ein Schleier von Blut
vor künftiger Hoffnung

Aber: mehr Neues
Nicht Ende der Schwierigkeiten
doch Anfang der Möglichkeiten
Anfänge der Geschichte
der Menschheit

Hier gespiegelt:
Heut mehr Anfänge
als vor zehn Jahren

Manchmal Fehler
(eingestandene oder
noch nicht eingestandene)
Unrecht im Kampf um das Recht
Recht im Kampf gegen Unrecht
Älterwerden
zu neuen Hoffnungen hin —
zu lesen
und nachzulesen

*Ich komme her zu meinen Freunden
Es ist unser Weg, auf dem wir gehen ...
München lernte ich kennen, hart und zärtlich
Der „kürbiskern“ verlangt sich aus-
zubreiten, ganz zielstrebig.¹*

To Huu

Im 2. Jahrzehnt

In den letzten Jahren hat es wiederholt Umfragen für Funk- und Fernsehsendungen gegeben, die sich mit der Krise der Kultur- und Literaturzeitschriften in der Bundesrepublik Deutschland befaßten.²

Auch wir wurden danach gefragt; unsere Antwort: Wir kennen keine Krise dieser Art. Mittelbar sind wir freilich auch davon betroffen, denn die Krise der Zeitschriften ist Ausdruck der allgemeinen Krise. Wir können dennoch wichtige Fortschritte verzeichnen.

kürbiskern ist inzwischen die auflagenstärkste Literaturzeitschrift unseres Landes (bis zu 10 000 Exemplare pro Heft). *kürbiskern* ist ein unverzichtbarer Bestandteil der Literaturentwicklung der Bundesrepublik Deutschland geworden. Wir können davon ausgehen, daß unser Autoren- und Leserpotential noch um ein Beträchtliches zu erweitern ist. Wir haben Gründe, den 10. Geburtstag zu feiern.

Vor 10 Jahren

Der erste *kürbiskern* erschien in einer Situation — September 1965 —, als sich erstmals Risse im Bild der BRD-Wirtschaftswunder zeigten. Die erste zyklische Krise kündigte sich an. Es kam zu spontanen Streiks. Unglaublich schien das. Auf dem Gebiet der Ideologie herrschte an der Oberfläche noch Friedhofsruhe. Das geistige und politische Leben unseres Landes zeigte nach dem Verbot der KPD im Jahr 1956 Zeichen der Lähmung. Was den Herrschenden nicht paßte, wurde geleugnet oder zwischen Anführungsstrichlein gesetzt. Beispiele: „DDR“, „Arbeiterklasse“, „Kapitalismus“, „Imperialismus“, „Faschismus“, „Klassenkampf“ etc. Wer so etwas sagte, war verdächtig. Nahezu alle fortschrittlichen und revolutionären Traditionen waren ins Sogenannte verbannt, und wer sich dorthin nicht verbannen ließ, der wurde verfolgt. Kommunisten wurden nicht angeführt sondern abgeführt.

Der *kürbiskern* knüpfte an all die Traditionen und Tatsachen der Gegenwart an, die es nach herrschender Les- und Denkart nicht geben durfte. *kürbiskern* versuchte zu belegen, daß es das gab, was zwischen den Anführungsstrichen stand. Am anschaulichsten zeigten sich diese Herausforderungen der Zeit im Kampf der Antifaschisten, im Kampf des *Anderen Deutschland*, in der Friedensbewegung, der Solidarität mit der nationalen Befreiungsbewegung, vor allem in Vietnam.

¹ To Huu, Vietnam mein Land. Gedichte. Damitz Verlag, München, S. 110.

² Als eine Maßnahme zur Überwindung dieser Krise hat die Zeitschrift AEROPAG vor drei Jahren damit begonnen, die bundesdeutschen Kultur- und Literaturzeitschriften in einem Kollektivstand bei der Frankfurter Buchmesse auszustellen und bei Diskussionen in Mainz, im Anschluß an die Messe, auf das Problem aufmerksam zu machen.

Und inmitten einer „heimatlosen Linken“ beharrten wir darauf: Der Intelligenz sind Aufgaben gestellt, die nur an der Seite der Arbeiterklasse und mit der Arbeiterbewegung gelöst werden können. Auch hierzulande ist die Arbeiterklasse das Subjekt der Geschichte in unserer Epoche, auch wenn deren Bewußtsein und Selbstbewußtsein noch gering entwickelt sind und sie von der Bourgeoisie nach wie vor als Objekt behandelt werden kann.

Die demagogischen Parolen des Kalten Krieges und der Restauration des CDU-Staates waren abgenutzt, ebenso die mit ihr entstandenen Normen der Unverbindlichkeit von Literatur und Kunst. Die Erkenntnis, daß Literatur engagiert sein müsse, verbreitete sich in Lesungen und Diskussionen. Sie bestimmte die Tendenz, daß Literatur also ein spezifischer Bestandteil der gesamten politischen, gesellschaftlichen Wirklichkeit sei, auch dann, wenn dies geleugnet werde. Und nicht von ungefähr versuchten wir von Anfang an, die durch Faschismus und Nachkriegsrestauration unterbrochenen Linien der Realismuskussionen wieder zusammenzuführen. Denn im Kampf gegen Reaktion und Antikommunismus war es gerade in der Bundesrepublik Deutschland nötig, einen von vielfältigen Vorurteilen und preziös formuliertem Halbwissen geprägten Anti-Realismus zu überwinden.

Ein Ausgangspunkt für die Konzeption des *kürbiskern* war auch die Erfahrung mit dem offiziell-liberalen Feuilletonbetrieb, der Literatur zu eng begriff und den Lesestoff der Massen ausklammerte. Literaten, die für Gesellschaftskritik aufgeschlossen waren und ein benutzbares soziologisches Instrumentarium suchten, eigneten sich begierig Arbeiten von Walter Benjamin an. Das „Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ schloß Lücken in der ästhetischen Erziehung unserer Generation, so daß dann die Arbeiten über die *Bewußtseinsindustrie* von Hans Magnus Enzensberger zur Losung einer intellektuellen Bewegung wurden.

Zu kritischen Theorien, mit deren Hilfe Erscheinungen der Klassengesellschaft und des Kapitalismus in der BRD wahrzunehmen und zu reflektieren waren, stieß man in der Mitte der 60er Jahre auf widerspruchsvolle Weise vor. Viele Anregungen entstammten der kritischen Theorie der Frankfurter Schule, Arbeiten von Jürgen Habermas, Max Horkheimer, Herbert Marcuse, Theodor Adorno. Was manchmal als Marxismus-Renaissance bezeichnet worden ist, war aber nichts anderes als eine neue Phase des Klassenkampfes. Die Herrschenden hatten weder Ideale noch brauchbare Theorien zur Erkenntnis von Geschichte und Politik anzubieten. Im Marxismus, als verstaubt und veraltet denunziert, erschloß sich ein Reichtum an Ideen und Wissen, dem der feist-muffige Überbau der Adenauer-Erhard-Provinzialen nichts entgegenzusetzen hatte, gegenüber dem das Godesberger Programm der SPD wie eine Sammlung von Sonntagsreden abfiel.

In Schulen und Universitäten hatte man uns zur Skepsis erziehen wollen. Diese sollte vor politischen und historischen Irrwegen bewahren. Wer die Skepsis ernst nahm, merkte allmählich, daß er getäuscht werden sollte: Wir wollten keine geschichtslosen Konsumenten des Kapitalismus werden.

Nicht nur der *kürbiskern* griff vor 10 Jahren Themen und Probleme der Klassengesellschaft der BRD auf. Etwa zur gleichen Zeit erschien das erste *kursbuch*.

Aus der Entwicklung von *kürbiskern* und *kursbuch* läßt sich das geistige Klima aufspüren, in dem große Teile der jungen Generation den angeblich überlebten Marxismus als ihre wichtigste Orientierung für Denken und Handeln aufgegriffen haben. Wir gingen von der Erfahrung und der Bereitschaft aus, die gar nicht neu war, aber offensichtlich immer wieder gemacht werden muß: Der wissenschaftliche Sozialismus kann nicht nur das Resultat von Lektüre und Diskussionen sein. Herausgeber und Redakteure des *kürbiskern* lernten auch durch Anschauung und Praxis. Sie organisierten sich in der Gewerkschaft, als es noch wenig gewerkschaftlich organisierte Intellektuelle gab. Wir vermittelten Ergebnisse literarischer Arbeit, die durch die Nähe zur revolutionären Arbeiterbewegung mitbestimmt war.

Von seiner ersten Nummer an stand der *kürbiskern* im Kontakt zur Gruppe 61, zu Bruno Gluchowski, Max von der Grün u. a. Bei der Jahrestagung der Gruppe las damals Christian Geissler — auf der Suche nach authentischen Auskünften von Kollegen, die Arbeiterprobleme aus eigener Erfahrung kennen — aus seinem Roman „Kalte Zeiten“. Ebenso selbstverständlich war für unsere Redaktion die Teilnahme am Weimarer Friedenskongreß der Schriftsteller zum 20. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus. Im Gegensatz zu Günter Grass, der nach zwei Tagen „mangels geeigneter Partner“ abreiste, fanden wir dort Freunde. Pablo Neruda gab uns das Gedicht „Adioses“ (Abschiede) mit einer Widmung für 1/65, Peter Weiss seine Antwort an Matthias Walden — die bürgerliche Presse hatte ihm den kompletten Abdruck des Briefes verweigert, in dem es u. a. heißt: „Die Wahrheit, Herr Walden, von der ich spreche, ist, daß der Klassenkampf in der westlichen Welt keinesfalls abgeschlossen ist, und daß die Unterschiede zwischen den Ausbeutern und den Ausgebeuteten weiterhin bestehen.“ (*kürbiskern* 1/65, S. 100)

Die Mitglieder des ersten *kürbiskern*-Kollektivs — Christian Geissler, Friedrich Hitzer, Yaak Karsunke (verantwortlich), Hannes Stütz, Manfred Vosz — waren politisch aktiv als Mitarbeiter, Sprecher, Sekretäre in der Ostermarschbewegung, den Kuratorien Notstand der Demokratie, der Solidaritätsbewegung für Vietnam usw. Die Erfahrungen, die von dort in die Arbeit an einer Literaturzeitschrift eingebracht werden konnten, schufen Voraussetzungen, unter denen die Rubriken LITERATUR KRITIK KLASSENKAMPF auf die Realität der Kämpfe bezogen waren.

Lernprozeß mit Konflikten

In dem Maß, in dem sich die Klassenkämpfe zuspitzten, komplizierten sich der Lernprozeß und die Zusammenarbeit von Menschen, die eine Sache gemeinsam begonnen hatten. Mit welchen Methoden ist der Kampf zu führen? Was ist machbar? Auf welche Weise werden Fehler in der Arbeiterbewegung überwunden? Wie soll eine marxistische Literaturzeitschrift darauf reagieren?

Mit den Auseinandersetzungen um die militärische Aktion der Staaten des Warschauer Vertrags in der ČSSR am 21. August 1968 war der Höhepunkt der Meinungsverschiedenheiten innerhalb der ersten *kürbiskern*-Redaktion erreicht. Doch schon vorher hatten andere Probleme Konflikte angezeigt: Kulturpolitik der DDR, die Mai-Ereignisse in Frankreich und die KPF, Beteiligung sozialisti-

scher Parteien an bürgerlich-parlamentarischen Wahlen, die Stellung der Gewerkschaften, Bündnispolitik usw. Der *kürbiskern* stand in einer Zerreißprobe. Der Gegensatz war zu groß. Unter erheblichem Presserummel kam es zur endgültigen Trennung der Mehrheit der Redaktion von Yaak Karsunke; auch Christian Geissler schied aus der Redaktion aus (vgl. *kürbiskern* 1/69). 1971, im 3. Heft des Jahrgangs, erschien dann wieder ein literarischer Beitrag von Christian Geissler.

Wie in anderen Redaktionen und Gruppierungen unseres Landes, die sich in den 60er Jahren politisiert und der Arbeiterbewegung angenähert hatten, ging es im wesentlichen um die Überwindung der Einflüsse links- und rechtsopportunistischer Auffassungen, die, von bürgerlichen Medien durch das Etikett „unabhängiger Sozialismus“ versehen, attraktiv sein und die wirkliche Klassenfront verdecken sollten.

Natürlich sind in solchen Konfliktsituationen Trennungen nicht unvermeidlich; sie werden durch eine Kombination politischer und persönlicher Faktoren ausgelöst. Für die Beurteilung entscheidend ist die weitere Entwicklung der Linken in der BRD, die durch die Neukonstituierung der marxistischen Partei, der DKP, mitbestimmt wird.

Dadurch vollzog sich einerseits ein Konsolidierungs- und Reifeprozess der demokratischen und sozialistischen Kräfte. Andererseits bildeten sich Grüppchen und Parteisekten, die sich mehr und mehr zersplitterten. Ihre objektive Funktion beweisen Theorie und Praxis einiger Gruppierungen heute eindeutig durch Diskreditierung der Linken bei der arbeitenden Bevölkerung. Ihr Antikapitalismus ist fanatisch-verbal, ihre Gemeinsamkeiten sind reduziert auf Antisowjetismus und die Bekämpfung der DKP. Im extremsten Fall gehört zu ihrem Konzept die Stärkung der NATO und die Vorbereitung des bewaffneten Kampfes gegen die Sowjetunion. Im übrigen zerfleischen sie sich um die richtigen Lehren von Mao, Trotzki usw.

Die Entschiedenheit, mit der die Mehrheit der Redaktion des *kürbiskern* 1968 die Politik des Internationalismus und Marxismus vertrat, war eine entscheidende Bedingung für die weitere Stärkung demokratischer und sozialistischer Positionen auf dem Gebiet der Literatur und anderer Bereiche der Kultur. Dabei wurde eine Erfahrung bekräftigt, die die kommunistische und Arbeiterbewegung in allen Bewährungsproben gemacht hat: Das Verhältnis zur Sowjetunion und zu den sozialistischen Ländern bestimmt Orientierungs- und Entwicklungsfähigkeit für nationale und internationale Aufgaben. Das ist keine willkürliche Entscheidung sondern Ergebnis der tatsächlichen Kämpfe, und die Hauptfront der Kämpfe wird durch die Systemauseinandersetzung bestimmt. Ideologie und Kultur sind daher Schauplätze heftiger Konflikte. Die Vorurteile gehen hier tiefer, weil sie — das zeigt insbesondere der Antisowjetismus — auf Informationslücken und Halbwissen weiter wuchern können. Daher bleibt es eine Aufgabe, neben der realistischen Darstellung sozialistischer Errungenschaften unseren Lesern Konflikte und Probleme in den sozialistischen Ländern zu vermitteln.

Jedenfalls hat der *kürbiskern* nach der Phase der heftigen ideologischen Auseinandersetzungen seine Auflage nahezu verdreifachen können. Der Versuch,

unsere Zeitschrift durch einen organisierten Autorenboykott an ihrer Entwicklung zu hindern und überhaupt auszuschalten, war gescheitert. Eine wichtige Rolle für die Verbreitung der Hefte spielte die Thematisierung, die sowohl für Autoren als auch für Leser die Orientierung erleichterte.

Ins Kollektiv der Herausgeber und der Redaktion kamen neue Mitarbeiter — Walter Fritzsche, Oskar Neumann und Conrad Schuhler. Inzwischen haben wir unser Verlagsprogramm erweitert. Lektorats- und Redakteursaufgaben sind angewachsen — mit Elvira Högemann-Ledwohn, Klaus Konjatzky, Roman Ritter und, für die Reihe „Marxistische Ästhetik und Kulturpolitik“, Kaspar Maase konnte die Arbeit erfolgreich fortgesetzt werden.

Die Auseinandersetzungen des Jahres 1968 und die Spaltung der ersten Redaktion hatten also keinen Bruch mit den Aufgaben der Zeitschrift zur Folge gehabt. Das zeigte sich vor allem in unserer Stellung zur Literatur, als *kursbuch* den „Tod der Literatur“ propagierte, ultralinke Kreise Kunst und Ästhetik als Ausdruck bürgerlicher Ideologie schlechthin bezeichneten. *kürbiskern* setzte auf allen Gebieten der Literatur die Arbeit ganz entschieden fort. Damit stärkten wir alle Autoren, die weiterschrieben und publizieren wollten, und alle Leser, die Literatur brauchten.

Vor 10 Jahren war es für einen Autor, der keinen Namen hatte, schwer, in einer Zeitschrift zu veröffentlichen. Wir stellten eine Plattform für junge Talente wie für prominente Schriftsteller zur Verfügung. Das Autorenverzeichnis des *kürbiskern* umfaßt nach 10 Jahren nahezu alle Namen der fortschrittlichen Literatur unserer Republik.

Die Redaktion hat im Verlauf dieser Jahre ohne Zweifel an Erfahrung dazugewonnen, wie der umfassende Literaturprozeß in unserem Land weitergeführt werden kann. Wir begreifen Veränderungen und Ergebnisse dieser Entwicklung nicht als Ausdruck einer Stilrichtung oder Privileg einer Gruppe, sondern lassen uns von der Erkenntnis leiten, daß die demokratische und sozialistische Literaturströmung, daß der Realismus alle politischen, sozialen und ästhetischen Erfahrungen und Gesetzmäßigkeiten nutzt, die Menschen Impulse in ihrem Kampf für Humanität, Freiheit, Demokratie und Sozialismus in unserem Land geben können.

Breite und Vielfalt

Diese Literaturströmung, mit der die Zeitschrift *kürbiskern* durch Themen und Namen verbunden ist, geht über das unmittelbare Wirkungsfeld unserer Autoren und Leser weit hinaus. Sie umfaßt Veränderungen des historischen und politischen Weltbildes bei namhaften Schriftstellern und die Formierung einer neuen Generation von Autoren, gewachsene Forderungen und neue Bedürfnisse bei Lesern. Der bürgerliche Literaturbetrieb will und kann diese Veränderungen längst nicht mehr vermitteln. Im Gegenteil, er beschäftigt mit Vorliebe Kritiker als Aufpasser, die trennen, spalten, zensieren. Hier finden Aussprachen und Diskussionen kaum noch statt. Wir haben die große Chance, Begegnungen und Diskussionen herzustellen, die den Literaturprozeß produktiv beeinflussen können. Ist es ein Zufall, wenn in einer Begegnung Gemeinsamkeiten entdeckt werden, die geplant erscheinen? Ein solcher Zufall war die Begegnung mit Alfred

Andersch im letzten Jahr. Aufsätze, Briefe und Notizen von Thomas Mann, Wolfgang Koeppen, Arno Schmidt, Heinrich Böll, Hans Magnus Enzensberger u. a. (Über Alfred Andersch, Zürich 1974) beweisen, daß sein Leben und Werk wesentliche Probleme der humanistischen und progressiven Literatur der Bundesrepublik von ihren Anfängen an beinhalten. Für mich war es ein großes literarisches und politisches Ereignis, daß in einem Heft *kürbiskern*, das dem Thema „Literatur des Widerstands“ gewidmet war (2/75), unveröffentlichte Texte von Klaus Mann, Johannes R. Becher und Alfred Andersch beieinander standen. Hier sind Kontinuität des antifaschistischen Kampfes und höchst dramatische personalisierte Geschichte aufbewahrt, für die in drei Generationen gekämpft wurde. Das öffnet dem Denken und Handeln in unserem Land Dimensionen, in denen Hoffnung auch Sieg heißt. Hier gibt es Berührungspunkte von Generationen, Momente des Neubeginns und der Härte des Kampfes, die wir erst in den letzten Jahren wieder und neu wahrnehmen konnten.

Vor 10 Jahren war in solchen Begegnungen viel weniger Bewußtsein, mehr Spontaneität, einfach gemeinsame Sache, die permanente Diskussion, die Freundschaft und die phantastischen Streitgespräche. Ein solches Kapitel heißt zum Beispiel *kürbiskern* und *Martin Walser*. Auch den Namen der Zeitschrift bekräftigte Walser.

Für einen Titelvorschlag von Peter Hamm („Gegensatz“) hatte Manfred Vosz bereits eine ganze Werbekampagne konzipiert, mit Kontrastschrift, gerasterten Schatten. Aber wer wollte — außer Adorno-Dialektikern — immer einen „Gegensatz“ haben? Walser war gar nicht zufrieden. Er wollte ans Bewußtsein möglicher Leser anknüpfen und schlug „Kleinbürger“ vor. Damit waren wir nicht zufrieden.

Titelsuche unter Literaten ist eine Nervensache, und zur Beruhigung und Auflockerung hatte jeder einen Witz auf Lager, Karsunke zum Beispiel einen Satz, der bis dahin keinem aufgefallen war — die Konturen der Schatten des „Gegensatzes“ waren zu eindrucksvoll: „Mir ist dat ejal, wie dat heißt; muß sich verkopen, soll es auch ‚kürbiskern‘ heißen.“ Walser verschluckte fast den Wein: „Kerle! Des isch es — ein harter Kern in einem riesigen Wasserkopf!“ Mir fiel vor lauter Begeisterung nur noch ein: „Gedeiht besonders gut auf Misthaufen!“

Wir beschlossen: Eine philologische oder politische Erklärung des Namens kommt nie in Frage. Angebote hatte es viele gegeben: Ob wir an Senecas „Verkürbissierung“ gedacht hätten, ein Begriff, mit dem der Philosoph die Verdummung der spätrömischen Gesellschaft zum Ausdruck gebracht habe? Oder etwa an die „Kürbishütte“ der Barockdichter, die sich dahin aus Kummer über das Leid in der Welt zurückgezogen hätten? Arnfried Astel, damals noch Herausgeber der *Lyrischen Hefte*, betonte, bei uns könne das wohl nicht zutreffen. Wir hatten natürlich an alle Interpretationen gedacht, auch an das Mittel zur Bekämpfung von Bandwürmern, das ein Rundfunkreporter über uns kolportierte, und was die entlegene Hütte der Barockdichter betraf, so konnte man die ja mit Brecht und V-Effekt interpretieren. Aber wir schlossen uns keiner Auslegung an. Die eindrucksvollste Bedeutung des Kürbis schilderte uns sehr viel später der große vietnamesische Dichter To Huu. In Vietnam ist der Kürbis sehr verbreitet und gilt seit Generationen als Symbol des Widerstands (vgl. 2/74). Als der

Name unserer Zeitschrift entstand, in Friedrichshafen am Bodensee, hatten wir daran bestimmt nicht gedacht . . .

Die Liste der Autoren, die im *kürbiskern* publiziert haben, ist so lang, daß ich mich außerstande sehe, in dieser Zusammenfassung Namen zu nennen, die mehr sind als Hinweise. Ich nenne einige als Beispiele für Tendenzen und Zusammenhänge. Allen gemeinsam ist der Aufbruch zu einem neuen sozialen Standort und die Erkenntnis eines gesellschaftlichen Auftrags. Da gibt es eine Fülle von Themen und sehr persönlich ausgeprägten Merkmalen des Stils und der Arbeitsmethoden. Diese Fülle setzt der Uniformierung des kapitalistischen Kulturbetriebs, mit seiner Nivellierung und Verarmung der Gefühle und Gedanken, menschliche Persönlichkeit und künstlerische Individualität entgegen. Zugleich widerspiegeln sich in diesem Lernprozeß die Veränderungen in der Wirklichkeit, die durch das Eingreifen von Millionen Menschen bewußtgemacht worden sind. Millionen in allen Kontinenten. Diese Literatur hat eine neue Welterfahrung aufgenommen, und es ist nicht erstaunlich, wenn etwa das Beispiel des kämpfenden vietnamesischen Volkes dazu beigetragen hat, daß der bundesdeutsche Autor seine Heimat und sein Volk entdeckt. In der neuen Erfahrung von Heimat und Welt finden ganz verschiedene Schriftsteller die Perspektive für die Zukunft. Nun können sie hier Menschen entdecken, die nicht nur behandelt werden, sondern zu handeln versuchen . . . Das sind Autoren, die wissen, auf welcher Seite sie stehen und warum ihr Wissen mit der Hauptrichtung der Weltgeschichte übereinstimmt. Sie haben erkannt, daß die arbeitende Bevölkerung und ihre Organisationen, von der Gewerkschaft bis zur Partei der Arbeiterklasse, die Zukunft unseres Volkes garantieren können.

Ich nannte Martin Walser, der den Anfang mitbestimmt hat. Unter den bekannten Autoren, in deren Entwicklung sich auch ein Stück unserer Geschichte finden läßt, will ich Peter Weiss, Heinar Kipphardt und Erich Fried nennen. Ihre Biographien zeigen etwas von den Umwegen, auf denen wir uns dem Sozialismus annähern: da ist der schwedische Staatsbürger Weiss, der ehemalige DDR-Bürger Kipphardt und der gebürtige Österreicher Fried mit dem englischen Paß. Ich will aber noch einen Autor nennen, mit dem etwas ganz spezifisch Bundesdeutsches begonnen hat: Gerd Semmer, viel zu früh gestorben, der unermüdliche revolutionäre Dichter, der französische und spanische Lieder der Revolution und des Widerstands in unser Deutsch übertragen hat, ohne dessen Arbeit und Beispiel Dieter Süverkrüp und Franz Josef Degenhardt für mich nicht vorstellbar sind. Und die Anstrengungen von André Müller wollen erwähnt sein, vor allem sein Engagement gegen den Brecht-Boycott.

Dann kommt die Generation von Autoren, die gleichsam von der Straße, vom Büro und von Fabriken, aus dem sie umgebenden Leben heraus Anlässe fürs Schreiben finden. Literatur soll plötzlich vor Ort, im Zentrum der Ereignisse verändern, vorantreiben, revolutionieren. Sie konnte es nicht. Literatur ist nicht identisch mit Politik. Und doch sind die Erfahrungen mit allen Formen des Agitprop notwendig für die weitere Entwicklung. Die Romanprosa und die große Verserzählung, die jetzt geschrieben werden, sind ohne diese Etappe undenkbar.

Die Romane eines Gerd Fuchs, Franz Josef Degenhardt, Christian Geissler, Uwe

Timm, Roland Lang, Kühn/Zwing u. a. blicken zurück und fassen zusammen, zeigen Aufbruch und Ankunft von Menschen an der Seite der Arbeiterbewegung. Das ist ein bedeutsamer politischer und literarischer Durchbruch, auch wenn Autoren selbst diesen Entscheidungen noch mehr Sinnlichkeit und Konflikte, die mit einem solchen Schritt verbunden sind, geben wollen.

Auch die Lyrik eines Peter Maiwald, Klaus Konjatzky, Godehard Schramm, Roman Ritter, Jürgen Theobaldy, Peter Schütt, F. C. Delius, Artur Troppmann u. a. bilanzieren Erlebnis- und Erkenntnisprozesse der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die Autoren und ihr lyrisches Ich registriert haben. Auf ganz andere Weise, zwischen phantastischer Wort-Sinnlichkeit und sozialistischer Utopie, findet Günter Herburger, außer sich vor Sehnsucht, das Blickfeld der Arbeiterklasse seines Landes.

Und Franz Xaver Kroetz, der führende junge Dramatiker, ist dann schon nicht mehr nur eine Figur der Medien, obwohl sie nicht um ihn herumkommen. Kroetz kommt von unten. Er drückt eine Bewegung im Volk aus, beherrscht die große Kunst, den Leuten aufs Maul zu schauen, aber nicht nach dem Mund zu reden.

Bei diesen und vielen anderen ist Wirklichkeit nicht verstellt, sie wird erkannt, gestaltet, da wird parteilich entschieden. Ein großer Beitrag ist die Arbeit von Dokumentaristen, Publizisten und Sachbuchautoren, vor allem die von Bernt Engemann und Günter Wallraff, Erika Runge und E. A. Rauter; in Finnland gibt es inzwischen das Wort „wallraffen“, das bedeutet etwa „durch Fakten entlarven“.

Martin Walser bezeichnete vor ein paar Jahren, bei der Frankfurter Jahresversammlung der Werkkreise Literatur der Arbeitswelt, daß das Auftreten dieser Bewegung das bedeutendste Ereignis in der Literatur der BRD gewesen sei. Was das soziale Blickfeld betrifft, ist das sicherlich nicht übertrieben. Bedeutsam finde ich, daß einer der Initiatoren der Werkkreise — Erasmus Schöfer —, ein Heidegger-Schüler, mit uns etwas gefördert hat, was heute niemand in Abrede stellt, wenn es auch schwer zu praktizieren ist: Berufsschriftsteller, der einzelne Autor wie der im Werkkreis organisierte Arbeiter oder Angestellte, gehören zusammen. Am anschaulichsten kommt das in der Entwicklung des VS zum Ausdruck.

Schon in der Zeit, als die *Gruppe 47* literarische Normen setzte, hatte die Bourgeoisie keinen namhaften Schriftsteller, der den Kapitalismus verteidigte. Heute gibt es keinen namhaften Autor, der den Kapitalismus nicht abschaffen wollte. Das Bürgertum hätte es schon ganz gerne, wenn es Qualität bei der Verteidigung des Kapitalismus anzubieten hätte, und Werbetexte zu Arbeiten von FDA-Schreibern à la Habe, Löwenthal, Trenker und Ziehrer können Qualität nicht ersetzen. Die Bourgeoisie kann Preise verleihen. Lobpreisung erhält sie von keinem Preisträger mit Niveau.

Freilich heißt das noch lange nicht, daß das breite Engagement für Demokratie und Sozialismus unter Schriftstellern dasselbe meint. Da geht vieles durcheinander, und die Politik des Antikommunismus und Antisowjetismus behindert und verzögert die Aufnahme von Kenntnissen. Im Werk und den Haltungen eines Heinrich Böll ist eine ganze Skala daraus resultierender Widersprüche abzulesen.

Parteilichkeit, die jetzt bisweilen im Widerstreit mit Resignation steht, erfordert

ein unaufhörliches Studium, Zähigkeit und Mut. Unbekümmert, wie das manche in der Mitte der 60er Jahre noch tun konnten, knüpft man an unterdrückte Traditionen schon nicht mehr an. Wir haben bereits eine kleine Geschichte und darum auch unsere Widersprüche. Doch generell sind unsere Arbeitsbedingungen für den politischen Kampf auf einer höheren Stufe angelangt. International bläst der Wind ins Gesicht, und sie versucht deshalb ein Rollback zu Hause. Doch so dicht lassen sich die Läden nicht mehr machen. Geschichte wird nicht in Sonthofen, sondern in Helsinki festgeschrieben. Manfred Bosch und Klaus Konjetzky haben in ihrer Dokumentation mit Autoren und Lesern „Für wen schreibt der eigentlich?“ die Entscheidung für unsere Geschichte klar aufgezeigt. Viele wissen, wo es lang gehen sollte. Auch der Gegner weiß, daß wir es wissen. Wie gestalten wir das Wissen? Wie schreiben wir, wenn wir erfahren, was es ist, worum es geht? Die Arbeit geht weiter.

Friedrich Hitzer

Krise und Polarisierung

„Sicher in die siebziger Jahre“ — unter dieser Losung kündigte man uns das neue Jahrzehnt als eine Periode des Fortschritts durch Reformen an: Mit bald zwanzig Millionen Personautos auf den bundesdeutschen Straßen und mit dem Kulturbereich als „Wachstumssektor“. Mit einem Bilanzvolumen der Großbanken, das sich auf eine Billion ausweiten sollte, und mit mehr Demokratie, die eine sozial-liberale Regierung wagen wollte. Beides zusammen war nicht zu haben. Wer dem Konzernkapital nichts nahm, konnte den arbeitenden Menschen nichts geben, vor allem keine Sicherheit, weder vor der sich verschärfenden ökonomischen Krise, noch vor dem Versuch der Superreichen, ihr System zu Lasten der sozialen und demokratischen Ansprüche des Volks zu stabilisieren. Als wir in Heft 4/72 die „Abhängigkeit in der Kulturindustrie“ darstellten, zeichneten sich die bedrohlichen Trends schon deutlich ab. Martin Walser mahnte zu mehr demokratischer Entschlossenheit: „Wenn nicht die Gewerkschaften endlich ihre schwer verständliche Zurückhaltung aufgeben, wenn sie die andauernde und vielfältige gegnerische Tätigkeit nicht mit eigener Tätigkeit im Bereich der Medien beantworten, werden sie, d. h. dann wird die Demokratie verlieren ... 1984 steht uns ins Haus, angerichtet von einer Handvoll Machtfirmen, die ganz oben ein Herz und eine Seele sind, und unten lassen sie in Konkurrenz machen. Auf unsere Kosten. Es hat wirklich keinen Sinn, bis 1984 zu warten.“ Wem diese Töne zu schrill waren, der mußte sich inzwischen eines Besseren, oder richtiger: eines eher noch Schlimmeren belehren lassen. Die Vertiefung der Krise, das Zusammenfallen von Inflation und Arbeitslosigkeit, das alle Weisheit rechter wie linker Keynesianer ad absurdum führt, löst bei den Herrschenden Anzeichen von Panik aus, und Panik bei ihnen heißt allemal Reaktion, soweit die Arbeiterschaft, das Volk das nur zulassen. Es hat also wirklich keinen Sinn, bis 1984 zu warten und zuzusehen, bis die spärlichen Freiräume — nicht zu ver-

wechseln mit Spielwiesen! — vollends verstellt sind, in denen sich Kunst und Literatur, mit Böll und Wallraff verstanden als Verpflichtung zum Radikalismus im öffentlichen Dienst, noch entwickeln und wirksam werden können.

Liest man allerdings die Kanzler-Rede vom 11. April 1975 in Dortmund (Bulletin 24. 4. 75), dann sind all diese Besorgnisse neurotischen oder böswilligen Ursprungs; denn: „Die Freiheit künstlerischen Schaffens ist uneingeschränkt ... Wir wollen keinerlei institutionalisierte Bindung“; und schließlich sogar das Bedauern: „Politiker dürfen nur in seltenen Fällen sich jener imponierenden Radikalität der Aussage hingeben, welche viele Werke der Kunst so faszinierend macht“ — „als Entwurf einer großen neuen Welt“.

Die Quittung für den, der diese „Faszination durch Radikalität“ wagt, sieht dann so aus: Zunächst findet er sich mit einem allgemeinen, finanz-ökonomisch begründeten Kulturabbau konfrontiert. Während hier „zwanghafte Engpässe“ behauptet werden, steigen die Ausgaben genau dort, wo nach Meinung von 54 % der Bevölkerung sofortige Kürzungen erfolgen könnten und sollten: beim Rüstungsetat. Die in den Kulturetats 1975 gestrichenen Mittel ergeben bereits eine Abnahme von vier Prozent gegenüber 1974; nimmt man die Folgen der Inflation hinzu, kommt man gegenüber dem Vorjahr auf ein Minus von mindestens zehn Prozent. Und gerade wo wirklich kulturelles Interesse im eigentlichen Sinn ins Spiel kommt, sind die Abstriche noch weit einschneidender. So hat das Land Niedersachsen die Mittel für öffentliche Bibliotheken um 50 Prozent gekürzt, auf weniger als zehn Pfennig pro Kopf der Bevölkerung im Jahr. Die gleiche Halbierung verfügte der NDR für kulturelle Wortsendungen. Hinzu kommt das Kesseltreiben gegen Autoren, die, noch weit im Vorfeld von Entwürfen einer großen neuen Welt, das alte System kritisieren; wer dabei unter die Oberfläche geht, riskiert seinen Rausschmiß, und das keinesfalls nur beim Bayerischen Rundfunk.

Martin Walser beschreibt den verbleibenden Spielraum: *Wenn du nachsagst, was dir vorgesagt wird, / darfst du sagen, was du willst. Ergreifend ist / das Erlebnis der Meinungsfreiheit. Jeder Versprecher / weckt die Verbote.*

Da sich die von oben verordnete „Tendenzwende“ nicht durch Eigeninitiative der Kulturschaffenden einstellen will, wird mit allen Mitteln der staatsmonopolistischen Lenkung ein- und durchgegriffen — mit „Verschlankung“ der Verlagsprogramme; mit Zensur und Zwang zur Selbstzensur; mit Berufsverbotsgesetzen und -praktiken, dazu dem Verbot der WDR-Intendantz, in Funk und Fernsehen künftig von „Berufsverboten“ zu reden; mit richterlichen und höchstrichterlichen Maulkorburteilen. Dabei hat die Kriminalisierung gesellschaftskritischer künstlerischer Aussagen mit dem Urteil des Karlsruher Bundesgerichtshofs gegen die Würzburger Studio-Bühne einen neuen Höhepunkt erreicht. Bestechung eines Betriebsrates durch den Unternehmer als Thema fürs Studententheater: das wird hingedreht als unberechtigte herabwürdigende Kritik eines Unternehmens und seiner Beschäftigten, und damit ist laut Richterspruch der Raum der „vorbehaltenen, nicht aber schrankenlosen Freiheit der Kunst“ überschritten. Selbst dem „Münchener Merkur“ — er solidarisiert sich im gleichen Artikel mit dem Siemens-Konzern gegen Delius — erscheint dieses Urteil „nicht ganz geheuer“; „Brecht könnte daraufhin die Hälfte seiner Stücke wegschmeißen, Franz Xaver Kroetz

müßte einpacken“, und uns allen bliebe nur noch, daß wir „aus unserm Bücher-schrank eine Menge Weltliteratur herausnehmen und sie nach Karlsruhe zum Einstampfen schicken“ (10. 7. 75).

Der CDU/CSU indessen reicht das immer noch nicht. Wenn sie aber in ihrem „Offensivkonzept“ unter dem Vorwand, es gehe gegen den Terrorismus, dem Demonstrationsrecht an den Kragen gehen, den Landesfriedensbruch zu einem Massendelikt erklären, den Verfassungsschutz zum Schnüffelorgan professioneller und halbprofessioneller Denunzianten gegen die gesamte Bürgerschaft ausbauen will — ja dann weiß ein Regierungssprecher nur zu sagen, dieser Vorstoß sei „weder offensiv noch neu“, er fasse nur zusammen, was man auch bei der sozial-liberalen Koalition an Ideen und Initiativen bereits habe (dpa 11. 7. 75).

Das geistige Klima, das auf diese Weise entstanden ist, haben Hochschulangehörige von Stuttgart bis Hamburg in ihren Protesterklärungen gekennzeichnet: es wird eine Atmosphäre der Duckmäuserei und der Angst verbreitet, gleichermaßen unerträglich für wissenschaftliche Forschung wie für realistisches Kunstschaffen. Eben diesen Zustand wollen CDU und CSU mit ihrem Offensivkonzept zur Vollendung des Polizei- und Obrigkeitsstaates perfektionieren. „Nicht denken“ — so definiert „Die Zeit“ vom 18. Juli 1975 die oberste Maxime dieser Systemstrategen. Hatten wir das nicht schon so ähnlich? „Was für ein Glück für die Regierungen, daß die Menschen nicht denken“, Adolf Hitler, 1942. So beantwortet die Geschichte die Frage des „Zeit“-Kolumnisten: „Welchem Zeitalter, welcher Regierungsform gilt eigentlich diese Aufwallung politischer Nostalgie?“. Um so wichtiger ist es, daß die Betroffenen — und welcher Demokrat wäre das nicht? — die durchaus verständliche „Platzangst“ nicht still hinunterwürgen, sondern mit öffentlichem Protest und mit Solidarität reagieren. „Für das Funktionieren des Bündnisses aller Demokraten, aller Humanisten“ hat so auch Franz Xaver Kroetz den arbeitsteiligen Rechtsdruck an Hand eigener Erfahrungen geschildert — die Ablehnung seines DDR-Reports bei Suhrkamp; die absurde Abstempelung des Autors als „eine zu einseitig geprägte Persönlichkeit“ durch Herren an den Schalt- und Abschalthebeln des NDR; die Intervention des Vertreters aus dem Kultusministerium in München schon gegen eine Diskussion über Kroetz-Stücke im Rahmen der bayerischen Lehrerfortbildung; zuerst der Wunsch, Kroetz solle aktuelle Szenen für die Münchner Kammerspiele zu Brechts „Furcht und Elend des Dritten Reiches“ schreiben, und dann die Aufkündigung dieses Angebots durch den Intendanten Reinhard Müller; die Schwierigkeiten, die sich einer künstlerisch vertretbaren Aufführung des Stücks „Das Nest“ entgegenstellen, nachdem auch manche der alten Freunde diesen Versuch der Darstellung dialektischer Spannungen und Möglichkeiten im Menschen, in der Arbeiterklasse als zu direkt empfinden. „So wird gegengesteuert gegen eine Entwicklung zu mehr politischer Klarheit und auch dagegen, daß Realisten Kommunisten werden . . . Der Realismus, zu dem sich viele Kollegen hinaufgearbeitet haben, und für den wir einen bestimmten Freiraum an den Bühnen hier erkämpft hatten, soll damit kaputtgemacht werden, daß man ihn als Modewelle nimmt, statt als einzige künstlerische Lebensaufgabe“ (Franz Xaver Kroetz, Der Realismus ist keine Modewelle, UZ, 17. 7. 75).

Der Antirealismus, der entgegen den Kanzlerworten eben doch auf allen Kanä-

len institutionalisiert werden soll, ist der Reflex der Systemkrise. Eingreifendes Denken, das auch im deformierten Menschen, auch in der unterdrückten Arbeiterklasse menschliche Möglichkeiten, Kraft und Lust zum Verändern entdeckt, die künstlerische Phantasie mit dem Mut zur humanen Utopie — das alles verträgt sich nicht mehr mit dem herrschenden System und von daher auch nicht mehr mit der herrschenden Kultur. Das stimmt schon lange; die Krise treibt den Konflikt zur Unvereinbarkeit. Beim besten Willen der Konformisten kein Gegenstand mehr zu positiver Darstellung in der Kunst, kann der Imperialismus im Bereich der „gehobenen“ Ansprüche nur noch auf die Bennischen Gehalte reflektieren: „panische Gefühle, finale Strömung“, will sagen, Verwechslung der eigenen Ausweglosigkeit mit der Ausweglosigkeit der Menschheit. Damit aber isoliert sich das System noch mehr von den Künstlern. Es macht auch denen, die einer Parteinahme noch ausweichen wollten, deutlich, daß es einen dritten Weg nicht gibt. Wer bei der Kamikaze-Kultur, den Blut- und Boden-Reprisen und den Endzeit-Spielen der Bond und Bernhard nicht mitmachen, wer seinen künstlerischen Beruf und seine künstlerische Verantwortung nicht aufgeben will, der kann das nur auf antiimperialistischen Positionen, innerhalb der demokratischen und sozialistischen Kulturströmung.

Das beginnt, wie in dieser Zeitschrift immer wieder betont, mit gewerkschaftlicher Organisation und gewerkschaftlichen Forderungen. Das meint mehr als ein bloßes Sozialprogramm für Krisenzeiten — was schon bedeutsam genug ist; es geht, beginnend mit der Verteidigung des sozialen und demokratischen Besitzstands, um ein weiterführendes gesellschaftspolitisches Konzept gegen die Krise, gegen ihre Ursachen. Dabei können die Künstler nicht abseits der scharf kontroversen Auseinandersetzung stehen, in der die Systemstrategen die Vorstellung von einer „Krise infolge von Sättigung“ durchzusetzen versuchen, um von daher die Demokratie in Frage zu stellen und sie durch immer neue Angriffe gegen die arbeitende Bevölkerung und ihre Organisationen, voran die Gewerkschaften, inhaltlich zu entleeren. Was das ganz unmittelbar mit Kultur zu tun hat, wird sogleich deutlich, wenn zum Beispiel Hans Heigert behauptet, die Krise resultiere daraus, daß sich der Bedarf entgegen bisheriger Annahme nicht als „grenzenlos“ erweise, um dann zu fragen, wieviel Wohnungen, Ferienbetten, Schulbänke, Sachbücher, Straßen usw. dieses Volk denn noch brauche — gerade als gebe es nicht Hunderttausende Wohnungssuchender, Millionen vom Urlaub Ausgeschlossener, landauf landab überfüllte Schulklassen und Hörsäle, ganze Bevölkerungsgruppen ohne ein einziges Buch, vom Inhalt hier gar nicht zu reden, Verkehrschaos und mörderische Verkehrsunsicherheit auf Straße und Schiene. Und in dieser Situation soll Demokratie ihre Wirksamkeit nun nicht dadurch erweisen dürfen, daß die Benachteiligten dieses Systems ihre materiellen und geistigen Ansprüche stellen und mit der Kraft ihrer Organisation durchsetzen. Im Gegenteil, als „unumgänglich“ verlangt Heigert jetzt Auflagen für die Koalitionsfreiheit und Einschränkung der Tarifautonomie. („Süddeutsche Zeitung“ 12./13. 7. 75) Das ist ein Rezept frei nach Galbraith, der wegen allzu großer „Weichheit“ der Konzernmanager gegenüber gewerkschaftlichem Druck den Ausweg ebenfalls in der staatsmonopolistischen Kontrolle über die Löhne erblickt, und das soll dann auch helfen gegen Preissteigerung und Inflation.

Wer da noch glaubt, einen individuellen oder ständischen Ausweg finden zu können, mißachtet wirklich alle Erfahrungen, die der Arbeiterschaft ebenso wie die der Intellektuellen. Für beide gilt: wenn sie zur Gemeinsamkeit finden, dann und nur dann sind sie stark. Ja, dann sind sie entschieden stärker als die winzige, obendrein überflüssige Minderheit der Superreichen samt ihren politischen und ideologischen Agenten. Günter Wallraff hat auf diese Tatsache beim Frankfurter Schriftstellerkongreß hingewiesen. Und 100 000 junge Menschen haben in der gleichen Überzeugung während der letzten Monate auf den Straßen für ihr Recht auf Bildung und Ausbildung demonstriert. In der Tat kann die Wirtschaft durchaus ohne die Milliarden funktionieren — dann sogar ohne Krise, ohne Inflation, ohne Arbeitslosigkeit, ohne Lehrstellenmangel. Ebenso lassen sich Verlagswesen, Film, Funk und Fernsehen zu ihrem Vorteil verändert denken ohne Springer und ohne Löwenthal, aber eben nicht ohne die Zehntausende von Arbeitern und Angestellten, Technikern und Ingenieuren, Wort- und Bildautoren, die darum mit vollem Recht auf Abschaffung des Tendenzschutzparagraphen, auf qualifizierte Mitbestimmung und demokratische Kontrolle im gesamten Medienbereich ebenso wie in der materiellen Produktion drängen. Hier liegen die nächsten Aufgaben für den DGB, für sämtliche Industriegewerkschaften und für jeden einzelnen Kollegen in der dju und im VS, in der Gewerkschaft Kunst, speziell in der Bühnengewerkschaft und in der RFFU. Dieses Konzept, basierend auf dem gemeinsamen Interesse von Arbeiterklasse und Intelligenz, bietet auch die Perspektive für die weitere Entwicklung der demokratischen und sozialistischen Kulturströmung in unserem Land.

Oskar Neumann

Von der Lyrik

Die Lyrik ist wieder im Kommen, heißt die Trendmeldung des Buchmarktes seit letztem Jahr. Das ist zunächst so verwunderlich nicht, wechselten doch in der BRD gerade in der Lyrik öfter schon Phasen von „Hochkonjunktur“ mit anschließender „Talsole“ mit anschließendem „Konjunkturaufschwung“, usw.

Dieses Auf-und-Ab kann freilich nur sehr vermittelt Auskunft geben über die tatsächliche Beziehung von Literatur, speziell von Lyrik, zur gesellschaftlichen Wirklichkeit und ihrem Wandel.

„Hochkonjunktur“ in der „gehobenen“ Lyrik — so in den 50er, Anfang der 60er Jahre — und die Entwicklung bestimmter kultureller Bedürfnisse dieser Gesellschaft standen zueinander in einem mehr oder weniger widerspruchsvollen Verhältnis. Es ist der Widerspruch, in dem sich generell die herrschende Kultur in einer Klassengesellschaft gegenüber dem „Volk“ befindet.

Die Lyrik war in der BRD vornehmlich zur Spielwiese einer relativ kleinen bildungsbürgerlichen Schicht geworden beziehungsweise zu einem intellektuellen-Hobby. Die Beschäftigung mit Lyrik fand hauptsächlich im Feuilleton der bürgerlichen Presse statt, in dritten Fernsehprogrammen und in studentischen Semi-

naren. Ich erinnere mich noch gut an lange Debatten darüber, wer denn nun eigentlich die „Krüge Gottes“ seien, die Paul Celan „an den langen Tischen der Zeit“ „zechen“ ließ — und daran, daß man so bei Celanschen Texten, gerade bei diesen, nicht fragen dürfe. „Die Lyrik sagt genau das, was sie sagt!“

Also: „An den langen Tischen der Zeit zechen die Krüge Gottes.“ Das hat natürlich schon seinen Reiz, auch wenn man die Krüge nicht genau identifizieren darf.

„Die Masse liest keine Lyrik“, konnte die Statistik feststellen und sagte damit in der Tat einiges aus über die Bildungssituation der sogenannten Masse, das ist ja wohl vor allem die werktätige Bevölkerung, mehr aber noch sagte sie etwas über die Lyrik selbst aus. In kaum einem kulturellen Bereich wird die Diskrepanz so deutlich wie zwischen der „anspruchsvollen“ Lyrik und den kulturellen Bedürfnissen, den Rezeptionsbedingungen der Mehrheit der Menschen in dieser Gesellschaft.

Wer hat zum Beispiel wirklich Celan gelesen? Wer konnte ihn lesen? Aber der herrschende Kulturbetrieb verzeichnete „Hochkonjunktur“, als Celan noch für germanistisch hochgehandelte SPRACHGITTER sorgte und seine ATEM-WENDE die Zweitsemester in Interpretations-Atemnot brachte, als sich seine Unverständlichkeit nur einer handvoll intellektuell bevorzugt Begüterter als die faszinierende „Gratwanderung“ erschloß, „am Rande des Schweigens“.

Gut, Celansche Lyrik setzt viel voraus, zum Beispiel Schulbildung, und sicher sind die meisten seiner Gedichte nicht gerade geeignet für Betriebszeitungen — was zunächst ja nicht das einzige und entscheidende Kriterium sein kann für die Beurteilung von Literatur, obwohl ich mir andererseits schon vorstellen könnte, daß in einer künftigen Gesellschaft die beste, d. h. anspruchsvollste Literatur gerade gut genug sein muß für Betriebszeitungen.

Die bürgerliche Literaturkritik hat in ihrem massenfeindlichen Kunstverständnis nie den Versuch unternommen, die Lyrik Celans als im Ansatz antifaschistisch darzustellen, womit Celan durchaus in Zusammenhang zu sehen gewesen wäre mit einer breiten antifaschistischen Bewegung, die in unserer Gesellschaft nach 1945 vorhanden war.

Die Kritik lobte und kritisierte den Esoteriker Celan — und isolierte ihn damit.

„Hochkonjunktur“, als Günter Eichs BOTSCHAFTEN DES REGENS noch ins Feuilleton-Deutsch übersetzt wurden und frühere ABGELEGENE GEHÖFTE mit ihrer Stille zunehmend intellektuelle Einsiedler anzogen.

Als Ingeborg Bachmann noch strahlend-morbide „Schönheit“ verströmte, oder man ihr auch meinerwegen „künstlerische Schärfe“ bescheinigte, ihre ANRUFUNG DES GROSSEN BÄREN jedenfalls vom großen Kritikerchor begleitet wurde.

Auch das sogenannte Gesellschaftskritische — ein Lieblingswort jedes Kritikers, der was auf sich hielt — ließ sich gut in eine Ideologie integrieren, die in bestimmten Grenzen den Anschein von liberaler, pluralistischer Offenheit braucht. Die herrschende Literaturkritik hat immer das Genie in diesen Autoren gepflegt, oder den gesellschaftlichen „outsider“, der der restaurativen Politik in der BRD als Alibi und als Gegenstand folgenloser Empörung diente.

Eine wirkliche Beziehung von Lyrik und Leser wurde in den 50er und 60er

Jahren erst ab der Abitursebene vorausgesetzt. Die Exklusivität der „gepflegten“ Lyrik bestätigte weitgehend den Bezug auf dieser Ebene.

Das, was Nelly Sachs und Hilde Domin und Ilse Aichinger und Heinz Piontek und Wolfdietrich Schnurre und und und ... und natürlich Karl Krolows WIND UND ZEIT — Gedichte noch Zeitungsstaub aufwirbelten, und sogar Günter Grass im Werbesog der BLECHTROMMEL als Lyriker herausgestellt wurde, dessen lyrische WINDHÜHNER allerdings die prosaischen HUNDEJAHRE nicht überlebten.

Wirklich viel gelesen wurden die Gedichtbände dieser und anderer Autoren selbst in der „Hochzeit“ der Lyrik sicher nicht, ich schätze so von etwa 0,0001 % bis 0,001 % der Bevölkerung, zumindest wurden in dieser Größenordnung Lyrikbände gekauft. Eine gewisse Sonderstellung, nicht nur was die Auflagen anbelangt, nahm Hans Magnus Enzensberger ein, dessen Zeile „lies keine Oden, lies die Fahrpläne, sie sind genauer“ künftige Deutschlehrer verwirrte. Das war, als man als „Fachmann“ einfach nicht über Lyrik sprechen konnte, ohne auch „Enzensberger“ zu sagen, als seine Lyrik zur lyrischen LANDESSPRACHE erklärt wurde. Mehr als andere Lyriker verhalf Enzensberger einer politischen Bewegung, zumindest in der Studentenschaft, zum literarischen Ausdruck. Er war eine Art Sprachrohr, das auf literarisch höchster Ebene einer „Linken“ das poetische Vokabular lieferte, zitierbar innerhalb einer gesellschaftlichen Protestbewegung, die bald unter dem Sammelbegriff Apo in Erscheinung trat. Enzensberger beschrieb ein Unbehagen an der kapitalistischen Wohlstandsgesellschaft. Damit berührte er ein wachsendes, allgemeines, gesellschaftliches Unbehagen, und er beschrieb es so, daß eine verhältnismäßig große Schicht der Intellektuellen seine Gedichte „überprüfen“ konnte. Enzensberger hatte damit eine gewisse gesellschaftliche Basis. Das machte ihn in den Augen der Bourgeoisie unbequem, ja gefährlich, obwohl seine Lyrik keine Gefahr für dieses System bedeutete. Wie ja Literatur überhaupt erst in dem Maße „gefährlich“ werden kann, in dem sie in einem organisierten Massenzusammenhang entsteht und wirkt.

An der Entwicklung der Lyrik in der BRD läßt sich vielleicht am deutlichsten von allen literarischen Gattungen zeigen, was es mit „Literatur als Kunst“ in einer bürgerlichen Klassengesellschaft auf sich hat, für wen sie brauchbar ist und welche Funktion sie hat. Lyrik ist da einfach ein Privileg, und die „Schönheit der Kunst“ offenbart sich nicht jedem wie eine wohlfeile Hure. Da muß man fein und gebildet sein; das aber seien nun halt mal nicht die Lohnabhängigen — diese etwa 20 Millionen Menschen mit ihren Familien in diesem Land, nur als Beispiel. Weswegen die „feinsinnigsten“ Kunstkritiker nicht zum Beispiel der Lyrik elitäre Arroganz vorwarfen, sondern den Volksschülern Dummheit und Ignoranz — wenn sie es auch meistens nicht so plump formulierten.

Und dann war auf einmal die Literatur und ganz besonders die Lyrik tot — und viele Feuilletonredakteure und Kulturanalytiker lebten von der Leichenfledderei. Selten ist eine Todesanzeige so zum Gegenstand hintergründigster Expertisen und Diagnosen geworden. Die Diagnosen waren völlig falsch oder auch nur falsch: der Patient jedenfalls war nur scheinot. Den Gralshütern der Kultur kam diese „Kontroverse“ sicher nicht ungelegen. Sie waren ja lange schon in dem

Dilemma, keine Sänger mehr für sich zu finden. So versuchten sie — an den Kulturhebeln der Macht — wenigstens zu verhindern, daß sich eine breite demokratische Literaturströmung entwickelte. So, wie sie stets die Tradition einer revolutionären proletarischen Kultur verschwiegen oder diffamierten.

Die 60er Jahre, genauer eigentlich die „68er Jahre“, die heute bereits in Gefahr sind, zumindest was die Literatur angeht, zum linken Mythos zu werden, standen unter der Überschrift AGIT PROP, eine „Literatur der Straße“.

„La poesie est dans la rue“ hörte man aus Frankreich.

Was und wo immer man Agit-Prop-Texte hören oder lesen konnte, die Feuilletons waren es nicht, die diese Literatur verbreiteten. Die hatten noch genug zu tun mit „konkreter Poesie“ mit Buchstaben-Happenings, die konkret nicht mehr zu verstehen waren — aber das mußte ja angesichts des Staubes, der sich auf die „anspruchsvolle“ Lyrik des vorausgegangenen Jahrzehnts gelegt hatte, geradezu als kritisch empfunden werden.

Die Bourgeoisie hat es immer sehr gut verstanden, Gesellschaftskritik dort förmlich wohlwollend zur Kenntnis zu nehmen und zum Anlaß feinsten Sprachuntersuchungen zu machen, wo diese Kritik losgelöst war von demokratischen Massenbewegungen, losgelöst von der Kultur der westdeutschen Arbeiterklasse, losgelöst vom Klassenkampf.

Auch das hat Hans Magnus Enzensberger, der spürnasigste Literat dieser Zeit, sehr wohl begriffen. Er konnte sich keine Illusionen darüber machen, welche Funktion sein „Protest“ für das bestehende System hatte; ein System, das keine Gelegenheit ausließ, lauthals zu verkünden: „Seht doch, bei uns kann jeder!“ (im Unterschied zu den sozialistischen Staaten, war gemeint). Ja, bei uns darf jeder, nur ändern darf sich halt bitte nichts. Wo Änderungen zu befürchten sind, da darf dann sehr schnell nicht mehr jeder.

Enzensbergers Konsequenz war, der Lyrik im Kapitalismus überhaupt jegliche gesellschaftsverändernde Funktion abzuspochen. Er veröffentlichte keine Gedichte mehr — die „konsequente“ Folge eines grundlegenden Mißverständnisses, d. h. Kurzschlusses — immerhin bis Herbst 1975, dem angekündigten Termin für seine lyrische Auferstehung.

Ich vermag die gesellschaftliche und politische Bedeutung der Zeit der Studentenunruhen, der Apo, der Go-ins nicht definitiv einzuschätzen, ich kann auch nicht die Mängel und Widersprüche des Agit Prop abschließend bewerten, ich weiß nur, daß dort viele jener jungen Autoren — damals noch Studenten — politisiert und zum Schreiben motiviert wurden, die heute die Entwicklung der Lyrik wesentlich mitbeeinflussen. Es sind die Autoren, die — ob aktiv an der Studentenbewegung beteiligt oder nicht — doch kaum ohne die Ereignisse um 68 zu verstehen sind.

Das Ende der 60er Jahre wurde für die Generation der Nachkriegsgeborenen die Zeit bestimmender gesellschaftlicher und politischer Erfahrungen.

Eine allgemeine Protesthaltung, sicher nicht unbeeinflusst vom kulturellen anglo-amerikanischen Underground, der sich als Anti-Haltung gegen Eltern, gegen Wohlstand, gegen den bürgerlichen Mief, gegen das Überkommene, gegen das Establishment, gegen Kapitalismus und Krieg, oft gegen alles richtete, war so etwas wie die „Grundstimmung der Jugend“.

Die ökonomischen und ideologischen Krisen der kapitalistischen Gesellschaft lösten dann politische Massenaktionen aus, wie sie bis dahin in der BRD lange nicht mehr stattgefunden hatten.

Viele Autoren versuchten sich in operativen literarischen Formen, d. h. sie produzierten Texte, die nicht für sich selbst sprachen, sondern gebunden waren an die konkrete politische Praxis. F. C. Delius, Erich Fried, Fitzgerald Kusz, Peter Maiwald, Roman Ritter, Uwe Timm, Peter Schütt, Uwe Wandrey, neu gegründete Straßentheater und Songgruppen, Protestsänger wie Dieter Süverkrüp und Franz Joseph Degenhardt schrieben eine „gesellschaftskritische Literatur“, die Anwendung und Einsatz verlangte. Ihr „Bewährungsfeld“, ihr Forum waren Flugblätter, Studentenzeitungen, öffentliche Veranstaltungen, politische Versammlungen. Der traditionelle Kulturmarkt versagte sich natürlich diesen „Niemehr im politischen Teil der bürgerlichen Presse wider, wo Polizeimaßnahmen, Notstandsgesetze und der Ruf nach „Ordnung“ gegen die „Mobilisierung der Gewalt“ gefordert wurden.

Die Literatur des Agit Prop fand ihre Grenzen nicht in erster Linie in ihrem theoretischen, ästhetischen Konzept, sondern an dem ungenügenden organisatorischen Zusammenhang mit der Massenbewegung. Die politische, literarische Proklamation konnte so nicht von außen einfach an die Arbeiterklasse herangetragen werden.

Auch für die Entwicklung einer realistischen, demokratischen und sozialistischen Literatur in der BRD war von daher das Auftreten der Deutschen Kommunistischen Partei ein entscheidender Schritt. Mit dem Wirksamwerden einer revolutionären Arbeiterpartei bekamen auch linke Autoren einen Orientierungsrahmen, ein konkretes Fundament für ihr politisches Engagement. Manchen Autoren wurde dieser Zusammenhang sehr bald zu konkret, ihr bürgerlicher Freiheitsbegriff sträubte sich gegen parteipolitische Bindungen, ihr Literaturverständnis vermochte die kulturellen Bedürfnisse der Arbeiterklasse nicht konstituierend einzubeziehen. Heute finden wir diese ehemaligen Linken irgendwo zwischen China und Albanien, mehr noch aber in Naturschutzparks, in denen exotische Pflanzen gezogen werden. „Neue Innerlichkeit“ steht über den Eingängen der von ihnen gebauten Gewächshäuser und Gartenlauben, in denen die Vertreter des bürgerlichen Feuilletons als Gäste wieder sehr willkommen sind und mit feinen Produkten bewirtet werden. Aber diese Idylle ist nicht mehr ungestört. Die lyrischen Kleingärtner selbst haben das Gefühl, sie müßten sich rechtfertigen und ihr schlechtes Gewissen durch vernehmbare Empörung über die „anderen“ beruhigen. „Werft den Ballast der Theorie über Bord“ raten ihre Sprecher der wachsenden Zahl von Autoren, die — entgegen dem anachronistischen kleinbürgerlichen Individualismus — begriffen haben, daß sich Individualität und eine legitime subjektive Darstellung der Welt nicht gegen die Interessen der Mehrheit einer Gesellschaft entwickeln lassen, sondern nur mit ihr. Autoren, die sich aus der politischen Praxis und aus der theoretischen, d. h. wissenschaftlichen Beschäftigung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen heraus um eine realistische Literatur bemühen. Eine Reihe von Romanen in den letzten zwei Jahren mar-

kiert diese Entwicklung, und auch in der Lyrik zeichnet sich ein neues literarisches, politisches Selbstverständnis und Selbstbewußtsein ab.

Die Feuilletons der „unabhängigen“ Großkritik schließen die Augen, und wenn sie sie aufmachen, sehen sie rot. Ihr Dilemma wächst: sie, die die bürgerliche Literatur mit dem Hinweis auf die „künstlerische Qualität“ ideologisch abzuschirmen versuchen, müssen sich — um glaubwürdig zu bleiben — zunehmend gerade mit der künstlerischen Qualität der neuen sozialistischen Literaturströmung in diesem Lande auseinandersetzen. Sie geraten da echt in eine schwierige Lage: einfach verschweigen läßt sich diese Literatur so leicht nicht mehr, dazu sind es schon zu viele Autoren und Bücher, zu viele auch, die schon im Ausland Aufmerksamkeit erwecken, zu viele, die unabhängig von den bürgerlichen Medien eine Öffentlichkeit haben. Und — dort beginnen die eigentlichen Widersprüche — verschweigen hieße ja, das Eingeständnis zu machen, daß die propagierte „pluralistische Offenheit“ in dieser Gesellschaft so wörtlich dann auch wieder nicht zu verstehen sei.

Also versuchen sie diese für sie unbequeme Literatur auseinanderzudividieren, Gegensätze aufzubauen, Keile reinzutreiben. Da wird versucht, jene Autoren, deren politischer Standort (noch) nicht eindeutig bestimmt ist (gemeint ist deren parteipolitischer Standort) gegen solche Autoren auszuspielen, die offen als Kommunisten auftreten oder für Kommunisten Partei ergreifen. Von Fall zu Fall mag ihnen das gelingen. Insgesamt aber wird das schwerer, angesichts einer zunehmenden Zahl von Kulturschaffenden, die das Gemeinsame ihrer antikapitalistischen Haltung miteinander verbindet und die für Veränderungen eintreten, die über den Kapitalismus hinausweisen.

Da sind Lyriker wie Astel, Born, Bosch, Delius, Fels, Fried, Herburger, Maiwald, Ritter, Schramm, Schütt, Stössel, Theobaldy, Timm, Troppmann — und auch ich selbst möchte dazugehören — da sind die Lieder und Texte von Degenhardt, Kittner, Süverkrüp u. a. Sie alle sind beteiligt — auch und gerade als Lyriker — an der Entwicklung einer Literatur, die einmal Massensliteratur sein wird.

Das erkennen auch jene, meist jüngeren Redakteure, die in den von mir so oft genannten bürgerlichen Feuilletons arbeiten und die es ernst meinen mit ihrer „Kritischen Funktion“, wie Ulrich Greiner:

„... So ist also diese Literatur auf der Suche nach der Verbindung von Erinnerung und Utopie, von Autobiographie und Politik. Das ist ... eine erstaunlich breite Bewegung, die das meiste umfaßt, was an Nennenswertem gegenwärtig publiziert wird, und die, was ihr Konzept betrifft, Zukunft hat ... Sie haben den Leser im Auge und das ist, sieht man auf die kurze Geschichte der westdeutschen Literatur, schon viel. Auf alle Fälle schreiben sie nicht, wie Arno Schmidt einmal in weiser Selbstbeschränkung sagte, für die dritte Wurzel aus der Bevölkerungszahl, was kaum vierhundert Leser wären, sie wollen mehr erreichen, und es sieht so aus, als könnten sie das.“ (FAZ, 11. 7. 75).

Klaus Konjetzky

„Der Roman, das ständig totesagte Kind“ sei „eigentlich noch zu jung, um zu sterben“, schreibt Heinrich Böll im Jahre 1960. Er wußte, daß er damit die Stirn hob gegen die erlauchten Kritikerfürsten jener Jahre, die den Roman in mehrerlei Weise für unmöglich hielten. Als Gattung, die auf besonderen Wirklichkeitsbezug angewiesen ist — „krude Faktizität“ nannte das mißbilligend Walter Jens — wurde er a priori für trivial erklärt und allenfalls den „bescheidenen Gemütern ... den „Sackträgern des Piräus“ zugeordnet (Rudolf Krämer-Badoni in: *Die Kultur*, Nr. 136/1959, S. 6). In der Blütezeit des Wirtschaftswunders heftete man dem Roman so etwas wie Armeleutegeruch an. Und mit denen, so die herrschende Meinung, sollte die Literatur höchstens per Allegorie, aber niemals konkret zu tun haben. Seither ist im ganzen Land einiges in Bewegung geraten, das auch scheinbar festgefügte Meinungen über Literatur erschütterte, und es ist heute nicht mehr möglich, mit dem Realitätsbezug der Kunst auch den Roman so einfach abzuqualifizieren. Zwar war es den literarischen Meinungsmachern niemals gelungen, das ganze Genre zu erdrosseln, aber es gehört mit zu den jüngsten Veränderungen der hiesigen Kulturlandschaft, daß der Roman heute einen gewissen Aufschwung erlebt.

Wenn politisch bedeutende Veränderungen buchstäblich vor der eigenen Haustür erstritten werden, können sich immer weniger vereinzelte Schreibende der Wirklichkeit entziehen, neue Erfahrungen werden gemacht. Bekannte und bis dahin unbekannte Autoren haben in letzter Zeit Romane veröffentlicht, in denen sich solche neuen Erfahrungen widerspiegeln. Das gilt für die neuen Bücher von Böll, Geissler, Herburger oder Walser ebenso wie für die vorrangig als Entwicklungsromane angelegten Arbeiten von Degenhardt, Fuchs, Lang, Timm u. a., die ihre eigene Erfahrung gesellschaftlicher Widersprüche, politischer und sozialer Kämpfe in die Texte einbringen. Der Weg des Helden aus dem ihm vorgezeichneten kleinbürgerlichen Lebensweg mit Aufstiegschancen, der Weg ins politische Engagement, die Entwicklung des Verhältnisses zur Arbeiterklasse werden hier nacherzählt und meistens auch nacherlebt. Gerade diese neu auftretenden Autoren haben, indem sie — gegen die Erlasse der Kritik — in angeblich antiquierten Verfahren erzählten, dazu beigetragen, Fragen von grundsätzlichem Gewicht in die allgemeine Diskussion um die hiesige Literatur zu bringen: die Frage des Adressaten zum Beispiel, die Frage der konkreten und historisch erkennbaren Biografie des Helden, die Frage der Utopie in einem greifbaren demokratischen Sinn. Wir haben die meisten dieser Romane in den vergangenen Heften besprochen. Die Helden dieser Bücher eint das Tätigwerden, die Gesellschaftskritik, die zur Praxis will und die verändernde Praxis auch wirklich erreicht. Daß der Held zum Handeln kommt, daß mit Blickrichtung aufs verbindliche Handeln nachgedacht, gelitten und gegrübelt wird, bekommt dem Erzählen. Wo diese Ebene des Handelns nicht mitspielt — wie etwa in Hugo Dittber von Zuständen hinaus die Spannung und Entwicklung. Es wird die Ursache von Ich-Schwäche, Passivität im individuellen und sozialen Verhalten auf eine Weise gezeigt, die — im Erinnern — nur wieder in sich selbst zurückläuft.

Von der Darstellung des Handelns im Sinne politisch-gewerkschaftlicher Aktion ging zunächst der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt aus und hat inzwischen in vielen Texten die anfängliche Begrenztheit dieser Themen überwunden, ohne den Bezug zu seinem Ausgangspunkt — der Darstellung der Klassenkämpfe heute und hier — zu verlieren. Die Entwicklung der Werkkreisliteratur läßt sich nicht zuletzt daran ablesen, daß in den letzten Jahren einige Mitglieder als selbständige Arbeiterschriftsteller hervortraten, wie z. B. Josef Ippers, August Kühn/Rainer Zwing, Richard Limpert, Artur Troppmann und andere. Damit soll die Bedeutung der kollektiven Publikationen des Werkkreises nicht herabgemindert werden — es zeigt sich heute nur deutlich, wie vielfältig die Wachstumsmöglichkeiten dieses Bereiches der Literatur der BRD geworden sind. (Die Publikationsreihe des Werkkreises bei Fischer wird in diesem Heft noch genauer betrachtet.)

„Vertiefte Suche nach der Wirklichkeit“ haben wir in unserm Heft 4/73 das Neue in der hiesigen Literatur genannt. Eben diese Tendenz hat sich verstärkt und verbreitert. Es ist zur Differenzierung von Positionen, auch zu Polarisierungen gekommen. Heute zeigt sich in der vorhandenen Literatur klarer als noch vor zwei Jahren, daß die Suche nach der Wirklichkeit auch ein bestimmtes, für grundsätzliche Veränderungen offenes Konzept von der Gesellschaft bedingt. Wer aus der Realität die Notwendigkeit und Möglichkeit, daß Ausbeutung abgeschafft wird, zum Verschwinden bringen will, der hat heute sichtbar Schwierigkeiten mit der Gestaltung. Schlimmstenfalls fällt er zurück auf eine belehrende Manier, in der sich nicht viel Aufregenderes schreiben läßt als das „Tagebuch einer Schnecke“ von Grass oder Richters „Briefe an einen jungen Sozialisten ...“, denen der kümmerliche Rahmen des SPD-offiziell Machbaren sichtbar den Spielraum des Denkens und Handelns beschränkt.

Dagegen machen es sich die drei Pädagogen in Siegfried Lenz' „Das Vorbild“ nicht leicht mit der Absicht, den Menschen reformerisch-pädagogisch zu bessern. Sie suchen nach geeigneten Vorbildern für die junge Generation. Aber indem Lenz die Diskussion der Vorbilder von deren gesellschaftlichem Kontext trennt, opfert er einen guten Teil der Überzeugungskraft seiner Romanhelden, und erschafft eine Reihe Scheinprobleme, die das Buch zähflüssig und unentschieden abhandelt. Obwohl sich schließlich herausstellt, daß das einzig tragfähige Vorbild mit opferbarem Antifaschismus zu tun hat, wird die Frage des Handelns vermieden, so daß nicht beantwortet werden kann, welchen Sinn überhaupt ein Vorbild haben soll.

Heinrich Bölls jüngste Bücher — die deutlich wie nur je den subjektiv moralischen Impuls vor allem ihrer weiblichen Hauptfiguren unterstreichen — weisen in eine grundsätzlich andere Richtung. Schon in der Geschichte der Leni Pfeiffer („Gruppenbild mit Dame“) wird die Frage nach dem tätigen Ändern der Gesellschaft unabweisbar — und zwar um so mehr, je näher die Handlung an die gegenwärtige Realität der BRD heranreicht. In „Katharina Blum“ wird dieses Problem des Handelns unerbittlich wirklichkeitsnah vorgedacht — und die ganze Erzählung greift aktuell ein in die medial gesteuerte Terroristenfurcht und -hatz, die den Abbau demokratischer Rechte im Land decken und gegen Protest absichern soll.

Nach der Entdeckung der arbeitenden Mehrheit für die Literatur der Bundesrepublik wurde bald auch nach der Historizität der Helden gefragt, nach verschwundenen geschichtlichen Traditionen und Erfahrungen — eine besonders schwierige Frage dort, wo es zweimal in einer Generation gelungen war, die Traditionen der Arbeiterbewegung so zu unterdrücken, daß sie nur da weiterbestanden, wo man bewußt der antikommunistischen Verteufelung Widerstand leistete. Das widersprüchliche Verhältnis der demokratischen Bewegung Ende der 60er Jahre zu den fortschrittlichen Traditionen soll hier nicht diskutiert werden. Für die literarische Entwicklung aber war wichtig, daß — nach der weitgehend fruchtlosen und akademischen, oft auch historisch falschen Aufarbeitung der Geschichte des Bundes Proletarisch Revolutionärer Schriftsteller durch „ultralinke“ Autoren — mit Degenhardts „Zündschnüren“ und dem Werkkreisband „Der rote Großvater erzählt“ die Sache in den Bereich lebendiger literarischer Praxis gelangte. In den Entwicklungsromanen bot sich an, die eigene Geschichte im Lichte neuer Erfahrungen zu entdecken und unter einem Klassengesichtspunkt zu problematisieren; ausführlich und grüblerisch befaßte sich damit Fuchs' „Beringer“.

Ereignis im Entdecken verschütteter eigener Geschichte aber wurde Alfred Anderschs Roman „Winterspelt“. Hier wird von der Vergangenheit auf einer Ebene erzählt, die wichtiger ist als bloßes Dabeigewesensein: konsequent antifaschistisches Handeln scheint für die bürgerlichen Helden des Buches rückschauend möglich, möglich erscheint auch die Verständigung, ja sogar ein Bündnis mit dem — allerdings seltsam inaktiven und andere abweisenden — Kommunisten. Was den Roman groß macht, was ihn auch zu einem Buch des Jahres 1974 macht, ist das vorgestellte Modell einer verändernden Tätigkeit der Helden, das zugleich historische Tragweite besitzt — in einer Situation, in der Entscheidungen fallen, die bis heute nachwirken.

Diese Verbindung von Handeln und Historizität verfehlt Uwe Johnson in den letzten Folgen der „Jahrestage“. Obwohl er Weltereignisse des Jahres 1968 ins Buch einbezieht, kommt nicht viel mehr zustande als ornamentales Zitat alter Zeitungsmeldungen — alle Plastizität ist heraus aus den Nachrichten, und für eine Chronik geben sie zu wenig her. Die Gegenwart seiner Heldin Gesine setzt sich aus fatal dünnen Wunschkonstruktionen zusammen: nachdem sie als Frau, ledige Mutter, Ausländerin und nicht mehr ganz junge Kraft in die höheren Chefetagen einer New Yorker Bank aufgestiegen ist, hält sie nun einen Dollarkredit für die CSSR bereit, wobei man sich nichts Böses denken darf, denn es ist ihr gelungen, das Ideal des Sozialismus die Jahre über in ihrem Herzen zu bewahren. Was der Autor mit solchen erzählerischen Hilfsmitteln zuwege bringt, bleibt unendlich wirklichkeitsfern. Paradoxerweise gewinnen die Erzählungen vom Kriegsende in Mecklenburg weitaus größere Überzeugungskraft als die Ereignisse von 1968: Personen, Entscheidungen, Landschaft und eine geschichtliche Situation werden greifbar, der Realitätsverlust zur Gegenwart hin wird dafür um so deutlicher.

Wenn wir uns umsehen in der Landschaft literarischer Ideologien und Gerüchte, so vermerken wir seit etwa einem Jahr answellende Polemik gegen etwas, das mancher mit Jörg Drews als „Realismus“ aus gibt, manch einer mit Hans Chri-

stopf Buch als das politische Engagement des Schriftstellers kritisiert und dagegen die „neue Innerlichkeit“ setzt. Wir wollen nicht behaupten, ein paar kritische Artikel brächten schon einen literarischen Trend zuwege. Aber die Aversion mancher, auch jüngerer Kritiker gegen die „Politisierung der Literatur“ hat eine objektive Seite: Man muß heute genauer fragen als zu Zeiten der großen Vietnam- und Antinotstandsdemonstrationen, wofür man sich engagiert, mit welchen Mitteln und auch — mit wem. Was als gemeinsamer Nenner zu Beginn der 70er Jahre möglich schien, verliert an Wirkungskraft, je mehr der Putz von den SPD-Versprechen abblättert und sich die Regierung zum Vollzugsorgan der allgemeinen Rechtsentwicklung macht. Eine neue Gemeinsamkeit gleicher Größenordnung ist noch nicht gefunden. Von daher scheint die Proklamation einer bewußt sich von der Politik abkehrenden „neuen Innerlichkeit“ verständlich, wobei diejenigen, die diese Alternative formulierten, zugleich darauf hinwiesen, daß ihnen das vorherige Engagement etwas Außerliches war. Und nur in diesem Sinne erscheint der behauptete Gegensatz real. Als ideologisches Leitlicht ist es aber der Versuch, das politische Engagement der Autoren und ihre gesellschaftliche Bewußtheit wieder zurückzunehmen, so daß sie eingesperrt bleiben in die Abschilderung individueller Leiden und (seltener!) Freuden ohne deren gesellschaftliche Dimension. Die Frage nach dem verändernden Handeln wird dann erst gar nicht mehr gestellt.

Dabei zeigen die inzwischen erschienenen Texte, daß die aufmerksame Beschäftigung mit psychischen Vorgängen zunächst einmal nichts anderes war als das Bestreben nach Differenzierung und Vertiefung des literarischen Themas, das Bedürfnis des Helden (und Autors) nach Aufschluß über sich selbst. In Peter Schneiders „Lenz“, der in der Tat ein Signal in diese Richtung setzte, irritiert den Helden und Erzähler der Auseinanderfall von politischer Aktion und den Bedürfnissen der eigenen Person. Die „nur private“ Wunschwelt jenseits der Alpen — ein mechanistisch schönes, irgendwie reibungslos funktionierendes Kulturmilieu — wird ihm bald langweilig; er steigt ohne Bedauern um in eine andere Wunschwelt, in der sich — noch reibungsloser — politische Tätigkeit und menschliche Wärme zu bedingen scheinen. Ein neues Thema wird so gewonnen. Wie sich diese Spannung von — grob gesagt — Privatem und Politischem wohl in Wirklichkeit ausleben läßt, wird am Ende der Erzählung gerade erst formuliert, als entschlossenes „Dableiben“ des Helden in der alten Westberliner Umgebung. Ein komplizierterer und reicherer literarischer Gegenstand kündigt sich hier an.

Selbst bei einem Autor, dessen Werk so wenig von politischem Engagement und Interesse geprägt ist wie das Peter Handkes, scheint die Hinwendung zu mehr „Innerlichkeit“ zunächst nichts weiter als die normale und immanent produktive Entwicklung einer schriftstellerischen Biografie. Wer wollte bestreiten, daß für Handke der Wechsel von der Wiedergabe der glatten Außenfläche der Ereignisse im „Tormann“ zur schmerzhaft genauen Analyse ausbrechender Todesangst seines gutbürgerlichen Helden ein Zugewinn an Darstellungsmöglichkeiten war? Allerdings ist — auf die gesamte publizistische und literarische Öffentlichkeit gesehen — in anderer Weise die Beschränkung aufs Private und besonders auf die Konfrontation des einzelnen mit dem Tod symptomatisch. Gleichzeitig mit der

Losung der „neuen Innerlichkeit“ wurden Angst und Tod zu Diskussionsthemen von breiterem Interesse; ein Kirchentag dieses Jahres beschäftigte sich damit, auch der *Spiegel* mochte sich dem Trend nicht entziehen. Man kann darin einen kurzschlüssigen Bezug zur andauernden und sich verschärfenden Krise des Kapitalismus sehen, ein Aufgreifen vorhandener Stimmungen bei anwachsender Lebensunsicherheit und Existenzbedrohung für ganze Schichten der Bevölkerung. Die Frage ist nur, wie weit die publizistische Behandlung dieser Themen überhaupt noch auf Erkenntnis und menschliche Lösungen reflektiert. So hat zum Beispiel das *Literaturmagazin 3* radikalerweise die Utopie mit dem Thema des Todes zusammengespannt. Was dabei herauskommt, läßt sich in Dieter Wellershoffs programmatischem Artikel nachlesen. Wenn man den zweifellos richtigen Satz, daß die Zukunft des Einzelmenschen der Tod sei, zum Ausgangspunkt des Nachdenkens über Utopie bestimmt, dann läßt man dem lebendigen Menschen kaum eine andere Chance, als sich unverkrampft aufs Sterben vorzubereiten — die Frage, wie denn das Leben menschenwürdig zu machen sei, entfällt. Der einzelne wird auf Vereinzelung festgelegt, das Denken über real mögliche Zukunft versperrt.

Dieser destruktiven Ideologie entspricht im literarischen Bereich am ehesten die Anlage des Bestsellers „Das Urteil“ von Hildegard Knef, der recht grob auf massenhaft vorhandene Ängste spekuliert — man denke an die Krebsstastistik der Ballungsgebiete — und ihnen ein Ersatzventil bietet. Sobald es sich um ernsthafte Literatur handelt, sobald man sich vergegenwärtigt, wie reichhaltig neue Themen und Wirklichkeitsbereiche in den letzten Jahren in die Literatur hineingekommen sind, erweist sich die Alternative „hie Politisierung — hie Innerlichkeit“ als bloßer Schein: gerade die politisch engagierten Autoren, bis hin zu den Kollegen des Werkkreises, haben erkannt, daß sie sich zwischen beidem keine Mauer aufrichten lassen dürfen. Überflüssig eigentlich, an die Einheit von Psychologie und Gesellschaftsanalyse bei Böll, Lenz oder Walser zu erinnern; nicht ganz so überflüssig, auf den offenbar unvermeidbaren Zwiespalt im *Literaturmagazin 3* hinzuweisen: was dort an literarischen Texten beispielsweise von Ritter, Schramm oder Theobaldy abgedruckt ist, hat nichts zu tun mit den zitierten theoretischen Äußerungen von Wellershoff. Was „Innerlichkeit“ gerade für eine Literatur bedeuten kann, die mit wachem politischen Bewußtsein geschrieben ist, beweisen auch die lyrisch-epischen Verse von Klaus Konietzky („Poem vom Grünen Eck“) oder die Geschichten von Artur Tropschmann, die überaus feinfühlig das soziale und psychologische Verhalten der Bewohner einer Münchner Mietskaserne nachzeichnen. Sie bestätigen die Erfahrung, daß es über die Innerlichkeit der Helden gerade dann etwas zu erzählen gibt, wenn man die Individuen in ihren sozialen Beziehungen sieht, als Handelnde oder potentiell Handelnde, bei denen es liegt, die Bedingungen ihres Lebens zu verändern.

Natürlich sollen die aktuellen Literaturverhältnisse hier nicht so dargestellt werden, als seien für die politisch engagierten Autoren, nach Maßgabe ihrer Fortschrittlichkeit, alle Werkprobleme gelöst. Gerade sie erfahren heute die Mühen der Ebenen, wo die Aktivität der Massen nur langsam wächst und die großen Veränderungen zäh und schrittweise errungen werden müssen. Für die literari-

sche Darstellung zeigt sich das Problem der Dauer langfristiger Beziehungen und Lebensformen unter den Bedingungen des politischen Engagements heute deutlicher als vor drei Jahren. Es wird auf vielfältige Weise auszuprobieren sein, wie Literatur zum Sprecher der arbeitenden Menschen einer kenntlichen engeren Heimat werden kann, welchen Weg der Darstellung die Autoren finden, die in diesem Bereich gerade heimisch werden, wo diese tätigen Helden nicht mehr nur geachtete Vorbilder mit beneidenswerten Biografien sind, sondern normaler Teil des eigenen Lebens, Menschen, mit denen man täglich umgeht, arbeitet, streitet und fröhlich ist, von denen man den einen mehr und den anderen weniger mag.

Weitere Antworten sind zu erhoffen auf die Frage, wie die weltweiten Veränderungen, die Schläge gegen Imperialismus und Faschismus sich mit unseren eigenen Erfahrungen, über die touristischen Entdeckungen hinaus, verbinden.

Die Literatur, die sich eng und dauerhaft mit den arbeitenden Massen verbünden will, hat heute in der BRD ein erkennbares Gesicht. Diejenigen, die bewußt eine demokratische und sozialistische Kultur in diesem Land fördern wollen, sind mehr geworden, ihr produktiver Beitrag zur allgemeinen Arbeit der Änderung des Bewußtseins der Bevölkerung ist angewachsen. Abstrakte und deklamatorische Bekenntnisse sind überwunden, ohne die es im ersten Aufschwung der politischen Parteinahme nicht zu gehen schien, die Scheu vor populären Formen der Darbietung schwindet. Wir haben einen — vorläufig noch kleinen — Teil eines neuen Lesepublikums gewonnen. Die Möglichkeiten der Arbeiten sind größer geworden, ebenso wie die zu lösenden Aufgaben.

Elvira Högemann-Ledwohn

1. "... in einer sich wandelnden Welt".
Seltener lade ich jemanden ein,
mit mir einen Berg zu besteigen.
Jetzt sag ich: treffen wir uns in der Schalter-
halle der Deutschen Bank.

2. Mein Narzißmus:
Lieber hätte ich keine Feinde, woher aber
so viele Spiegel nehmen und wie sie aufstellen,
daß ich mich in ihnen genau
wie in den Feinden sähe.

3. Symptome:
Die schwächer werdende Freude.
Eine Magenfalte im Gesicht. Meine sich
verkriechende Stimme. Die wachsende Angst
vor alten Freunden.

4. Erschwerungen:
Schuhe sind mir zu klein oder zu groß.
Verspät ich den Zug, bin ich besiegt.
Ich habe keine Reserven. Wer noch lebt,
kann überhaupt nicht mitreden.

5. Korruption:
Ich kann mir nicht trauen. Zu lang schon lern ich
rechtfertigen, was mich bevorzugt. Wer schlägt
mir den andauernd nachwachsenden Kopf
andauernd ab?

6. Absage:

An den Schrecken sich halten,
ohne den Schrecken aufzuschneiden,
macht den Schrecken mächtig,
du dienst ihm.

7. Landschaft:

Wenn ich von der Arbeit komme,
trinke ich ein Bier und gebe
mich dem Fernsehen hin. Hernach
ist es zu spät.

8. Warnung vor der Allegorie:

Meine Wut ist eine Katze,
die sich füttern läßt und streicheln.
Gefüttert und gestreichelt, fragt
meine Katze: was ist Wut?

9. Environment:

Sowas Windiges, Ölfarbenes, schön grauer
Tag, Blauberge, stählerne Pfützen, lange
Weile, herrliches Haus, Television, keuchende
Putzfrau aus Gips.

10. Selbstgefühl:

Rechthaben werde ich nie. Das weiß ich
jetzt schon. Mir wurde beigebracht,
daß ich mich täusche. Seitdem will ich
andere auch täuschen.

Erzählung eines Films für Kinder und Erwachsene

Opa Topas wohnt allein unterm Dach, wäscht ab, wäscht auf, strickt an einem ellenlangen komplizierten Lappen, der ein Sonnensegel werden könnte, wenn man genau wüßte, was das wäre. Er schaut aus dem Fenster, wirft ungeduldig alles hin und humpelt aus der Tür. Er ist schwer hüftleidend, wie man sieht, wenn er die Treppe hinuntersteigt.

Auf der Straße hat ein kleiner Verkehrsunfall stattgefunden. Opa Topas mischt sich ein, möchte gern mitstreiten, wird aber von einer älteren, kräftigen Frau zur Seite gedrängt. Da packt den Opa der Zorn, er reißt die Augen auf und denkt, stumm Worte formend: Und siehe da, nichts mehr ist von den streitenden Verkehrsteilnehmern zu hören, sie sind nur noch zu sehen. Topas sagt ihnen, was sie tun sollen, spricht Machtworte, befiehlt und weist in verschiedene Richtungen. Die Parteien trennen sich.

Befriedigt geht Topas ins nächste Wienerwald-Restaurant und läßt sich an einem Stehtisch ein gebratenes Hähnchen servieren, das er geschickt in der Luft zerreißt, jedoch ungeschickt verzehrt. Fett tropft, Topas klopft um Hilfe an den Tisch. Ein Kellner kommt und wischt den Opa ab.

Topas fährt in der U-Bahn zum Stadtrand. Er wird hinauf- und hinuntergetragen, sieht Plakate, Abgründe, dann die Stadt aus dem ersten und zweiten Stock. Er ist über alles erfreut. Einem Priester, der ihm gegenüber sitzt, möchte er seine Lust mitteilen, doch der Priester ist taubstumm, kann nur mit blitzschnellen Handzeichen antworten. Topas ahmt sie nach, lernt, bald unterhalten sich die beiden auf diese lautlose Weise, als stopften sie unsichtbare Socken im Akkord.

Zwei, drei Rocker, die ihnen zusehen, brüllen auf vor Schmerz und schlagen aus Enttäuschung, da sonst niemand mehr sich in dem Abteil befindet, eine Scheibe ein. Aber dann versuchen sie ebenfalls das Zeichenalphabet. Zuletzt verständigen sich Rocker, Priester und der Opa selbstverständlich auf diese Art.

Topas betritt am Stadtrand ein himmelhohes, neues Altersheim, in dem die Alten in zu viel frischer Luft vereisen. Er wird vom Portier begrüßt, von Schwestern, ebenso von Gleichaltrigen, die vorsichtig über schlüpfrigen, mit spiegelblankem Linoleum ausgelegten Korridoren wandeln. Dort in der Ferne wankt ein Paar, ein dürres Weiblein fängt zu rudern an und schlittert um die Ecke.

Im Fernsehzimmer, wo einige Männer sitzen, hustend, röchelnd, sich kratzend, auch schief in Stühlen schlafend, unterbricht Topas das Fernsehprogramm, das auf mehreren Apparaten läuft. Die alten Männer schreien erbittert auf, eilen zu den Geräten und schalten sie wieder ein, jedoch ohne Ton. Opa Topas möchte gern eine Rede halten, doch niemand hört ihm zu. Da

geht Topas durch die besetzten Stuhlreihen und gibt jedem Alten ein Fünfmärkstück. Nun wird ihm natürlich Ehre erwiesen.

Er spricht über die Emanzipation. Daß die Männer stolz bleiben müßten, im Alter nicht nachgeben dürften, Fabriken und Büros stürmen sollten. Ihre Kenntnisse seien vorteilhafter als die der Jungen, denn Alte besäßen längere Erfahrung, mehr Geduld und ein geübtes Gewissen. Sie würden nicht aus Hast und Ehrgeiz gleich über das Ziel hinausschießen. Die Rede gipfelt im Bekenntnis zum Staat der Alten, der eine gefährliche Untergrundbewegung und Massenorganisation bilden könnte, wenn er nicht im Staat der Jungen mit Stimme und Platz aufgenommen werde. Es sei zu bedenken, daß die Alten bereits zwei Weltkriege mitgemacht und in den meisten Waffenmodellen, die seither erfunden wurden, ausgebildet sind.

Einige der schlafenden Männer wachen auf und schütteln greinend, doch kraftlos ihre Fäuste. Als eine alte Frau an der Tür erscheint und mit einer Handglocke läutet, springen alle auf und eilen laut aus dem Fernsehraum.

Wütend schaltet Topas an den Apparaten wieder den Ton ein, dann geht er ebenfalls. Betritt sogleich den Eßsaal des Altersheims, in dem Männer und Frauen getrennt sitzen. Die Frauen sind in der Überzahl. Sie blinkern Topas freundlich zu, schneiden ihm Grimassen, einige himmeln ihn sogar an, während Topas von den alten Männern, die gierig essen und schlürfen, tief über Teller gebeugt, überhaupt nicht beachtet wird.

Da verlangt er von ihnen wieder die Fünfmärkstücke zurück, geht von Esser zu Esser, verabreicht ihnen Kopfnüsse, greift in Taschen, faßt in Jacken, zwingt Münder auf und stochert in Tellern. Schließlich hat er ein paar seiner Geldstücke erbeutet und verläßt den Saal, an der Tür noch gräßliche Mahnungen von Tod und Vergessen über die Alten schleudernd. Zwei, drei Frauen winken ihm nach, eine wirft auch ein schüchternes Kußhändchen.

Topas ist unterwegs in Straßen, müde, hinkend, mürrisch von einem Bäumchen einen Zweig abbrechend, den er dann als Stock benützt. Ein Kind macht es ihm nach, wird von einem Polizisten ermahnt, doch das Kind entwischt. Topas köpft mit seinem neuen Stock Blumen, die vor einem Kleidergeschäft in Kübeln prangen.

Vor einer Juwelerauslage bleibt Topas stehen, blickt den Schmuck, die Steine an, geht entschlossen in den Laden hinein. Er läßt sich von einem freundlichen Verkäufer Ringe, Halsketten, diamantenbesetzte Uhren vorführen, aber nichts gefällt ihm. Endlich zeigt der Verkäufer Steine, Juwelen. Opas Augen leuchten auf, der Art, daß der Verkäufer eine Zeitlang stumm spricht, es ihm die Rede verschlagen hat. Er fängt sich erst wieder, als Topas zu fragen beginnt, alles über die Steine erfahren möchte, ihre Namen, Farben, Preise, Eigenschaften und Sagen. Ein gelber Stein, der Topas genannt wird, hat es ihm besonders angetan.

Großvater kauft ihn mit einem ungedeckten Scheck, gesteht aber, daß der

Scheck nicht gedeckt sei und reißt dabei funkelnd seine Augen auf, wodurch der Verkäufer erneut verstummt. Er protestiert umsonst. Topas schreibt derweil auf einen Zettel:

Topas, das bin ich,
ein Edelstein,
wie viele Alte ganz allein,
darum lernen wir Telepathie
stumm und rechtlos
geworden wie Vieh,
und das wird unsere Rache sein.

Während Topas den Laden verläßt, deklamiert der Verkäufer laut den Zettel, da er wieder sprechen kann. Draußen winkt der Opa einem Taxi und fährt davon. Im Juweliengeschäft beginnt die Überfallklingel zu schrillen.

Der Opa kommt zu seinen Kindern, einem jungen Mann und einer jungen Frau, die wiederum ein Kind haben, blond und schön, des Großvaters Enkelsohn. Sie sitzen vor dem Fernseher und beölen sich vor Begeisterung wegen einer alten Tanzsendung von Fred Astaire.

Enkelsohn und Topasens Tochter ahmen, nicht ungeschickt, die Steppschritte von Astaire nach. Topas wird unwillig, schreit ein wenig, wünscht Aufmerksamkeit für sich, wird nicht beachtet. Da zieht er seinen Edelstein aus der Tasche, reißt die Augen auf und schaut durch ihn hindurch, den Blick furchterregend auf die jungen Leute gerichtet, doch nichts passiert. Tochter und Enkelsohn singen und tanzen weiter, während Großvaters Schwiegersohn erklärt, sie seien sich keiner Sünde, Verschweigung, Unterlassung bewußt. Sie hätten sich immer um ihn gekümmert, wenn er es verlangt habe, also seien auch sie einmal an der Reihe. Jetzt spielten sie die erste Rolle. Kusch!

Topas setzt sich, scheint geknickt zu sein. Ist gleich danach blitzschnell ein Dutzend Salzstangen wie ein Kaninchen. Dann erklärt er laut, mitten in die kostbare Sendung hinein, so daß der Tochter wie dem Enkelsohn die Steppschritte durcheinandergeraten, er brauche Geld, müsse nach Bonn in den Bundestag fahren, um dort alles zu seinen und seiner Kollegen und Kolleginnen Gunsten zu ändern, und zwar plötzlich! Er schlägt auf den Tisch.

Seine Kinder besänftigen ihn, kraulen ihn, betten ihn in den Fernsehstuhl, verkünden, sie gingen, kämen gleich wieder, natürlich mit Geld. Auf Zehenspitzen verlassen sie die Wohnung, vom Kleiderständer noch Kappen, Mäntel, Jacken, Hüte und Tücher reißend. Topas liegt in dem langen Stuhl und jagt mit dem Akustiktipper sechzehn Fernsehprogramme hintereinander her, bleibt aber gelangweilt.

Wir sehen, wie seine Tochter, abenteuerlich gewandet, durch eine überfüllte Kneipe sich windet, die Hand aufhält und die Trinker anbettelt. Sie erhält Geld, auch schlimme Angebote, muß Küßchen einstecken, doch die Beute mehrt sich. Schließlich sammelt sie noch auf dem Abort, wo ihr über geschlossene Abteiltüren hinweg Markstücke zugeworfen werden.

Großvaters Enkel, der blonde, zerrissen gekleidete Engel, bettelt im Hauptbahnhof. Er erhält Geld von Touristen, DDR-Besuchern, einem großen, schönen Neger, der in bunte Umschlagetücher gehüllt ist, eine hohe Pelzmütze trägt und das Kind gleich mit nach Afrika nehmen möchte als, wie er sagt, Reklame für Speiseeis. Doch der Enkel will nicht, sondern geht zu einem Wiegeautomaten und prüft sein Gewicht. Bestürzt schüttelt er den Kopf, scheint abgenommen zu haben. Er eilt zum nächsten Würstchenstand, bestellt eine große Tüte pommes frites, gut gesalzen, versteht sich, dazu eine Familienflasche Cola. Als er bezahlt, seine Ware bekommt und zu essen beginnt, taucht hinter ihm eine Schwester der Bahnmissionsmission auf. Sie fragt ihn aus, möchte ihn an der Hand nehmen, es gelingt ihm aber zu fliehen, dabei Essen und Trinken nicht vergessend.

Zu Hause, wo im Fernsehen noch der Fred Astaire-Film läuft, übt Opa Topas Steppschritte. Er wird zusehends schneller, artistischer und fängt mit dem Mund Salzstängeln auf, die er in die Luft wirbelt.

Opas Schwiegersohn schlägt sich mit Taxifahrern herum. Sein Mantel ist zerfetzt, seine Hose bis zum Bauch aufgeschlitzt. Er schreit, daß er Geld für die Altenhilfe brauche, Geld, Scheine, Moos, Pinunse, Bruch! Sein Schwiegervater, nein Schwiegergroßvater sei lungenkrank, sterbenskrank, krebsteidend, ein kalter Krieger, alter Flieger, frisch aus der Zone, Kommunist und Atheist! Wenn die Inflation siege, lange es nicht einmal mehr für ein Grab.

Die Taxifahrer schnauben, wischen sich gegenseitig ab. Sie zücken Scheine, Geldstücke. Der Schwiegersohn sammelt, steigt ins vorderste Taxi und läßt sich fahren.

„Umsonst, Bruder“, sagte er. „Sonst kriegst du noch eine gewischt.“

„In Ordnung, Chef“, erwiderte der Chauffeur.

Nach so viel Anstrengung kann Großvater für seine geplante Fahrt die 1. Klasse des Schnellzuges benutzen. Da er jedoch sparen wollte, muß er nachbezahlen. Gönnerhaft zieht er, nachdem der Schaffner ihn schon aus dem Abteil hat weisen wollen, Geld heraus.

„Adios, mein Freund“, sagt er. „Im Bundestag sehen wir uns wieder.“

Betroffen macht sich der Schaffner davon, während Topas ihm Handzeichen der Taubstummensprache nachschickt.

Dann, um sich die Zeit zu verkürzen, beobachtet Topas, am Fenster stehend, die vorüberziehende Landschaft. Betrachtet Felder, Kühe, Kraftwerke am Horizont, auch Krähen auf mächtigen Masten. Er holt aus seiner Tasche den Edelstein, reißt die Augen auf, benützt den Stein als Verstärker und versucht, die Vögel zum Schweigen zu bringen, doch sie schreien laut weiter.

Der Zug fährt dahin, Topas, der sich ärgert, probiert erneut seine Macht. Auf einem Feldweg ein Radler, der singend den Zug verfolgt, verstummt zwar nicht, wie aus allernächster Nähe zu sehen und zu hören ist, singt aber plötzlich zu seinem Erstaunen nicht mehr deutsch, sondern portugiesisch, rus-

sisch, italienisch, auch albanisch, schließlich, worüber er sehr froh ist, wie am Anfang wieder deutsch. Das Lied heißt:

Willst ein schönes Mäd'el sehen,
ein bisschen, ein bisschen
mußt den Kopf nach hinten drehen,
ein bisschen, ein bisschen.
Zöpfe hat's wie Korkenzieher,
Gurken in der Schüssel,
wenn du es besuchen möchtest,
brauchst du einen Schlüssel.
Wie herum?
Wie herum?

Am Fenster des Schnellzuges singt Topas mit und steckt den gelben Edelstein ein. Später, als er von einem Kellner, der ein Restaurationswägelchen durch den Gang rollt, eine heiße Tasse Brühe gekauft hat und sie trinkt, reißt er die Augen, ohne den Juwel darin, noch einmal auf und blitzt haarscharf vor Kraft und Wohlbefinden.

Und siehe, eine schlanke, lange, junge Sau springt auf einer Wiese der Eisenbahn nach, schreit und jauchzt, wird schneller, noch schöner und flinker, die Rennsau, die sich der Autor gewünscht hat.

„Eine Rennsau“, flüstert Topas versonnen, setzt sich wieder in sein Abteil, legt den Kopf zurück und schläft ein.

Draußen bleibt die Rennsau stehen, schnüffelt kurzzeitig in der Luft dem Zug nach und klagt. Dann trollt sie sich.

Im Saalplenar des Bundestags herrscht Hochbetrieb. Abgeordnete gehen hin und her, flüstern miteinander, setzen sich, rücken ihre Bäuche nach innen. Die Plätze sind eng geblieben wie zur ersten Stunde, die Volksvertreter wurden dicker. Doch auch ihr Ansehen wuchs. Der Vorsitzende schellt und bittet den Kanzler zum Rednerpult. Der Kanzler geht aufrecht dorthin.

Auf den Tribünen sitzen Zuschauer in Gruppen, so ein Trupp Jugendlicher, ein Schwarm Afrikanerinnen, einige ausländische Botschafter, eine Abteilung Frauen, daneben Gewerkschaftler, sowie Gattinnen von Ministern.

Auch eine Ecke voll Bundeswehrsoldaten und -offiziere gibt es. Unter ihnen hat Topas Platz genommen. Er ißt eine Wurstsemmel, kämpft mit den heraushängenden Rädchen.

Der Bundeskanzler beginnt zu reden, leidenschaftlich überzeugend, dann überraschend scharf, daraufhin versöhnend. Die Mischung wirkt. Er empfängt Beifall von seiner Fraktion, Gelächter und Protestrufe von der Opposition. Als er auf die Situation der älteren Mitbürger im Land zu sprechen kommt, setzt sich Topas kerzengerade auf und wirft seine angebissene Semmel beiseite. Sie landet im Schoß eines jungen Soldaten, der sie sofort verschlingt.

Der Kanzler mahnt, daß es den Alten besser gehen müsse, daß aber auch die Wirtschaft, das Fortbildungswerk, die Entwicklungshilfe und das Heer

bedacht werden sollten. Alles sei in Maßen, mit Umsicht und Sachverstand einzurichten. Topas steht auf und ruft NEIN! Der Kanzler blickt hoch, das Publikum sieht her, Abgeordnete, die nicht Zeitung lesen, drehen sich um.

Der Opa läßt die Augen funkeln und blitzt durch seinen gelben, großen Stein, so daß es dem Kanzler, der bedächtig und sich in den Hüften wiegend widerspricht, die Rede verschlägt. Zwar bewegt er den Mund, doch stumm. Seine Stimme ist ganz anders zu hören, ein wenig verzerrt, höher verhallt und viel zu schnell, als habe der Kanzler Angst, mit seinen neuen Vorschlägen nicht zu Ende zu kommen.

Daß man die Alten bisher verleumdet, wenn nicht vergessen habe, sagt er. Die Hälfte des Heereshaushaltes gehöre ihnen. Punktum! Hinaus aus den Hochhäusern, den schrecklich neuen Altersheimen müßten sie und zurück in die Stadt, in ihre Familien, woher sie stammen. In den Betrieben und Büros, wo sie jahrzehntelang gearbeitet hätten mit Fleiß und Zuversicht, verlange man nach ihnen. Man könne nicht auf sie verzichten, brauche ihre Kenntnisse und Weisheit, besonders auf Grund der Inflation, gegen die der Staat machtlos sei ohne das Volk, solange die Industrie noch selbständig bestimme.

Beifall von den jungen Zuhörern und den Gewerkschaftlern auf der Tribüne. Zustimmung von einigen Abgeordneten, endlich auch von Soldaten und Offizieren. Die Afrikanerinnen schlagen in ihren Wörterbüchern nach, die Gattinnen der Minister warten, ob sie Zeichen von der Regierungsbank erhalten. Musik, als Topas von betrefsten Saaldienern des Bundeshauses zusammengeschlagen wird, jedoch, als könnten sie ihre Arme nur mühsam in Zeitlupe bewegen, völlig kraftlos. Sie tragen ihn hinaus, er lächelt und winkt, sie lassen ihn los.

Dieselbe Musik, wenn Alte Fußball spielen und das Stadion tobt. Wenn Alte Computer bedienen und junge Männer, gekleidet in weiße Mäntel, bedenklich sich am Kopf kratzen. Wenn eine alte Frau in der Post Quittungen stempelt und Vesperpause macht; ein alter Mann, der Ohrenschützer trägt, eine gelandete Maschine einwinkt auf dem Flugplatz. Wenn Alte im Schwimmbad kraulen, einen Hochkran steuern, zehn Kinder versorgen, die auf einer Wippe stehen. Das Bild ist sehr erfreulich, die Zukunft hißt schon Wimpel, und wie es früher auch schon geschah, wagen Alte beim Ball der einsamen Herzen noch einmal ein Tänzchen oder ruhen bei strahlendem Wetter in Liegestühlen mit Wattebüschchen auf den Augen, damit sie vor Glut nicht vergehen.

Endlich erscheint auch Opa Topas, während die Musik in die Steppschrittmelodie von Fred Astaire hinüberweht, als er auf eine Verkehrsinsel tritt und fürstlich die Autoströme regelt, im Auge den gelben Edelstein. Es könnte gar nicht anders sein.

Jäckel hieß er
und sah aus wie ein böser alter Kater,
sortierte weißraschelnd auf einer Kistenreihe
Persianerfelle.
Ich zersteche mir die Hände,
nähe einem Iltis neue Ohren an.
Die Kunst Köpfe zu kaschieren.
Diese treublickenden Glasaugen.
Der schnelle seitliche Kontrollblick Jäckels.
Mühsam fädel ich die Stunden auf.
In der Mittagspause bläht der Wind
eine halbe Stunde Röcke und Kleider
vor dem Alsterpavillon. Mein Mittagsbrot verkrümelt.
Schwäne dümpeln neben Alsterfähren.
Aber ich segel auf der Pamir im Passat,
fahre um das Kap der Guten Hoffnung,
vorbei an Borneo und Sumatra,
wie Pferde schäumen die Wogen,
Sandstern und Muschelriff,
darüber das azurine Blau des Himmels.
Ringtail und Dingo
vor dem Kontinentenzaun.
Sixteentons. Jeden Morgen
das müde Nicken in der Straßenbahn,
bekannt und doch ungegrüßt.
Am Dammtor steige ich wieder in einen Porsche
anthrazitfarben,
fahre mit einem blonden Mädchen nach Travemünde.
Die Stempelkarte ist bei Arbeitsbeginn abzustempeln,
und zwar im Kittel.
Mein Freund der French Canadier
hat den zweiten Offizier niedergeschlagen.
Eine Kopfnuß in einer Garküche in Hongkong.
Wir sitzen mal wieder ganz schön in der Patsche.
Was hast du eigentlich im Kopf,
fragt Jäckel
und zu Hause mein Vater.
Ich schweige.
Das Parkett knarrt unter den Schritten,
slow, slow, quick, quick, slow.
Ich lerne den mexikanischen Kreisel.
Meine Hände schwitzen.

Sie sind Gymnasiast,
sagt Ingrid,
das sehe ich an ihren Augen.
Amarero.
Meine schweißigen Hände.

Einmal in der Woche bin ich also Gymnasiast,
und einmal in der Woche wird die Werkstatt gefeudelt.
Alfred sitzt mal wieder auf dem Klo,
eingeriegelt,
diese faule Sau.
An verregneten Tagen will Alfred
die Wolken mit einem Besen wegschieben.
Alfreds Mutter wurde vom Fürsorgeamt eingesetzt.
Der ist doch nicht ganz klar
im Kopf, sagt der Chef zu Jäckel.
Das ist ein ganz geriebener.
Mitten in Jäckels Geschrei
pflanzt Alfred seine wundersamen Sätze:
Es gibt immer zwei Möglichkeiten,
darum wähle man am besten die dritte.
Noch in der Probezeit wird Alfred entlassen.
Ich widerspreche nie.
Vom vielen Onanieren wachsen Haare
auf der Handfläche, sagt ein Geselle.
Ich starre in meine Hand.
Alle lachen.
slow, slow, quick, quick, slow.
Wechselverlängerung, sagt mein Vater
immer häufiger.
Nachts träume ich von der Stempeluhr.
Stückarbeit.
Zeit: das sind Nerzstolen, Mäntel und Persianerjacken.
Zeit: das ist ein Dünnpfiß, Nachdenken und Träume.
Was hast du eigentlich im Kopf,
fragt Jäckel.
Oh, unermessliches Meer, Wind,
der alles trägt und bricht,
Algenstrang und Muscheldrift.
Ich klopfe das Nerzcape.
Über der Stadt liegt
das stöhnende Kreischen der Eimerbagger.
Der Sand der Elbe in Schuten gespült,
zwischen Schlamm und Schlick
Teile gesunkener Schiffe.
Die rasenden Niethämmer.

Ich fahre mit einer Maschinennäherin
 im Paternoster durch den Keller.
 Im Erdgeschoß hielt sie mich
 am Kittel fest:
 stumm starre ich auf das riesige Zahnrad,
 langsam schiebt sich die Kette
 in die fettigen Metallzähne.
 Als wir auf der anderen Seite hochkommen,
 sagt jemand:
 Sardelle, Sardelle.
 Ich schweige.
 Es gab so viele Schiffe, so schön und so groß,
 die Mary Ann aber ließ ihn nicht los.
 Wie ausgelaufen sind die Straßen
 auf St. Pauli am Sonntagmorgen.
 Geruch der Elbe,
 von Bier und Pisse.
 Hinter den Beinen der Huren
 trippeln die Schoßhündchen.
 Ich laufe durch die Talstraße,
 vorbei an dem Keller,
 die Tätowiermuster im Fenster.
 Über dem Stintfang hängen die Mövenfahnen,
 während der Seewind auf dem Rasen
 in alten Zeitungen blättert.
 Drüben vor der Kasernenmauer des Hafenkrankenhauses
 nächtliches Strandgut:
 leere Rotweinflaschen, abgebundene Präservative.
 Nichts kann mich mehr überraschen,
 sagte später Boller,
 der dort als Notarzt Dienst tat,
 und erzählte oft diese fürchterliche Geschichte
 mit den Streichhölzern im Glied.
 Unter der Gezeitenuhr:
 die träge Elbe,
 gepfählt von Dückdalben und eingemauert,
 schmatzend trägt sie die Schiffe,
 muschelbewachsen,
 und das Unverdaute der Stadt,
 geduldig stinkend vor Ovelgönne.
 Ich lese zum dritten Mal
 Jan Himp und die kleine Brise.
 Jeden Mittwoch kniee ich in der Toilette
 und scheuer den Urinstein aus dem Becken,
 klopfe Rost und Muscheln auf einem Trampschiff
 im Hafen von Rangoon.

Dieser warme grüne Regen.
 Der Graf von Luxemburg fuhr in einem
 Goggomobil auf die Bühne.
 Ich bin der Graf von Luxemburg,
 sang ich am nächsten Morgen in der Werkstatt
 beim Sortieren der Persianerstücke.
 Die Last des Montags im Gesicht,
 sitzen wir auf den Werkischen
 und wickeln die Brotscheiben aus.
 Ein Scheißtag.
 Jäckel ruft und ich laufe,
 auch in der Frühstückspause.
 Der Chef spricht mit mir
 nur durch Jäckel,
 und ich nicke eilfertig,
 damals,
 aber was dachte ich?
 (Das Wort Klassengesellschaft
 lernte ich kennen, erst als ich studierte)
 Mein Lehrgeselle singt:
 Panama ist kein Zuchthaus, kein Singing,
 Panama ist die Hochburg für Hot und Swing.
 Auf den Kellertreppen, nackte Weiber steppen.
 Manchmal kommt aus dem Laden eine Verkäuferin
 herauf, trägt still einen Silverblue-Nerzmantel
 durch die Werkstatt.
 Die mal bürsten, sagt Stapelfeld,
 der Geselle, der gerade seinen Meister macht.
 Die tropischen Güsse in dem weißblau gekachelten
 Waschraum, Orchideen wuchern
 in der Fellkammer,
 der Geruch nach Zimt.

Ich belege Kurse in der Volkshochschule:
 Giotto und die italienische Frührenaissance
 und:
 Freies Reden.
 Die Gesellen lachen.
 Aber ich lerne:
 man muß die Hände vor sich
 auf die Stuhllehne legen, beim Reden.
 Die Aufregung läßt nach,
 wenn die Luftsäule auf dem Zwerchfell steht.
 Tief einatmen:
 Westwind wiegt wogende Wellen.

Im September 1974.

Der Wecker schellt. Unter der Bettdecke kommt eine Hand vor und würgt ihn ab. Heute nicht. Weiterschlafen.

„Wach auf!“ Lydia rüttelt ihn. „Auf Franz, zum Arbeitsamt! Je früher Du da bist, desto kleiner der Andrang. Die Zeitungen schreiben schon von Schlangen!“

Er blinzelt hinüber zur Uhr, acht.

Weißes Hemd. Schlips. Einen guten Eindruck machen.

„Fällt Dir nichts auf?“ fragt Lydia beim Frühstück.

„Was denn?“

„Nun, wir sitzen heute so gemütlich zusammen, als wär's ein Sonntag.“

Name: Zwickel

Vorname: Franz

Geburtsdatum: 28. 7. 1931

Staatsangehörigkeit: Deutsch

Verheiratet: Ja

Kinder: Zwei

Haben Sie früher schon Arbeitslosengeld, A-hilfe, A-beihilfe oder Unterhaltsgeld beantragt oder bezogen?

Stolz kreuzt Zwickel das Neinkästchen an.

Auf dem Arbeitsmarkt der Bundesrepublik zeichnet sich keine konjunkturelle Belebung ab. Die Tendenz, den Personalbestand in verschiedenen Wirtschaftszweigen zu reduzieren, hält an. Von Einfluß ist auch, daß eine Reihe von Firmen die Kurzarbeit durch Entlassung ablöst. Allgemein sind die Vermittlungsmöglichkeiten für Arbeitslose ungünstiger geworden.

Nur keine Panik.

Es wird sich schon etwas finden.

Zwickel zieht den Bademantel über, öffnet die Tür zum Vorgärtchen. Barfuß tappt er durch das morgendlich feuchte Gras. Eine fette Birne, an die sein Fuß stößt, soll nicht verkommen. Er bückt sich nach ihr, entfernt kleine Schnecken und Ameisen, und in diesem Moment kommt eine Nachbarin am Zaun vorbei. „Wie schön, Ferien zu Hause!“ ruft sie Zwickel zu, der nach einer kurzen Verlegenheitspause ziemlich unfreundlich reagiert: „Ja, wir genießen mal unser Eigenheim.“ Verärgert darüber, daß ausgerechnet die Schmitt ihn gesehn hat, geht er hinein. Die Birne in seiner Hand bringt ihn auf die Idee, die er sogleich ausführt: Er legt sie behutsam ins Zwickelsche Ehebett, neben Lydias Kopf auf das Kissen. „Aufstehn, Liebling.“ Birne kauend kommt Lydia in die Küche an den gedeckten Tisch. Kuß, Gegenkuß.

„Vielleicht machst Du den Kaffee in Zukunft doch weniger stark, ich meine, wenn unsere Zukunft in absehbarer Zeit sich nicht ändern sollte, Franz. Kaffee ist teuer.“

„Bitte, wie Du willst, trinken wir Kakao, wie die Kinder.“

Nach vier Wochen.

Immer noch arbeitslos.

Der Wecker schellt. Zwickel schnell in die Höhe, würgt ihn ab. Kopf unters kalte Wasser. Butterbrot aus der Hand, die heiße Milch hinuntergestürzt. Schnell verläßt er das Haus, wie üblich. Alle sollen denken, Zwickel arbeitet wieder. Und alle denken es.

Arbeitsamt.

Warten. Viele bekannte Gesichter, viele Neue.

Morgen wiederkommen. Morgen nochmal vorsprechen. Morgen. Warten.

Derselbe Korridor. Montags frisch gebohrt. Derselbe Beamte.

Graue Gesichter, blasse. Kurze Gespräche. Ab und an ein Witz.

Endlich bekommt Zwickel einen Zettel in die Hand gedrückt. Fünf, sechs Adressen. Wettlauf, man ist ja nicht der einzige Bewerber. Einen guten Eindruck machen.

Wo waren Sie vorher beschäftigt?

In drei Tagen erhalten Sie unseren Bescheid.

Schlagzeile:

Arbeitslosenquote erhöht sich von 2,2 auf 2,3 Prozent.

Lydias fragende Augen, wenn ich nach Hause komme, sind mir ein Greuel.

Lydia: „Nichts — man sieht es Dir schon von weitem an.“

Die Kinder, die schweigen, die schweigen müssen.

Nach rechts? Nach links? Irgendwohin muß ich die Richtung einschlagen. Aufrecht gehn. Energisch voran. Nicht stehn bleiben, entschlußlos an den Ecken. Während ich jetzt andere Wege gehe, gehe ich in Gedanken meinen gewohnten Gang in die Fabrik. Wie schön und lustig es sich geht — in der Erinnerung. Wohin? U-Bahn. Fahren. Gute Idee. Einfach fahren. Von Endstation zu Endstation. (Alle sollen denken, Zwickel arbeitet.) Erst mal zwei, drei Züge auslassen. Im Gedränge falle ich nicht auf. Immer noch Urlaub, Herr Zwickel? Warum war ich auch so dumm und sagte die Wahrheit nicht gleich, daß ich vorübergehend arbeitslos bin. Es ist doch keine Schande. Schande? Aber beim schlichten ‚arbeitslos‘ würde es ja nicht bleiben, bald dann zieht es von Mund zu Mund: An dem ist etwas faul . . . Diese Bahnnehm' ich. Finde Sitzplatz. Daß Frauen stehn müssen, geht mir gegen den Strich, aber es fehlt mir der Schwung, den Kavalier zu machen. Ich habe kein schlechtes Gewissen. Ich nicht. Meine Last, die Arbeitslosigkeit, die ich mit mir herumschleppen muß, wiegt schwer, schwerer als eure unausgeschlafenen Glieder. Und wer sagt denn, daß ich der einzige Arbeitslose hier im Wagen bin? Warum gafft mich mein Gegenüber so an, so penetrant! Wer unangenehm auffällt . . . Ein schöner Esel bist du gewesen, immer vorneweg. Mitdemonstriert in der ersten Reihe. Das Maul groß aufgerissen. Höhere Löhne. Höhere Löhne. Und in den Betriebsversammlungen den Mund nicht gehalten. Bilde dir doch nicht ein, daß das einer Direktion nicht auffällt. Solche wie ich sind ihr ein Dorn im Auge. Stört den Arbeitsfrieden. Solche wie mich feuert man zu allererst . . .

„Aber nein, Herr Zwickel, mir können Sie das glauben, ich kenne die Fälle, ich kenne die Gründe, wir arbeiten ja Hand in Hand mit den Arbeitgebern. Man entläßt niemals einen guten Arbeiter. Alles das, was Sie sich da einreden, ist für eine Betriebsleitung ohne Bedeutung. Die Arbeitskraft, die zählt. Wem gekündigt wird, das sind in erster Linie die sogenannten Krankfeierer, solche, die ewig mit ärztlichen Attesten jonglieren — und Herr Zwickel, es ist bekannt, daß Sie, während Sie krank geschrieben waren, an Ihrem Haus gebaut haben . . .“

. . . blau, im Bett, und Lydia gefiel das so gut. Eine Schande, daß Lydia jetzt als Putzfrau geht. Ich bin vollkommen gesund.

Schon zwei Monate ohne Arbeit.

Es hat sich herumgesprochen.

„Immer noch nichts gefunden?“ fragt man den Herrn Zwickel beim Kaufmann, auf der Straße, über den Gartenzaun hinweg. Und hinter Zwickels Rücken zieht es von Mund zu Mund: An dem ist etwas faul.

Es klappt nicht. Will nicht. Mit hängenden Schultern, mißmutig verläßt Zwickel die Firmen und die Büros der Arbeitsvermittler. Vor den Toren warten auf ihn das Bewußtsein seiner Schuld und die Schande, sie nehmen ihren Schützling in die Mitte, quälen ihn und lassen den Gedanken nicht aufkommen, das Schicksal könnte Schuld an seiner Misere sein.

Januar 1975: 945 900 Arbeitslose in der Bundesrepublik.

Viel freie Zeit, viel, viel zu viel. Könnte ja schön sein, wenn nur . . .

In regelmäßigen Abständen die staatliche Unterstützung, hingehn, abheben, wie die Rentner, wie Privatiere, die von ihren Dividenden leben. Könnte schön sein, wenn nur die Zukunft nicht wäre. Sicherheit — wie lange noch? Lydia und die Kinder . . .

„Man gewöhnt sich an alles.“

Nicht jedoch Zwickel, der, sein Bündel geschultert, Lydia (sie verdient gutes Geld als Putzfrau), die Kinder und das schuldenfreie Eigenheim verlassen hat und von Stadt zu Stadt zieht, auf der Suche nach Arbeit.

Wo waren Sie vorher beschäftigt?

In drei Tagen bekommen Sie unseren Bescheid.

Rückfragen.

Krankfeierer.

Wir kennen unsere Pappenheimer.

Von Firma zu Firma.

Nichts. Wieder nichts.

Zwickel starrt auf die Trottoirs, stur gradeaus.

Daß Zwickel etwas auf den Kopf fallen könnte, davor hatte ihn früher eine innere Stimme gewarnt. Vor allem, wenn er an hohen Altbauten entlang ging, schaute er an den Häusern hinauf, um sich vor Verdächtigem, Losem oder leichtsinnig Angebrachtem in acht zu nehmen — um Gegenständen, die auf der Kippe

stehn, oder Blumentöpfen, die der Wind an stürmischen Tagen von geschmückten Balkonumrandungen oder Blumenfenstern stoßen könnte, rechtzeitig auszuweichen. Auch die Flasche, die, im Affekt nach dem Kopf eines anderen geworfen, diesen aber verfehlt und zum offenen Fenster hinausfliegt — oder durch die Scheibe — und auf seinem Kopf landen könnte, hatte er bedacht.

„Also, Sie gehn am besten die Bleibtreustraße hier runter. Die zweite Querstraße, die Grohlmann, nach links, die erste Kreuzung, bei der Ampel, dann rechts und hinten, das große Gebäude, sehen Sie dann schon.“ Zwickel folgt dieser Wegweisung.

Ich frage gern nach Wegen in fremden Städten.

Ich kenne niemand hier in der Stadt. Mit der Pensionswirtin spricht man das übliche, beim Kellner bestelle ich mein Essen, vom Zeitungsmann am Kiosk höre ich nur ein freundliches ‚danke‘. Und die Herren auf den Arbeitsämtern sind alle gleich, reden immer dasselbe. Frage ich in den fremden Städten nach Straßen, dann komme ich mit den verschiedensten Menschen in kurzen Kontakt. Ich beobachte, wie der unvermutet, unvorbereitet Angesprochene durch die unvermutet an ihn gezielte Frage aus seinem Schrittritt, seinem Streben nach irgendwohin, aus seinen Träumen und Gedanken herausgerissen wird. Es folgt ein schnelles Ordnen der Gedanken, die Verbindung zu dem Gefragten wird hergestellt, und die Auskunft entströmt dann endlich dem Mund. Rechts, nein links (der kurze Kampf, wo ist ‚rechts‘, wo ist ‚links‘). — Es gibt Tage, an denen ich unklare Antworten bekomme, man verhaspelt sich, spricht undeutlich, man ist zu faul, um nachzudenken, sagt: weiß ich nicht, fremd. Andere schweigen. Andere beschreiben nur eine Teilstrecke. Es gibt Tage, da gerate ich nur an Deppen oder an Schwerhörige . . . Gut beraten wird man von Hundebesitzern, die im allgemeinen die Gegend vom Gassigeh'n her kennen. Wenn die Hunde mich beschnupern, schicken ihre Besitzer der Auskunft noch ein ‚er tut nichts‘ oder ein ‚er beißt nicht‘ nach. Ich bedanke und verabschiede mich mit einer freundlichen Bemerkung über das Tier, und entferne ich mich nicht sofort, dann entwickelt sich häufig ein Hundegespräch, das man, je nachdem, in die Länge ziehn kann. Neulich erklärte mir ein Mann den Weg und sagte dann zum Schluß: „Einen recht schönen Abend noch.“ Ich freute mich darüber, blieb stehen, sah, wie er um die Ecke bog, vielleicht nach Hause, vielleicht zu seiner Frau, seinen Kindern . . .

Eine Stunde hat es gedauert, um den Fragebogen auszufüllen. Was da gefragt wird! Nach allen Krankheiten. Nach dem Eheleben. Nach Vorstrafen.

Der Jüngste sind Sie auch nicht mehr.

Unbefriedigend für uns das Ergebnis Ihrer ärztlichen Untersuchung.

Über 40 — da stellen wir niemanden mehr ein.

Sie erhalten Nachricht von uns. Rückfragen.

Arbeitet gut. Aber stänkert. Wiegelt die Arbeiterschaft auf.

Wir raten ab.

Wir bedauern

Besetzt.

Wieder nichts.
Wege, die nie enden.
Trotzdem gebe ich nicht auf.
Schwer arbeiten meine Gedanken. Nicht die Muskeln.
Bochum: nichts.
Holzfäller in Kanada?
Billige Pensionen. Fremdenheime. Notfalls bei der Heilsarmee. Zum Heer?
Meine Minderwertigkeitsgefühle verschwinden, wenn ich Zug fahre.
Habe genächtigt auf einer Bank im Park. Zum ersten Mal. Polizeistreife gegen
drei Uhr früh. Die Papiere sind in Ordnung.
Lydia, die am Fenster steht und auf mich wartet — ich kann es nicht verhindern.

Angelika Mechtel Wir in den Wohnsilos

Wir in den Wohnsilos
am Stadtrand
in der Einöde
einer Schutthalde
und dahinter entfernt
sonnige Terrassen in der Ebene
wehren wir
letzte Verheißungen ab
wir in den Wohnsilos
bleiben Augenzeugen.

Mein Küchenmädchen und die Kommunisten

Ich war wieder allein und blieb es auch bis zum Ende meiner Lehrzeit und ersetzte dem Meister schon einen tüchtigen Gesellen. Ich wurde auch auf die Güter der Nachbarschaft geschickt, um antike Möbel zu restaurieren. Bald wußte ich, was Barock, Chippendale oder Biedermeierstil war. Da ich dadurch viel in die Privaträume der Adeligen oder, wie ich sagte, der „Vons“ kam, staunte ich über die Welt der Reichen. Hier sah ich, was in der Herrschaftsküche zubereitet wurde. In Teig gebackene Tauben, Fasane, ganze Hechte und Süßspeisen, die ich noch nie gegessen hatte.

In der Herrschaftsküche durfte ich von den Resten der „Dinners“ essen. Meist war das Essen schon kalt, aber die dicke gutmütige Köchin wärmte es mir auf, wenn ich wollte. Denn die Küchenmädchen stritten sich mit mir um die besten Happen.

Ich lauschte auch aufmerksam den Gesprächen der „Herrschaften“.

Eines Tages hörte ich, wie der Gutsbesitzer im Salon sagte: „Wenn wir die Roten weiterhin so wirtschaften lassen wie bisher, geht's uns saudreckig.“

Eine andere Stimme sagte: „Du hast doch Deine Truppe. Räucher die Roten in dieser Gegend aus, greif sie Dir einzeln.“

Ich glaubte, die Stimme des Herrn von Levetzow zu erkennen. Bisher wußte ich, daß die Knechte „der Herrschaft“ sonntags Soldat spielen mußten und immer ein Lied sangen, das mir noch heute in den Ohren klingt: „Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarz-weiß-rotes Band, die Brigade Ehrhard kämpft fürs Vaterland. —“

Eines Tages merkte ich, daß sich das Küchenmädchen Ulla in mich verliebt hatte. Ich wußte aber aus Erfahrung, daß man den Knechten nicht ins Revier kommen durfte, und so versuchte ich, ihr auszuweichen. Als die Ulla mich einmal um den riesigen Küchenofen jagte, fing mich die Köchin ab, packte mich und setzte mich auf ihren riesigen Schoß. Ich strampelte, konnte mich aber nicht befreien, konnte mich nicht wehren.

„Kumm, Ulla“, sagte die Köchin, „jetzt kannst em küssen. Nu man tau!“ Ulla schämte sich, wurde rot. Sie rührte sich nicht von der Stelle. „Na! Denn nich!“ rief die Köchin und preßte ihre Lippen auf die meinen. Ich schnappte nach Luft. Aber auf einmal fühlte ich mich auch wohl zwischen ihren großen Brüsten. Und wenn die andern Küchenmädchen nicht laut losgelacht hätten, ich glaube, ich hätte zurückgekößt.

Als ich am Abend mit dem Fahrrad nach Neukalen zurückfuhr, hörte ich aus den Rosenbüschen am Weg meinen Namen rufen. Ulla saß auf einem großen Feldstein.

„Watt iss?“ fragte ich und sah mich nach allen Seiten um, ehe ich mein Rad in das Blütenmeer der wilden Rosen stellte.

„Kumm Sünndach abend hier her! Wie gahn in'n Roggen. Dor kann dei Köcksch uns nich seihn!“ sagte Ulla.

„Nee!“ sagte ich. „Du häst denn Albert!“

„Denn will ich nich, ick will Di. Albert iss uck Sünndach Abend nich hier, dei geiht nah Nikalen dei Kommunisten verkloppen.“

Ich stutzte und setzte mich hellwach zu ihr. Sie wollte anfangen zu schmusen, aber ich wehrte ab. Erst wollte ich wissen, was der Albert und sein Trupp vorhatten.

„Ick darf keinen watt vertellen!“ sagte sie.

„Denn nich!“ sagte ich und wollte aufstehen. Sie hielt mich fest und erzählte, wann und wo sich der Albert mit seinen Leuten am Sonntag treffen würde. Dann aber wollte sie mich, wie die Köchin, überrumpeln. Offensichtlich schien ihr die Zeit bis Sonntag zu lang zu sein und die Gelegenheit günstig. Aber sie schaffte es nicht. Ich packte sie bei den Armgelenken und drückte sie rückwärts ins Gras. Das gefiel ihr, ich sah die Lust in ihren Augen und war nahe daran, ihren Rock hochzuschieben.

Aber da sagte sie:

„Küß mie so, wie Du de Kösch küßt häst!“

Das hätte sie nicht sagen dürfen. Ich sah mich auf dem Schoß der dicken Köchin, hörte das Lachen der Mädchen. Es war, als hätte man mir kaltes Wasser ins Gesicht gespritzt.

Ich stieß Ulla weg und setzte mich wieder auf den Stein. Sie sah ungläubig zu mir auf.

„Worum nich?“ fragte sie.

„Sünndag!“ sagte ich. Ich ärgerte mich über Ulla, und die Kommunisten waren mir auf einmal auch egal. Sollten sie doch Prügel beziehen.

„Holl Dien Snut“, hatte Oll Reit gesagt, als ich mich damals mit ihm anfreunden wollte.

Es war spät, als ich das Rad im Hof des Meisters gegen den Bretterstapel lehnte und den Werkzeugkasten in die Werkstatt brachte. Ich war müde und ging ins Bett. Aber ich konnte nicht einschlafen. Ich starrte unentwegt auf die schräge Dachwand. Dort hatte ich ein Bild angepinnt, das ich mit Mischka, meinem Russen, gemalt hatte. Mischka!

Die Schwalben flogen dicht an meinem großen Dachfenster vorbei und fingen Mücken. Es war drückend warm. Ich lag ohne Bettdecke. Mischka!

Ich bemühte mich, sein Bild durch Ulla zu verdrängen. Sie hatte Grübchen wie Meta in Neubrandenburg. Aber keinen Bubikopf, sondern langes, blondes Haar. Ulla war aufdringlich. Obwohl sie ihren Albert hatte. Und Albert! Er würde dabei sein, wenn die Kommunisten verprügelt würden.

Mischka! Er war Russe, also war er Bolschewik. Bolschewiken waren Kommunisten! Albert würde also auch ihn verprügeln.

Auch der Vater von Ernst würde zusammengeschlagen werden. Sicher mit Ochsenziemern. Oll Reit auch, und der aus der Gärtnerei Rose.

Mechanisch stand ich auf, sah zum Fenster hinaus, gähnte, rieb mir die Augen und setzte mich wieder auf die Bettkante. Mir fielen plötzlich wieder die Gutsbesitzer ein. Die — Vons —. Ihre Söhne hatten mich während der Schulzeit gequält und waren nie dafür bestraft worden. Sie hatten meine Mutter bestohlen. Sie wohnten in Schlössern. Mutter Witt mußte in einer elenden Lehmkate

hausen und konnte ihren Sohn nicht einmal Tischler lernen lassen. Ich zog mich an und kroch aus dem Fenster. Es war um Mitternacht. Die Dachpappe war noch warm und klebte bei jedem Schritt an den nackten Sohlen. Hinter dem Haus stand ständig eine Leiter an der Mauer. Dorthin mußte ich.

Vom Pappdach aus kletterte ich auf die Leiter. Unten rieselte das Fließ. Von der letzten Sprosse der Leiter machte ich einen Sprung zum Rand des Grabens. Ich mußte verhindern, daß meine Füße in der Nähe der Leiter Spuren hinterließen. Aber oh weh! Ich sprang zu kurz und landete mit nackten Beinen im Brennesselfeld. Ich hopste bis zum Steg, der über das Fließ führte und war munter.

Ich wußte dennoch eine Weile nicht mehr, was ich tun wollte. Was würde Vater Puls sagen, wenn ich nachts ans Fenster klopfte? Bei Oll Reit traute ich mich schon gar nicht.

Ich hörte das Plätschern, sah die kleinen Schatten der Fledermäuse, die unter den Apfelbäumen pfeilschnell ihre Kreise zogen. Ein Kaninchen hoppelte vor mir den Weg hinauf, der zu den Feldern führt. Dort stand ein Mistwagen. Ich ging hin, setzte mich auf die Deichsel und kratzte mir die Beine.

Dann erwachte die Abenteuerlust in mir. Ich schlich an den Büschen entlang zur Straße. Auf keinen Fall wollte ich dem Nachtwächter in die Arme laufen. Dafür liefen mir zwei Katzen über den Weg.

„Oh! Maria Mutter Gottes, hilf!“ flüsterte ich erschrocken. Die Katzen bemerkten mich gar nicht, so verliebt waren sie. Das bringt Glück, orakelte ich, um mir selber Mut zu machen. Ohne weitere Zwischenfälle kam ich zum Haus der Puls. Das Tor war nicht abgeschlossen und die obere Hälfte der Küchentür offen. Ich rief hinein:

„Vater Puls!“ Vergeblich. Ich rief noch einmal: „Vater Puls!“ aber es kam keine Antwort. Vorsichtig tastete ich mich durch die Küche zur nächsten Tür. Ich klinkte auf und rief wieder. Jemand schreckte hoch. Ich hörte das Ratschen an der Streichholzschachtel, Licht flammte auf und verlöschte.

„Ach! Du bist datt. Watt wist Du hier, miden inner Nacht?“

„Wenn Sie Sonntag Nacht auch so schlafen wie heut, können Sie am nächsten Morgen tot sein“, sagte ich.

„Watt sechst Du!“

Wieder das Kratzen an der Streichholzschachtel, leises Klirren des Zylinders der Petroleumlampe. Nach einigen Augenblicken erhellte der brennende Docht die fensterlose Kammer.

Hätte ich Vater Puls nicht schon ein paarmal gesehen, ich glaube, ich wäre erschreckt davongelaufen. Wie ein Waldschratt saß er vor mir. Ich sah in das Gesicht mit den großen Backenknochen und den tief liegenden Augen. Sehnige Hände lagen in der Kute seines Nachthemdes zwischen den Knien. Seine fast schwarzen Haare waren zerstrubbelt. Ein Walroßbart verdeckte den Mund.

„Watt essen los!“ fragte auf einmal Frau Puls und richtete sich im andern Bett auf. Ich sah in ihr Nachthemd und wunderte mich über den Unterschied zwischen der Haut ihres von Wind, Wetter und Sorgen gegerbten Gesichts und der porzellanweißen Haut ihrer Brüste. Sie mußte meinen Blick gesehen oder ge-

fühlt haben, denn sie verdeckte mit der Hand ihren Ausschnitt. Schade, dachte ich.

„Büst Du'n Meister Schwarz wechlophen? Hätt hei Di slahn?“ fragte sie. Vater Puls sagte: „Nee, nee, Mutta! Slap Du man! Kumm Fritzling!“

Er nahm die Lampe und ging mit mir in die Küche. Er hatte Fritzling gesagt! Was für eine Ruhe der hat, dachte ich.

„Nu vertell mal!“ sagte er und setzte sich an den Küchentisch. Ich berichtete ihm alles, mal hochdeutsch, mal platt sprechend, was ich auf dem Gut gehört und von Ulla erfahren hatte.

„Büst 'n gauden Jung!“ sagte Puls. Ich solle nur aufpassen, damit der Meister nicht merkt, daß ich bei ihm gewesen wäre. Als wir am Tor standen, rief er: „Lop los, Fritzling, un kam nich so oft!“

Die Turmuhr schlug Eins, als ich im Weg zwischen den Stachelbeersträuchern stand. Nicht einmal eine Stunde war ich fort. Vadder Puls süht blot so bös ut, dachte ich, als ich wieder im Bett lag und mir die brennenden Waden riebt. Sehr fest muß ich geschlafen haben. Ich wurde jäh geweckt.

„Du Dreckswien! Kiek Di mol datt Bett an! Un Dien Feut!“ tobte die Meisterin.

Mit noch schlafverklebten Augen sah ich die teerverschmierten Füße, von denen getrocknete Gartenerde abgekrümelt war, und ich sah die Blutspuren der zerkratzten Waden. Verlegen schaute ich zur Meisterin hoch. Nun ist alles verpatzt, dachte ich.

„Nu man los! Rut! Wasch Di!“ rief sie. Sie müsse sowieso anderes Bettzeug auf mein Bett ziehen. Dieses wäre schon zu dreckig, sagte sie ruhiger.

Als ich an der Pumpe stand und mit Petroleum, Sand und Seife meine Füße scheuerte, hoffte ich, daß sie dem Meister nichts erzählen möge. Sie aber hatte ganz andere Gedanken.

Als ich die Milch durch die Zentrifuge drehte, grientete sie mich an. „Häst all ne lütt Brut?“ fragte sie.

Das hatte sie schon des öfteren gefragt, aber ich hatte nie rot werden brauchen.

„Vertell mal!“ forderte sie mich auf und versprach, es keinem weiter zu erzählen. Obwohl ich wußte, daß das ein leeres Versprechen war, erzählte ich ihr von der Köchin, wie ich mich nicht hatte wehren können. Nun wollte die Meisterin aber alles ganz genau wissen, auch von Ulla. Ich hörte den Meister rufen: „F r i t z !“ Ich rannte zu ihm. Er schnauzte mich an. Ich sei kein Küchenmädchen.

Die Meisterin solle sich in Zukunft die Milch allein durchdrehen.

Beim Mittagessen wußten schon alle von meinem Liebesabenteuer. Der Meister fragte: „Na, Fritzling? Denn säh Di man vör! Süß büst Du bald Vadder!“ Alle lachten auf meine Kosten. Doch ich war froh darüber. Keiner würde auf den Gedanken kommen, daß ich etwas mit den Kommunisten zu tun hatte.

Das waren die Schmerzen, der Zorn, die Wut.

Nach innen gekehrt — sie trafen auch mich.

Wundgelaufen die Augen, der Mund, der Speichel.

Groß stand, ein Kreuznagel, das Nein überm Hirn und stach zu, immerfort — und ineinander verbissen, wie tollwütige Hunde, sah ich sie: unfähig zu sagen

„Jetzt möchte ich spaziergehen, ein Buch mit dir lesen, eine Platte hören, einfach dasitzen, trinken — und du wärst nicht versteckt hinter dir . . .“

Auch so fing es einmal an.

Das waren die Schmerzen, der Zorn, die Wut.

Jetzt hat sichs gelöst

und aus den Muskeln ist der Starrkrampf weg, denn aus der Stadt verschwand der Verfolgungswahn, der Krieg an jeder Ecke, die Ohnmacht, die sich selbst das Beste nimmt.

Zurecht geschnitten hab ich mir das Land, seine Winkel, seine Traurigkeit, seinen zynischen Blick — morgens aus den Zeitungen.

Seitdem passiert mein Gesicht den Spiegel

als hinge er nicht mehr dort; kein Muskel

verzieht sich mehr zu Heuchelei

und die Träume und Sehnsüchte gehen Hand in Hand neben mir — so bin ich

auf jede Grausamkeit gefaßt.

Und fragt mich einer

und ich sag, daß er erschrickt,

mir gehts sehr gut,

dann heißt das, daß ich eine Zukunft hab;

lang hat das gedauert — aber ganz ohne Land,

da wär ich blind; zwei Jahre schrieb ich,

daß der Titel stimmt:

„Meine Lust ist größer als mein Schmerz.“

Ich hab' wirklich schon
einen weiten Weg zurückgelegt.
Ging durch die großen
und kleinen Sümpfe dieser Landschaft,
hab' unterwegs beinah geglaubt,
man bräuchte nicht immer
auf die von nebenan Rücksicht nehmen,
spurtete siegesbewußt
über die sandigen Fußballfelder,
oft waren meine Sonntage leer.
Gott hielt mir eine Zeitlang
die Teufel vom Leib.
Sah im Traum zärtliche Herbstwälder.
Warf Vater vor, mitgeschossen zu haben,
wich seinen Schlägen schmerzverzerrt aus,
hoffte, die Welt würde
sich durch Einsicht bessern.
Sah keine Schranken,
hab' tausend Moden mitgemacht,
hängte mir Gänseblümchen hinters Ohr,
wollte das Haus
mit aufgedrehten Grammophonen aktivieren,
spekulierte mit Spontaneität,
dachte lange rot gleich braun,
hätte beinah noch
Kampagnen gegen mich gestartet.
Erkannte mich erst spät wieder,
als Zahnrad, baute mein Leben
auf Deine Liebe, schwor, daß sie niemals
zerbrechen würde, war oft
am Ende meiner schwachen Kräfte,
heulte mir Sehnsucht aus dem Herz.
Kam bis hierher, und wenn ich
nicht weiterkomm, zu resignieren beginn',
weiß ich, Ihr werdet mich mitreißen,
werdet mich nicht
zerbrochen hängen lassen.

Im Jahr 1941 schrieb Ulrich Becher „An die Mörder I“, mit dem Motto: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen.“ „An die Mörder II“ verfaßte er 1966. Im Südwestfunk durfte der Text von 1941 rezitiert werden, nicht dagegen die Fortsetzung von 1966.

Nach Abdrucken in der Schweiz und in der DDR veröffentlicht kürbiskern die beiden „bombastischen Pamphlete“ — wie sie Ulrich Becher selbst nennt — erstmals in der BRD, überzeugt mit dem Autor von der „Aktualität, wohl grad in diesem zeitgeschichtlichen Augenblick“.

Ulrich Becher An die Mörder I

(Geschrieben im portugiesischen Cintra,
Frühling 1941)

*Am deutschen Wesen
Soll die Welt genesen.*

O ihr Mörder, ihr Mörder,
wie lang noch wird Mutter Erde,
sie, die uns Reben und Korn schenkt,
webenden Schatten der Wälder,
firnensneemütige Höhen:
schweigsame Lehrer zur Demut,
Meere, die Welten vermählen:
vieltausendjährige Straßen
wogengefügt und befahren,
damit die Völker sich brüdern.

Wie lange wird diese Erde
euern verpleuelten Stehschritt,
Ordnung gewordener Tollwut
fein abgerichtes Stampfen
tragen, ertragen, wie lange?

Heda, ihr Mörder, ihr Mörder,
wie lang noch wird Vater Himmel,
der uns den Tag und die Nacht zeugt,
Abend, den Gönner der Freude,
rosenes Wunder der Frühe,
Sonne, die Regennot trocknet,
Regen, der Sonnenglut schwichtet,
Wolken von Winden gefahren
und in der ambrischen Dämm'ung
des neugeborenen Mondes
All-verliebt schimmernde Sichel,
Sternschnupps verstohl'ne Gebärde.

Wie lange wird dieser Himmel
euch, die ihr stinkend behaftet
seid mit dem greulichen Aussatz
Unrat entkroch'ner Gemeinheit,
schauen, beschauen, wie lange?

Wißt es, da ich ein Kind war,
kannte ich schon eure Fressen
biergeschwollen-verunziert,
proper zerhackt von den Hieben,
die ihr zur Schön'ung euch fütet;
schamlos geschorene Schädel
von einer geizigen Borste
dämmlich gekrönt. Doch die Wülste,
die eure Specknackten warfen —
deutlicher denn aus dem Nebel
eurer unfert'gen Gesichter
(die mich an ungeback'ne
Wecken gemahnt hätten, wär mir
Teig nicht zu fromm zum Vergleiche),
aus dem Gekrös des Genickes
las ich schon damals das Kainsmal.

Aus den verbiersumpften Höhlen,
jenen unzähligen Wiegen
eines vollkommenen Staates,
krachten herfür eure Rülpsen.
Kohlensäurebefeuert

stieß es euch auf: „Unsre Rasse —
unvergleichlicher Zuchtstall,
Welt zu beherrschen erkoren!“
Und aus dem Rülpfen der Schenken
klang mir die Botschaft der Zukunft.

Haha, ihr Mörder, ihr Mörder,
herrlich geschmückt mit den falschen
Vollbärten nordischer Götter,
Tropfsteinhöhlenmusik
Herrn Richard Wagners mitwinselnd,
mitjaulend, mitschmetternd, -paukend,
Mozart-verliebten Ohres
freche Verwüster, so stiegt ihr
spreizig empor aus dem Muffstank
plüschmöblierter Latrinen.
Keine Hand war, euch das Klappholz
über dem Haupt zuzuschlagen!
Aus den Kloakengespenstern,
wesendem Unrat entschwelt,
wurden mit eins hohe Herren,
jauchig-durchlauchtigste Herrscher,
denen die Reiche der Erde
Huldigungen bezeugten.
(Wahrlich, der Schmieresteher
schenkt' euch die Blindheit genug!)

Denkt ihr des Malers noch, den ihr
haßtet um seiner Jugend
eigenstämmige Kraft,
um seine kühn-milden Augen,
drin sich die Himmel Deutschlands
spiegelten, denket ihr sein?
Vor seinem furchtlosen Blicke
tobend hiebt ihr ihm aufs linke,
daß blutig schwellend sich's schloß;
hierauf befahl ihr ihm: „Öffne!
Wie, magst das Äuglein, das süße
Guckerchen, magst es nicht auf tun?
Was, widersetzt dich Befehlen,
die dir des vollkomm'nen Staates
Hüter erzieherisch erteilen?
Werden dich Folgsamkeit lehren!“
Einer Besorg'rin entlehntet
ihr eine Stricknadel, brachtet
sie überm Feuer zum Rotglühn,

und während drei ihn umpackten,
stieß ihm der vierte das Eisen
durch die verschwollenen Lider.
Da ihm am Schmerze die Welt
schwand,
riefet ihr Heil euch zum Siege
stelztet nach also getaner
Arbeit fidelig ins Bierhaus.
Denkt ihr sein? Karl war sein Name.
Karl hieß er! Denket ihr sein?
Wenn euch die Stunde zum Tod
schlägt,
wird euch sein Aug', das zerriß'ne,
blutig verschwollne, verbrannte
still und sehr prüfend betrachten . . .

Mörder, farblose Mörder,
sollt' ich euch Rattenpest nennen?
Wären der Ratten ekle
haarlose schäbige Schwänze
denn nicht ein Wahrbild erhab'ner
halbgöttlich lauterster Schönheit,
den Ungesichtern verglichen,
die euch als Menschen erweisen?

Wohin die saumlose Straße,
drüber die Friedlichen zogen,
wohin die stygische Ohnmacht,
die mir ein urfernes Sternbild
Hoffnung gebietend erhellte,
wohin Ulysses mich führte,
euer Gefräß war zugegen.
Berg' mich im Torschatten Stephans,
späh-horch hinaus in die Masse
augenlos grölender Schlünder:
Wurstkessellieder, am Schweigen
alten Domes zerschellend.
Fahre 'gen Ungarnland, bahnlang
wedeln klumpige Hände
(Mördern euch, Puppenspieler
wie am Fädchen gehorchend)
grußbesessen empor.
Wandle des Wendelsplatzes
luftige Felder hernieder.
Näher stelzt's hämisch verkniß'nen

Schmünzleins, schnüffelnd und
tütelnd
prüft es die Vorbedingung
für völkermördrischen Anschlag.
Auf der Puerta del Sol
stehe ich, auf den Trümmern
Freiheit suchenden Volks.
Mädchen wie dunkle Blumen
schön, doch in saglosen Lumpen,
die eines Lumpensammlers
Hochmut geweckt hätten. Kinder,
hungergeäugte Gerippchen,
die sich mit müden Gebärden
um die Orangeschalen balgen.
Ihr, derzeit Mitherren Spaniens
aber knallt strotzend des Wegs,
vornehm und üppig die Kleider
ja und so artig geschneidert,
daß sie den Schmerwanst bemänteln.

Weh, eisenstirnige Mörder,
weh euch, der Tag des Gerichts
wirft seinen zornigen Frühstrahl
bald in das Zuchthaus Europa,
in euer Schlachthaus Europa,
in die von Blutrauch gebeizte,
abgeblendeten Larven
von Mordbeamten durchzuckte
riesige Todeszelle,
drein ihr Europa verstießt.

An die Mörder II

(Geschrieben im Sommer 1966
auf einem französischen Flugplatz)

*Am Texaswesen
Soll die Welt genesen.*

Mörder gehen und kommen.
Bin ich zeitlebens verflucht,
Mörderstafetten zu schauen?

Jagt Mr. Johnson zurück
auf seine Rindergroßfarm,
melken mög er dort Ochsen
hin bis zum Jüngsten Tage.

Jagt McNamara zurück,
Meckmecknamaranamara
auf seinen Managersessel
bei Henry Ford & Co.
Autounfälle, letale,
möge er alldort addieren
hin bis zum Jüngsten Tage.
Soll eines Viehfarmers wegen
und eines Autoverkäufers
Welt im Atomkrieg verbrennen?

Vorgeschoß'ne Figuren
sind diese beiden, dahinter,
wie Marionetten sie lenkend,
gieren, agieren, agieren,
gieren die wirklichen Mörder.
Wer hat denn Kennedy, John F.
Kennedy auf dem Gewissen?
Wag' ich zu sagen: Gewissen?
Als ob's Gewissen noch gäbe
bei den texanischen Ölscheichs,
einzig darauf versessen,
ihren Absolutismus
(schön demokratisch getarnten),
Macht durch Moneten, zu retten.
Vorgeschoß'ne Figuren,
davon gibt's große und kleine.
Vorgeschoß'nes Figürchen
rotgestrichener Oswald,
JEDER AHNT diesen Vorschub.
Kaum einer doch sagt es laut.
Daß das Komplott nicht zerflatt're,
küllt ein gedungener Gangster
die polizeieskorteierte
Attentäteratrappe.
Gab's je ein solches Spektakel?

Puppengeneral Ky,
hitlerbegeisterter Playboy,
Ky-Sieg-Heil-Kykyrykyyyy,
triefend von Brillcream und Blut
seines eigenen Volkes
der Annamitenamiten,
Puppengeneral Ky,
wurde zum Texasgralsritter,
Texasgralsritter geschlagen.

Retter der Demokratie
Kykyrygeneral Ky.

Kykyry, Kykyrykyyy
Retter der Demokratie!

Und Bremens Stadtmusikanten,
was sagen DIE, sagen DIE?
„Meckmecknamaranamara,
Kykyry, Kykyrykyyy.“

Während die Operationen
LUFTMORD Vietnams begannen,
ließ Mr. Lyndon B. Johnson
sich an der Gall' operieren.
Und the U.S. television
zeigte hundert Millionen
Augen den länglichen Schnitt am
Leib des weltmächtigsten Manns.
Eine Ohio-Frau sagte:
„Glück noch, daß unser Präside
als Televisionär
nicht an den Hämorrhoiden
mußt operieren sich lassen.“

Und die LUFTmörder fliegen,
Fernbomber B 52
(Operationsbasis Guam),
Skyraider, Skyraider kommen,
und sie vergasen das Reisfeld,
und sie vernichten die Ernte,
und mit Napalm bekacken,
äschern sie ein die Dörfer,
arme Reisbauernndörfer,
daß die verkohlten Leichen
stinken zum Himmel, zum Himmel.
Und sie zerbomben die Vorstadt
von Hanoi und den Hafen,
und sie zerfetzen die Deiche,
um etwas Sintflut zu stiften,
und sie bemühen sich vergeblich,
abzudecken den Dschungel,
täppische Urwaldabdecker.

Ich, der im Urwald einst wohnte,
weiß es: er wächst wieder zu.

Kaum daß er aufgebrochen,
wächst er, wächst wieder zu.

Aber die Söhne des Dschungels,
aber die goldgelben Roten
in ihren schwarzen Pyjamas
(ihre Lasten, die tragen
sie auf den Schultern wie Waagen)
— aus ihrer Urwälderfestung
treibt sie keiner, auch keine
Luftkavall'riedivision.

Sonntags im letzten Oktober
bombten zwei Skyraider-Bomber
in der Provinz Binh Dinh
„aus Versehen“ ein Dörfchen,
südvietnamesisches Dorf,
bombten es, „ganz aus Versehen“.
Merkt's euch: Le Duc hieß das Dorf.

Merkt's euch: Le Duc bei Qui Nhon.
(Als bald erwies sich: im Umkreis
gab es nicht einen Vietkong.)
Einer der Bomberpiloten
wußte dem Korrespondenten
der UPI zu erzählen:

„Boy boy oh boy boy oh boy,
fast eine halbe Stunde
lang überflog ich Le Duc
vor dem Angriff. Ich dachte:
Warum sieht alles da unten
freundlich, so friedfreundlich aus?
Gar nicht, als lägen dort Feinde
auf ihrer Hut, roten Hut.
Freundlich, so freundlich, so
freundlich,
boy boy oh boy boy oh boy.“

Auf der Dorfstraße standen
Männer, Frauen und Kinder,
und es war mir, als winkten
einige, sondern die Kinder
mir einen lustigen Gruß.
Weshalb ich denn um Bestät'gung
dieses Angriffsziels funkte.

Und ich bekam sie, BEKAM sie,
wie sich dann später erwies,
boy boy oh boy boy oh boy,
wie sich erwies, wegen falscher
Stabskarten-Koordinaten.
Well, boys, Befehl ist Befehl.
Also fiel unsere Last,
Phosphorbomben und Spreng-,
auf Le Duc bei Qui Nhon.
Wie ein Kartenhaus sackte
es in sich ein und verbrannte.
Leider verreckten einhundert.“

EINE MILLIARDE DOLLARS,
DOLLARMILLIARDE PRO JAHR
für eine Jahresmilliarde
brandschatzt die größte und stärkste
Industriemacht der Zeiten
Vietnams gemartertes Volk.
Und die Statue Freiheit,
47 Meter
hoch auf gleichhohem Sockel,
muß sie vor Scham nicht, vor Scham
nicht
in das Brackwasser sinken
des Neuyorkischen Ports?

Wisset, der weltstärkste Mann
ist nicht der Lyndon Johnson,
Unter-den-Linden-Johnson,

Johnson Unter Den Linden.
Unter Den Linden (nicht Johnsons)
stampften viel preußische Heere
in die verkehrten Kriege:
Folge, daß Unter Den Linden
anno Dom. '45
NICHT EINE LINDE MEHR
BLÜHTE ...

Nein, der weltstärkste Mann
ist Mr. Cassius Clay.
Da sie den Cassius befahlen
ins Rekrutierungs-Office,
um ihn als tüchtigsten Krieger
gegen Annam zu schicken,
sagte er: „Schauet mich an,
sirs, bin ein Schwarzer, ein Schwarzer.
In meinem Vaterlande
hab' ich mein Bürgerrecht nicht noch.
Wollt ich in Jackson studieren,
würden sie mich erschießen
(wär ich der weltstärkste Mann nicht).
Sagt mir, was soll denn, was soll ich
gegen die farbigen Brüder,
seien sie schwarz, braun, gold, rot,
ziehen zu Felde, weshalb denn?“

Thanks, Mr. Cassius Clay.
Auf meine älteren Tage
werde ich Box-Enthusiast.

„Treu seinen Prinzipien und treu seinen Abmachungen“ ist der 2. Kongreß der Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur in der Nacht auf den 3. Juli aus Paris über Barcelona und Valencia nach seinem bereits auf dem 1. Kongreß beschlossenen Tagungsort Madrid aufgebrochen. Inzwischen war dieser Tagungsort Madrid vom geographischen Treffpunkt zum ideologischen geworden. Als unser französischer Freund Jean Richard Bloch kurz nach jenem Ereignis, das man die Rettung Madrids nennt, auf einem Meeting in Paris verkündete, die Tagung des 2. Kongresses in Madrid sei nun gesichert, fand diese Ankündigung nicht nur unter den Schriftstellern das glücklichste Echo, sondern auch in dem überfüllten Saal, der den Sinn unserer Vereinigung begriff. Ein Schriftstellerkongreß muß von den Massen begriffen werden, wenn er, wie der unsere, seine Delegierten in Spanien, Gewehr bei Fuß, zu ihrem geschriebenen Wort stehen hat. Karl Liebknecht hat gesagt: In gewissen Zeiten bekommt das allzuoft verratene, allzu umstrittene Wort nur durch eine eindeutige Handlung seine Autorität zurück.

Unser Kongreß war von dreißig Nationen mit etwa zweihundert Menschen besetzt. Durch die äußeren Schwierigkeiten konnte nur ein gewisser Teil die gesamte Reise mitmachen. Die meisten europäischen Staaten waren vertreten. Latein-Amerika, auf dem 1. Kongreß noch nicht vertreten, stellte ein hohes Kontingent. Süd- und Ostasien ein schwaches. Wo es noch Lücken gibt, sollte die Assoziation nicht bloß auf spontane Anmeldungen warten. Auf einem Schriftstellerkongreß wird es besonders deutlich: Je mehr der Einzelne seine nationale Eigenheit, das Spezifische seines eigenen Kampfssektors zum Ausdruck bringt, desto stärker wirkt die Einigung, das Internationale. Vielfältig wie die geographische Herkunft der Teilnehmer war ihre ideologische, die Dauer ihrer ideologischen Anfahrt nach Madrid.

Manche von uns waren mit den Kämpfen der Arbeiterbewegung seit Jahrzehnten verwachsen. Sie haben viele Phasen unserer Bewegung durchlebt, jeder von einem anderen Standort aus, doch jeder ganz und gar. Zu ihnen gehörten unter anderen Andersen Nexö, dessen *Pelle, der Eroberer* der erste große und in mancher Hinsicht noch heute unerreichte proletarische Roman war, vor vielen Jahrzehnten zum erstenmal auf deutsch im *Vorwärts* in Fortsetzungen erschienen und unter Jaurès in der Pariser *Humanité*; Egon Erwin Kisch, der erst kürzlich in Australien gezeigt hat, was ein einzelner antifaschistischer Schriftsteller an Wort und Aktion aus einem Kongreßmandat herausholen kann; Fadejew, der in seinem Bürgerkriegsbuch *Die Neunzehn* Antwort auf manche Fragen gab, die erst heute ganz bewußt gestellt werden.

Andere Namen sind erst im grellen Licht des letzten Jahres ganz scharf für uns herausgetreten. Der französische Schriftsteller Julien Benda, der zu uns kam, „weil von Spinoza ein direkter Weg bis zu Euch führt“, José Bergamin, unser katholischer spanischer Freund, Redakteur von *Kreuz und Wahrheit*, der Franzose Chamson „als ein Schriftsteller, der jetzt die Richtung seines Lebens entschieden hat“. Nennen wir auch jenen katholischen bürgerlichen Historiker, der

uns während der Fahrt gestand, ihm, der Spanien in den letzten zehn Jahren mehrmals von einem Ende zum anderen durchreist, seine Dialekte studiert, seine Kunstwerke katalogisiert hat, sei zum erstenmal der Gedanke an die Bedeutung der sozialen und ökonomischen Frage im Gehirn aufgetaucht, als er in Estramadur den ersten erschossenen Bauern erblickte.

Zu den festen und selbstverständlichen Namen europäischer Geltung unserer Assoziation wie Romain Rolland und Heinrich Mann und Bertolt Brecht hat der spanische Freiheitskampf, das große Beispiel des völligen physischen Einsatzes für die Idee, das nun einmal durch keine andere Agitation übertroffen wird, andere Namen wie etwa des Amerikaners Hemingway hinzugefügt. Wir hatten verhältnismäßig wenig Jugendliche. Mit dieser Frage, eine der wichtigsten überhaupt, muß sich unsere Assoziation einmal besonders beschäftigen. Zum Kern des Kongresses gehörten unbedingt die Schriftsteller aus den Internationalen Brigaden, die nur stunden- oder tageweise dort waren, abkommandiert oder verwundet.

Unser Kongreß war von Anfang an gedacht als ein demonstrativer Kongreß. Während es bei dem ersten Kongreß darum ging, unsere Begriffe herauszuarbeiten, zu formulieren, ging es bei diesem Kongreß darum, Zeugnis abzulegen: nämlich für die Verteidigung der Kultur, die heute mit der Verteidigung Spaniens identisch ist. Aber auch von einem anderen Gesichtspunkt aus war dieser Kongreß ein demonstrativer Kongreß: schon ganz kurz, nachdem die Autokarawane die Küstenorte passiert hatte, erfuhren wir, daß diese Ortschaften von Küstenschiffen der Intervention bombardiert waren (eigentlich der Nichtintervention, waren sie doch bestellt, um die Waffeneinfuhr zu verhindern). Bombardierte Kathedralen, die zu dem Besten gehörten, was wir je an europäischer Kunst sahen (nicht bloß durch das Schild „Nationalgut“ vor Bilderstürmern geschützt, sondern durch eine Einsicht, daß einem solchen, allen verständlichen Bauwerk noch etwas anderes innewohnt, als sein augenblicklicher Mißbrauch durch den mit Franco verbündeten Klerus), bombardiert jene Stadt, in der die Kaserne steht, in der Pontius Pilatus residierte, bevor er sein Amt am anderen Ende des Mittelmeers antrat; die Kultur bombardiert vom Faschismus, die Tradition vom Profit, die Kunst von der Rente.

Dieser Teil des Kongresses war es, der den übrigen Teil mit bestimmte. Davon muß eine Kongreßkritik ausgehen. In dem Stadthaus von Valencia, dessen Treppenhaus von einer Granate durchschlagen ist, ging es weniger um Referieren als um Zeugnisablegen (womit nicht gesagt sein soll, daß antifaschistische Schriftsteller in beschossenen Städten nicht auch gut referieren können). Eindeutig war das Wofür dieser Zeugnisse: für die Verteidigung der Kultur, die in diesem geschichtlichen Augenblicke auf einem ganz bestimmten Schlachtfeld mit ganz bestimmten Waffen unter der Verantwortung einer ganz bestimmten Regierung, der spanischen Volksfrontregierung verteidigt wird. Über dieses Wofür gab es keine Verschiedenheiten. Die Zeugnisse variierten nur nach dem Woher, nach der Herkunft und Weltanschauung der Delegierten. Eine gesunde Variation. Volksfrontaktionen der Schriftsteller sollen ja kein mechanisches Aneinanderreihen zufälliger Besonderheiten sein, sondern ein scharfes Herausarbeiten der Einheit unter offenen Auseinandersetzungen.

Dieses Sich-Eins-Erklären in dem spanischen Freiheitskampf war der gemeinsame Kern *aller* Erklärungen, wie verschieden auch das Woher und Warum war: „Alle, die hier sind“, sagte der sozialistische Ministerpräsident *Negrin* in seiner Eingangsrede, „oder auch abwesend hinter diesem Kongreß stehen, identifizieren sich mit jeder Idee, die vor Madrid verteidigt wird“. Und der Sowjet-Schriftsteller *Kolzow*: „Nur für die gibt es keinen Platz, die an irgend eine Kompromißmöglichkeit mit dem Feind glauben, so tief der Gedanke an Kapitulation auch versteckt sein mag, unter welchen komplizierten politischen, philosophischen oder künstlerischen Überbauen er auch immer verdeckt sein mag.“ — „Auf dem 1. Kongreß in Paris“, sagte der spanische Generalkriegskommissar *Del Vayo*, „als Delegierter der spanischen Schriftsteller — die Ereignisse von Asturien lagen hinter uns — berief ich mich auf Gorkis These: das Proletariat als Verteidiger der Kultur.“

Julien *Benda* erklärt: „Man wirft mir vor, daß ich an Aktionen teilnehme, wo Kommunisten die Mehrheit haben. Wenn das tatsächlich geschieht, bin ich nicht verantwortlich. Seit fünfzig Jahren verrät das demokratische Bürgertum die Werte, die es zu stützen vorgibt. Wenn ich auf diese Werte noch etwas gebe, dann muß ich mich eben an solche fortschrittliche Parteien halten, die sie allein wirklich bewahren.“

Kann man sagen, die Deklarationen auf dem Podium von Valencia hätten weiter gehen können, besser fundiert oder Vorschläge liefernd? Vielleicht gehört der Katholik *Bergamin* zu denen, die im Fragenstellen am weitesten gegangen sind: „Das Wesen des Schriftstellers besteht in dem Sich-in-Beziehung-setzen, in der menschlichen Kommunion. Es gibt einen Unterschied zwischen ‚isoliert‘ und ‚allein‘. Am 18. Juli hat sich das Volk von Madrid erhoben, wie ein einziger Mensch und wie ein Mensch allein. Allein, aber nicht isoliert. Mit dem spanischen Volk, oft allein in der Geschichte, retten sich alle menschlichen Kulturwerte.“ Er verglich an anderen Stellen die eigentümliche Gemeinsamkeit des russischen und des spanischen Volkes in der europäischen Geschichte. Der Widerstand gegen Napoleon an zwei Enden Europas. Das russische und das spanische Volk, beide haben sie, nicht isoliert, aber allein, weil erstmalig, neue Phasen der Geschichte durchlebt, für andere Völker mitdurchlebt. So gemeinsam ist dadurch heute ihre Geschichte geworden, daß, wer sich jetzt gegen Rußland kehrt, sich auch gegen Spanien kehrt.

Was hätten die Delegierten dem Fliegerbombardement in der zweiten Nacht von Valencia, diesem Koreferat des Gegners, in ihrer Morgensitzung entgegenzusetzen können? Die klare Selbstrechenschaft von *Chamson*, die jedem Intellektuellen anstünde: „Diese Nacht hat mein ganzes Leben verändert, mein Ziel geklärt.“ War doch für viele der Luftangriff in Valencia das erste bewußte Kriegserlebnis. Die unter dem Druck der äußeren Lage ungewöhnlich offenen Aussprachen haben gezeigt, wie das Kriegserlebnis zwei Generationen scheidet, daß *wir*, die wir für den Frieden kämpfen, den Krieg viel besser kennen müssen, nicht bloß seine äußeren und bekannten Wirkungen, sondern seine mannigfachen und unerwarteten in den Gehirnen, sogar seine Anziehungskraft.

Chamson hat Madrid genannt „die einzige Stadt ohne Angst in einer Welt von Angst“. Wie hat diese Umgebung auf den Kongreß gewirkt? Die Barrikaden

verwachsen mit den Gassen, in ihrem Schatten spielen Kinder und stricken Frauen, hart an der Grenze der Artillerieeinschläge. Fatalismus? Die Schriftsteller, deren Beruf es ist, der Ursachen eines Verhaltens habhaft zu werden, waren sich einig — ganz *das Gegenteil*. Das Leben dem Tod entgegengesetzt, die Menschenwürde der feigen und blinden Zerstörung, das Klassenbewußtsein allen Versuchen der Auflösung.

Eine andere, viel erörterte Frage: Worauf beruht die große, auch den Schriftstellern fühlbare Autorität der Kommunistischen Partei in Madrid? Hier ist jetzt nicht die Rede von dem hohen Kontingent der Kämpfer, das sie Madrid gestellt hat. Die Schriftsteller fragten, durch welche *ideologische Kraft* hat sie, die mit ihren Bundesgenossen als Retterin von Madrid gilt, die Stadt retten helfen, durch welche Worte, durch welche Parolen? Die Antwort ist die schwerste und einfachste: Sie hat den Massen von Madrid *die Wahrheit* richtig gesagt. Sie hat die Massen über den furchtbaren Ernst der Lage, sogar über die Möglichkeit des Untergangs schonungslos aufgeklärt, und sie hat diese Lage nackt und schonungslos dargestellt, auch gleichzeitig *den einzigen Ausweg* aus dieser Lage gezeigt. Für den Schriftsteller ist das gleichzeitig die wichtigste künstlerische und politische Frage.

Wie aber hat der Kongreß auf die Umgebung gewirkt? Auf der Straße von Valencia nach Madrid hat man uns in den Dörfern angesprochen: „Sagt, was hier vorgeht, ändert, Ihr, die Ihr ändern könnt.“ Wie hat der Schriftsteller in Madrid dieses fast schmerzhaftes Vertrauen in die Autorität des geschriebenen Wortes geachtet?

„Wir müssen das Wort finden“, sagte der norwegische Dramatiker *Nordahl Grieg*, „das Wort, das die Aktion schafft“. Das ist der Ausgangspunkt für die Erwägungen von Madrid, die in der Zielsetzung über den Pariser Kongreß hinausgehen.

Wir haben in Madrid unsre *deutschen* Schriftstellerfreunde gesehen, die eben deshalb zum Kern des Kongresses gehören, weil sie durch ihren völligen persönlichen Einsatz ihr eigenes geschriebenes Wort demonstrieren. Wie groß, auch zahlenmäßig, der Einsatz ist, der von den deutschen kommunistischen Schriftstellern geleistet wird, kann man daraus sehn, daß allein von der Pariser Gruppe zwei Drittel kämpfend und schreibend in Spanien sind oder waren. Darunter Ludwig *Renn*, Gustav *Regler*, der schwer verwundet auf Minuten zu unserem Meeting kam, Hans *Marchwitza*, der die Erholungszeit nach seiner Verwundung benützt, um zu schreiben, Hans *Kahle*, General der Volksarmee, Artur *Köstler*, der jetzt nach seiner Gefangenschaft in Malaga sein zweites Buch über Spanien schreibt, *Kisch*, der jetzt in Madrid arbeitet, Kurt *Stern*, der jetzt eine Brigadeneitung leitet, Alfred *Kantorowicz*, der von seinem Frontabschnitt nicht zum Kongreß kommen konnte und inzwischen ebenfalls verwundet wurde, Bodo *Uhse*, der Soldat ist und schreibt, Theodor *Balk*, unser Reporter, jetzt Frontarzt. Unsere Versammlungen haben gezeigt, wie *diese vollständige Solidarität mit dem spanischen Freiheitskampf* von den spanischen Massen eingeschätzt wird. Um so stärker spürbar wird jeder Bruch mit der Solidarität, mag er nun offen oder beschönigt sein, mag ein Schriftsteller sich mit pseudorevolutionären Phrasen rechtfertigen oder mit religiösen, mag er sich offen zu trotzkistischen Grup-

pen rechnen oder stolz zu gar keiner, sein Solidaritätsbruch an uns wird immer zur Solidarität mit Franco werden.

In seiner Rede in Paris hat *Brecht* das Substantielle der Kultur gezeigt, und wie sich ein Quadratmeter Franco abgewonnener Erde in einen Quadratzentimeter Pradoleinwand Goya oder Velazquez umsetzen kann. Leider kann man diese Umsetzung auch umgekehrt ausdrücken. Mancher Quadratzentimeter bedruckte Seite kann einen Quadratmeter verlorenen Boden vor Brunete bedeuten. Kein Kommunist, sondern der Katholik *Bergamin*, hat das Erscheinen des Gide'schen Buches haarscharf qualifiziert: „Ich habe das Buch hier in Madrid in einer Totenstille gelesen, die von dem Bombardement des Feindes punktiert war. Deshalb hat dieses Buch, ein unbedeutendes Buch an und für sich, für mich als Spanier eine ungeheure Bedeutung. Ich fühlte förmlich voraus, mit welcher Freude dieses Buch da drüben bei Franco gelesen wird. Dieses Buch, das ein furchtbarer Verstoß gegen die intellektuelle Solidarität ist.“ „Wir beschreiben nicht bloß Geschichte, wir machen sie.“ Ludwig *Renn* warnte zugleich, daß dieses Geschichtemachen falsch verstanden wird. Die wichtigste Aktion der Schriftsteller ist und bleibt Schreiben. „Führt unsere Gedanken aus, nehmt meine Feder, solange ich schieße. Der Krieg, den wir führen, ist für uns keine Freude. Er ist kein Ziel an sich, er ist etwas, durch das man hindurch muß.“

Dieses Hindurch-Müssen bedeutet aber gleichzeitig aus der Defensive herausmüssen, aus einer Kampfphase heraus, deren Begriffe allzuoft mit dem Wort „anti“ beginnen. Hier haben viele Diskussionen in Madrid eingesetzt: Mehr und mehr zu zeigen, *wofür* wir kämpfen als wogegen, nicht nur Kultur zu verteidigen, sondern aufzubauen. Das ist nur ein Reflex unserer ganzen Situation auf die Schriftsteller. Kurt *Stern* hat auf dem Kongreß berichtet: „Vor Madrid hat mich ein Soldat gefragt: Ist sie eigentlich schön, die Stadt, die wir verteidigen?“ Dieser Soldat hat vielleicht das Wesentliche unserer Lage ausgedrückt. Lange Zeit waren unsere Kräfte für die ausschließliche Verteidigung angespannt. Wir können noch viel mehr Menschen für den Kampf freimachen, wenn sie besser begreifen, was das für eine Stadt, was das für eine Kultur ist, die sie verteidigen.

Der Hitlerfaschismus hat uns gelehrt, daß der Feind eine jede Lücke, die wir in der Vorstellungswelt der Massen gelassen haben, jeden Punkt im Gehirn, den wir brach liegen gelassen haben, mit seinen eigenen Ideen besetzt. Bei dem einzelnen Schriftsteller wird diese Frage zu großer Wichtigkeit; eine Leere in seinem Denken, eine Ungeklärtheit in seiner Vorstellung, vervielfältigt sich in den Lesermassen. Eine winzige Infektion an einer Stelle seines Denkens wirkt sich durch seine Arbeit in den Massen aus. Wir haben in unseren Diskussionen ein großes Bedürfnis nach Klärung gerade bei jenen Schriftstellern festgestellt, welche aus einer „Anti“-Stellung zu uns gekommen sind, aber jetzt mehr suchen als „gegen etwas zu sein“. Durch eine ebenso kraftvolle Klarheit in dem, *wofür* wir sind, als in dem, wogegen wir sind, würden wir auf viel mehr Intellektuelle wirken, welche am Rand unserer Bewegung stehen oder sogar in Gefahr sind, von klassenfeindlichen Gruppen aufgefangen zu werden. Denn in einer gewissen Abneigung gegen bloße Abwehrstellungen, in einem starken Bedürfnis nach

positiver Zielsetzung, werden solche Menschen durch scheinbar positive, aber falsche und verlogene Zielsetzungen leicht abgelenkt.

Worin bestehen unsere speziellen deutschen Aufgaben: Wir müssen den Schriftstellern unaufhörlich und geduldig an den zahllosen konkreten Beispielen klarmachen, wie es in unserem Kampf nur ein Entweder-Oder gibt, ein *ungeteiltes Ja* für den Freiheitskampf.

Wir müssen mit Hilfe möglichst vieler Schriftsteller den spanischen Freiheitskampf auch für *Deutschland* darstellen, als *das Beispiel* geschlossensten Kampfes für die Freiheit überhaupt.

Wir müssen, wo wir heute „das kulturelle Erbe“ antreten, alle Freiheitskämpfe der Vergangenheit darstellen als den mächtigsten Impuls der Geschichte und der Kunst. Wir müssen in Deutschland helfen, dieses lebendige Erbe, dieses richtig gedeutete, dem Volk bewußt gewordene Erbe für den täglichen heutigen Freiheitskampf zu nutzen, es der Jugend übermitteln, daß sie bei jeder Gelegenheit auf dieses Erbe pocht.

In der *Resolution* unseres Kongresses heißt es:

„Daß die Schriftsteller bereit sind, mit allen ihnen verfügbaren Mitteln gegen Krieg und Faschismus zu kämpfen. Daß in dem Krieg, den der Faschismus augenblicklich gegen den Frieden und alle Kulturwerte führt, keine Neutralität möglich, ja nur ausdenkbar ist, wie es die Schriftsteller vieler Länder erfahren haben, in denen jedes aufrechte Denken auf die furchtbaren Bedingungen der Illegalität beschränkt ist.“

Deshalb wendet sich der Kongreß an alle Schriftsteller der Welt, an alle, die aufrichtig an ihre Mission glauben, um sich sofort gegen die Drohung zu stellen, die auf der ganzen Kultur und der ganzen Menschheit lastet. Ganz besonders wendet er sich an solche, die ein Mangel an Wissen oder auch Informationsmöglichkeit heute noch an die Illusion einer geistigen Neutralität glauben läßt. Auch an solche, die selbst noch heute an die Versprechungen glauben, hinter denen sich der Faschismus verschanzt, wenn er auf Tod und Zerstörung ausgeht.

Der Kongreß fordert diese Schriftsteller auf, sich ihrer historischen Aufgaben endlich bewußt zu werden und sich mit ihm im Kampf zu vereinigen.

In diesem bereits begonnenen Kampf grüßen die Schriftsteller das spanische Volk, seine Armee und seine Regierung. Vorhut für den Frieden und für die Kultur, am bedrohtesten Punkt. Sie grüßen die Sowjet-Union als Helfer in diesem Kampf und alle Völker, die ihrem Beispiel folgen. Die Schriftsteller verpflichten sich, voll Vertrauen in den Sieg des spanischen Volkes, die spanische Republik zu verteidigen und für ihre Sache die zu gewinnen, die heute noch verwirrt sind oder zaudern.“

Das Jahr 1945: keine Stunde Null

Heinrich Böll schrieb im Mai 1963 an Oskar Maria Graf: „Ich habe es immer als besonders tragisch empfunden, daß es zwischen dem, was man die ‚deutsche Nachkriegsliteratur‘ nennt und den Schriftstellern der Emigration so wenig, fast gar keine Verbindung gibt. Es liegt in dieser Trennung nichts Schuldhaftes, aber vielleicht ist sie einer der Gründe, warum ‚uns‘ ... die Bonner Form der Demokratie so wenig zusagt. Es fehlt etwas in diesem Lande. Wahrscheinlich unwiederbringlich dahin“.

Wie kam es zu diesem Verlust? Zufall, Schicksal? Dieses „Niemandland“ war Menschenwerk — bewußt und gegen den Willen vieler humanistischer deutscher Schriftsteller angelegt. Bewußt wurde wieder auseinandergerissen, was unmittelbar nach der Befreiung zusammenzufinden begann. Denn eine Zusammenarbeit von ehemals exilierten deutschen Schriftstellern und antifaschistischen Autoren, die in Deutschland verblieben waren oder erst jetzt zur schriftstellerischen Tätigkeit fanden, barg Zündstoff in sich: mit der revolutionären Veränderung in Deutschland konnten auch die literarische Bewegung und das Kunstschaffen revolutioniert werden.

Es gab Signale, die in diese Richtung wiesen. Der Aufruf des ZK der KPD vom 11. Juni 1945 forderte im Aktionsprogramm die Säuberung des Kunst- und Geisteslebens vom faschistischen Unrat, bezog die „Pflege eines wahrhaft demokratischen, fortschrittlichen und freiheitlichen Geistes“ und die Freiheit der künstlerischen Gestaltung mit ein in die Aufgaben beim Aufbau eines antifaschistisch-demokratischen Deutschland.¹ Auch der Aufruf des Zentralausschusses der SPD vom 15. Juni 1945 sprach von „volkstümlichem Kulturaufbau“ und „Förderung von Kunst und Wissenschaft“, um so das deutsche Volk wieder emporzuführen „zu den Höhen einer menschenwürdigen Kultur, zu der Freundschaft mit allen Völkern der Welt“. ² Am 4. Juli 1945 nannte das Gründungsmanifest des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands die Funktion der neuen Organisation: ihr Ziel war es, „alle deutschen Männer und Frauen zu vereinen, die des ehrlichen, unbeugsamen Willens sind, zur geistigen, kulturellen Erneuerung Deutschlands mit Einsatz ihrer ganzen Kraft beizutragen“. ³ 1947, als der 1. Bundeskongreß durchgeführt werden konnte, zählte diese Organisation schon 100 000 Mitglieder; neben Johannes R. Becher, dem Präsidenten, arbeiteten so bedeutende Künstler, ehemals emigrierte und nicht emigrierte, wie Willi Bredel, Herbert Ihering, Bernhard Kellermann, Wolfgang Langhoff, Ernst Legal, Max Pechstein, Karl Schmidt-Rottluff, Anna Seghers, René Sintenis, Paul Wiegler u. a. Als spezielle antifaschistische Schriftstellerorganisation konstituierte sich sechs Monate nach der Kapitulation in Berlin am 9. November 1945 der Schutzverband Deutscher Autoren beim Freien Deutschen Gewerkschaftsbund. Der Schriftsteller Günther Weisenborn, als Mitkämpfer der antifaschistischen Widerstandsorganisation Schulze-Boysen/Harnack von den Faschisten zum Tod

¹ Um ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland. Dokumente aus den Jahren 1945—1949. Berlin 1968, S. 61/62. ² Ebd., S. 70/71. ³ Ebd., S. 85.

verurteilt und von der Roten Armee gerettet, leitet als einer der vier Vorsitzenden diese Schriftstellervereinigung. Heinrich Mann nahm im Juli 1947 die einstimmige Wahl zum Ehrenpräsidenten, noch von Los Angeles aus, an. Im gleichen Jahr konnte die Zentralstelle im sowjetisch besetzten Sektor Berlins Verbindung aufnehmen mit den Verbänden in Hamburg, Frankfurt am Main, München, Düsseldorf, Hannover und Braunschweig.⁴ Mit diesem Zusammenschluß der antifaschistischen Schriftsteller wurden die Traditionen des vor dem 1. Weltkrieg begründeten Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller erneut lebendig. 1933 von den Faschisten liquidiert, hatte diese Vereinigung schon im Exil ihre Lebenskraft bewiesen; in Paris durch die Initiative sozialistischer und bürgerlich-demokratischer Autoren wieder aufgebaut, gewann sie maßgeblichen Anteil an der Organisation der internationalen Bewegung der Schriftsteller zur aktiven Teilnahme am Kampf gegen Faschismus, Imperialismus und Krieg, bereit und fähig, an der Seite der Arbeiterklasse und ihres revolutionären Vortrupps ihren spezifischen Beitrag zum welthistorischen Entwicklungsprozeß zu leisten.⁵

Die Aktivitäten nach 1945 machten deutlich, in welcher Weise sich die Zusammenarbeit ehemaliger Exilschriftsteller mit der — wie Heinrich Böll sagt — „deutschen Nachkriegsliteratur“ anbahnt: Die Erfahrungen des antifaschistischen Widerstandskampfes auch auf literarischem Gebiet in- und außerhalb Deutschlands begannen nutzbar zu werden für die Teilnahme der Literatur an einer grundsätzlichen Wende in der Geschichte des deutschen Volkes, Literatur gewann eine schöpferische Funktion bei der Liquidierung der sozialen Wurzeln von Imperialismus, Faschismus und Krieg, beim Aufbau einer Welt der Freiheit und Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und Menschenwürde, des Sozialismus.

Diese Entwicklung stieß auf den erbitterten Widerstand der restaurativen Kräfte auch auf literaturpolitischem Gebiet. Das Verbot des Kulturbunds im amerikanischen und im britischen Sektor von Berlin im Herbst 1947 signalisierte auch hier die Tendenz der westlichen Besatzungspolitik, unter Abkehr von den Prinzipien der Antihitlerkoalition das deutsche Finanzkapital nicht mehr als Gegner zu behandeln, sondern als Verbündeten, um so die imperialistischen Verhältnisse zu restaurieren und ein antisozialistisches Blocksystem in Westeuropa aufzubauen. Die Situation gebot, besondere Exilerfahrungen zu beleben. 1935 und 1937 hatten in Paris und im Spanien des revolutionär-demokratischen Volksbefreiungskrieges der I. und II. Internationale Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur die Zusammenarbeit humanistischer Schriftsteller unterschiedlicher Klassenherkunft, Weltanschauung und ästhetischer Überzeugungen gefestigt; die Kongreßdebatten klärten gemeinsam interessierende Grundfragen; wenn auch nicht alle Meinungsverschiedenheiten beseitigt werden konnten, so wurden doch entscheidende Anstöße zur Verständigung vor allem darüber gegeben, daß Literaturschaffen einzugreifen habe in die antifaschistischen Befreiungsbewe-

⁴ Vgl. dazu Werner Schendell, Der neue Schutzverband. In: Der Autor, 1947, H. 1, S. 7.

⁵ So konnte 1935 in Paris der I. Internationale Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur mit der Gründung der Internationalen Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur beendet werden; dem Präsidium gehörten 12 Mitglieder an: Forster, Muxley, Shaw, Lewis, Lagerlöf, Valle-Inclán, H. Mann, Th. Mann, Gorki, Gide, Rolland, Barbusse.

gungen der Völker.⁶ An dieses Erbe knüpften 1946/47 deutsche antifaschistische und sozialistische Schriftsteller an. Der I. Deutsche Schriftstellerkongreß fand im Oktober 1947 in den Kammerspielen des Deutschen Theaters im sowjetisch besetzten Teil Berlins statt; er war der Versuch, die Front aller deutschen humanistischen Schriftsteller gegen den beginnenden Kalten Krieg der Truman-Doktrin zu festigen und zu verbreitern. Dabei bewährten sich neue Freundschaften der ersten Stunde: Kulturbund und der Schutzverband Deutscher Autoren, der zur Trägerinstitution des Kongresses wurde, wirkten zusammen. Hand in Hand arbeiteten Johannes R. Becher und Günther Weisenborn, die so fortsetzten, was 1935 in Paris Heinrich Mann an der Seite der sozialistischen Schriftsteller bei der Sammlung der humanistischen Kräfte geleistet hatte. Im Gedenken an die verstorbenen antifaschistischen Schriftsteller definierte Weisenborn die Aufgabe des Kongresses: „Man sagt, daß die Architekten bei dem Aufbau in diesem Land angesichts der Zerstörungen vor die größte Aufgabe in der Geschichte gestellt sind. Nun, eine ebenso große Aufgabe wartet sicherlich auf uns deutsche Schriftsteller, auf die Architekten des Geistes, die sich dem Kampf gegen den Jahrhunderte alten Militarismus, gegen Nationalismus, Apathie und Rassendoktrin in tiefer Not verschrieben haben. Unsere Liebe zu unserem Volk bestehe in der Tat!“⁷

Gemeinsamkeit trotz Differenzen

Das Streitgespräch der über 300 Schriftsteller aus den vier Besatzungszonen und der Gäste aus der CSR, aus England, Jugoslawien, der UdSSR und den USA behandelte ein Grundproblem: das historische Wesen des Faschismus und die Zukunft Deutschlands. Die Abrechnung mit der jüngsten deutschen Vergangenheit sollte die Basis abgeben für die Zusammenarbeit; die von den Schriftstellern zu leistende Kritik am Verhalten der Schriftsteller, erwartete Weisenborn, „wird uns weiterbringen“.⁸ *Literatur und Gewalt — Berichte über die geistige Haltung der Schriftsteller drinnen und draußen* — dieses erste Kongreßthema leiteten zwei Referenten ein: Elisabeth Langgässer, als in Deutschland verbliebene jüdische Dichterin mit Schreibverbot und Zwangsarbeit verfolgt, und Alfred Kantorowicz als Exilautor und damals noch an der Seite des historischen Fortschritts. Was in Paris 1935 nur von einer Minderheit deutscher Schriftsteller öffentlich ausgesprochen werden konnte, wurde jetzt vor einem großen Forum deutscher humanistischer Schriftsteller diskutiert; mit der einmütigen Verurteilung des faschistischen Regimes als verbrecherisch, menschen- und kulturfeindlich markierte der Kongreß den gemeinsamen ideologischen Ausgangspunkt für den Neubeginn. Es wurde jetzt durchgesetzt, was Goebbels mit Terror hatte verhindern wollen: die Kontinuität literaturhistorischer Entwicklung. Draußen blieben nur Autoren wie Bann und Jünger, die auf ihre Art die Entwicklung der Nazi-Ideologie und die Stabilisierung des Hitler-Staates unterstützt hatten. Der Kongreß fand zur Einmütigkeit auch in positiven Zielstellungen. Das künst-

lerische Wort sollte dem Antifaschismus und der Demokratie, dem Frieden und der Freundschaft zwischen den Völkern, der Einheit Deutschlands und dem Humanismus dienen. Allgemeiner Beifall bestätigte die Forderungen Günther Weisenborns nach „Solidarität der Völker“, „Friedensliebe“ und Anwendung der „natürlichen Vernunft“; den Aufruf Rudolf Hagelstanges zum „Kampf um die Erhaltung des Friedens und um die Erreichung einer wahrhaften deutschen Demokratie“; die Erklärung Willi Bredels, „daß wir Schriftsteller aller Zonen, die wir hier vertreten sind, unsere Stimme klar und deutlich erheben, wie es glücklicherweise in der Diskussion schon geschehen ist, für die Herstellung der deutschen Einheit auf der Grundlage einer echten deutschen Demokratie zur Wahrung unserer großen deutschen Kulturgüter, die es zu verteidigen gilt“.⁹ So hieß es auch in dem einstimmig angenommenen *Manifest*: „Inmitten des Trümmerfelds von Berlin erkennen wir deutschen Schriftsteller, daß unser Volk nur in einem dauerhaften und aufrichtigen Frieden mit den andern Völkern der Erde gesunden kann. Wir wissen, daß ein neuer Krieg den völligen Untergang unseres Landes nach sich ziehen würde. Wir deutschen Schriftsteller geloben, mit unserem Wort und unserer Person, für den Frieden zu wirken — für den Frieden in unserem Lande und für den Frieden der Welt“.¹⁰ Diese Programmatik war geeignet, dem literarischen Schaffen künftig eine humanistische gesellschaftliche Funktion zu sichern und den Bestrebungen einer imperialistischen Restauration entgegenzuwirken. Diese Übereinkunft kam allerdings bei vielen demokratischen Autoren von einer Position der „Geistigkeit“ her zustande, ohne genügende Einsicht in das Wesen der historischen Epochenauseinandersetzung seit 1917, so daß diese Schriftsteller in der Folgezeit der Manipulierung durch die imperialistische Reaktion vielfach hilflos ausgeliefert waren. Es zeigte sich hier, daß in Deutschland ein Denken konserviert worden war, das vor 1933 weit verbreitet, im Exil jedoch weitgehend abgebaut und überwunden werden konnte.

Auch Heinrich Mann charakterisierte noch 1935 den Faschismus psychologisierend als „losgelassenen Zerstörungstrieb“, „tolles Gesindel“, „Dummheit“.¹¹ Zehn Jahre später jedoch hatte sich sein Geschichtsbewußtsein grundlegend gewandelt; er hatte die Finanzbourgeoisie als treibende Kraft des Hitler-Regimes durchschaut, die Arbeiterklasse als Hegemon der historischen Entwicklung erkannt. So konnte er 1945 in seinem Appell „An das befreite Berlin“ die deutsche Arbeiterklasse auf ihre historische Hauptaufgabe hinweisen, auf die endgültige Vernichtung von Faschismus und Imperialismus.¹²

Diese Höhe der Einsicht blieb 1947 den meisten bürgerlich-demokratischen Kongreßteilnehmern versperrt. Für Elisabeth Langgässer erschöpfte sich die Charakteristik des Faschismus in Begriffen wie „entsetzliche Verbrecher“ und „fürchterliche Dummköpfe“: Ricarda Huch sah die Hauptaufgabe in der Erziehung zu einem richtigen Nationalgefühl, das sowohl Selbstachtung als auch Achtung anderer Völker einschließe; Edwin Redslob plädierte für Wiedergewinnung einer „Souveränität des schöpferischen Geistes“, um alle politischen Gegensätze und Parteikämpfe zu überbrücken und die Grundlage einer neuen Weltliteratur zu schaf-

⁶ So z. B. Conis Aragon in Vorbereitung des III. Internationalen Schriftstellerkongresses 1938: „Heute steht vor den Schriftstellern die Frage der Wirksamkeit und die Ausdehnung der Aktion, die wir unternehmen könnten.“ In: *Das Wort*, 1938, H. 10, S. 113.

⁷ Günther Weisenborn, *Von Tod und Hoffnung der Dichter*. In: *Der Autor* 1947, H. 8, S. 8 f.

⁸ Nach dem Protokoll des I. Deutschen Schriftstellerkongresses 1947, bisher ungedruckt, S. 50.

⁹ Ebd., S. 8; S. 328; S. 307. ¹⁰ In: *Der Autor*, 1947, H. 8, S. 3.

¹¹ Vgl. Heinrich Mann, *Die Verteidigung der Kultur*. In: H. M., *Verteidigung der Kultur*. Berlin und Weimar 1971, S. 129.

¹² Vgl. Heinrich Mann, *An das befreite Berlin*. Ebd., S. 351–360.

fen.¹³ Der Begriff der Demokratie erschöpfte sich in einer abstrakten Freiheits- und Toleranzauffassung, die nach dem diktatorischen Zwang des Faschismus nun lediglich einen „Pluralismus“ der Meinungen verwirklicht sehen wollte. So erblickte auch Günther Weisenborn in der „Brüderschaft der geistigen Menschen in allen Ländern“ das Fundament des gesellschaftlichen Neubeginns;¹⁴ sein literarisches Programm lautete: „Dichter sein in Deutschland ist ein gefährlicher Beruf. Sie haben es gewußt, die Toten, aber sie haben die Gefahr auf sich genommen, denn es war ihre Hoffnung, daß die Menschheit auf ihrem mühsamen Marsch durch die Jahrtausende eines Tages endlich die blutbesudelten Niederungen der Gewalt verlassen werde, um die Höhen zu ersteigen, auf denen die Solidarität der Völker wohnt. Sie wollten die Menschen davon überzeugen, daß die Friedensliebe die Welt regieren müsse und nicht die Gewalttat durch Dekret, die Anwendung der Vernunft und nicht der Mißbrauch der Macht! Das war ihre Hoffnung, daß die Menschheit nach zwei verlorenen Jahrtausenden im dritten endlich diesen Erdball, diesen einsamen Gluttröpfchen im Weltall, nach der natürlichen Vernunft sich organisiere, statt in jeder neuen Stunde neue Grenzen, Fronten und Stacheldrahtverhaue in ihren pulsenden Organismus zu ziehen.“¹⁵

Das Ende des Exils

Die Unterschiede des Denkens erschreckten die sozialistischen Schriftsteller nicht. Sie kannten solche Meinungsverschiedenheiten seit Jahren und sie hatten für die jetzt gegebene Möglichkeit umfassender ideologischer Arbeit Argumente vorbereitet, um der Position der Geistigkeit wohlwollend-schöpferisch zu begegnen. So hatte zum Beispiel Johannes R. Becher, ausgehend von seinen Erfahrungen mit dem Bewußtseinsstand deutscher Soldaten und Offiziere in der Bewegung „Freies Deutschland“ bereits 1944 festgestellt: „Wir dürfen uns also nicht mit einem oberflächlichen Antifaschismus begnügen, wir müssen bemüht sein, die allgemeine antifaschistische Stimmung zu vertiefen und zu erweitern zu einem bewußten Anti-Imperialismus. Es genügt nicht, daß man gegen Hitler ist, weil er den Krieg verloren hat, diese Einstellung gegen Hitler, als den brutalsten Exponenten des Imperialismus, muß zu einer Abwendung von imperialistischen Methoden überhaupt werden.“¹⁶

Ohne diesen konsequenten Antiimperialismus als Bedingung eines Bündnisses zu fordern, lenkten die sozialistischen Schriftsteller Abusch, Becher, Bredel, Claudius, Marchwitza, Seghers, Weinert, Wolf und andere doch das Denken ihrer Partner in diese Richtung, wobei jeder eigene, eindringliche Worte der Überzeugung fand. Wenn in diese Diskussion auch die Gäste aus der Sowjetunion hilfreich eingriffen, so handelte es sich auf dem Kongreß nicht darum, daß deutsche Schriftsteller „eine Angelegenheit der sowjetischen Politik und Kulturpolitik“ durchzusetzen gehabt hätten oder sich einem „sowjetischen Programm“ verpflichtet fühlten, wie jetzt Hans Mayer — seine eigene Tätigkeit auf dem Kongreß ins Gegenteil umdeutend — behauptet.¹⁷ Alexander Dymshitz, Wsewolod Wischnowski, Valentin Katajew und Boris Gorbатов unterstützten ihre deutschen

Freunde und bewiesen auch so die internationalistische Hilfe der Sowjetunion für das deutsche Volk und die Weiterentwicklung seiner humanistischen Literatur. Wsewolod Wischnowski sagte unter starker Anteilnahme der Zuhörer: „900 Tage saßen wir blockiert in Leningrad. Hitler wartete darauf, daß Leningrad selbst fallen werde. Es ist nicht geschehen. In den Bibliotheken unserer Stadt, die wir verteidigten, standen Bücher deutscher Schriftsteller, wir dachten an sie, an die deutschen Schriftsteller und an die große deutsche Literatur, an die große fortschrittliche deutsche Kultur. Wir haben diese Bücher, Bücher von Thomas Mann, von Lion Feuchtwanger, von Anna Seghers, von Friedrich Wolf, in unserer Stadt vor den deutschen Bombardements geschützt.“¹⁸ Oberstleutnant Alexander Dymshitz begrüßte die versammelten Schriftsteller im Namen der sowjetischen Militäradministration und betonte, die wiederersthene demokratische Literatur Deutschlands, die hier ihre Reihen zusammenschließe, habe zusammen mit der sowjetischen Literatur gemeinsame Aufgaben: „Und die erste von ihnen ist der Sieg über die imperialistische Reaktion, über die Ideologie des Militarismus, über die Propaganda des räuberischen Krieges. Und darum habe ich keinen Zweifel daran, daß die neue demokratische deutsche Literatur ebenso wie die sowjetische Literatur zwei Worte auf ihre Fahnen schreibt — einfache und kurze, aber befeuernde und mächtige Worte: Frieden und Freiheit!“¹⁹

Die Bemühungen der deutschen sozialistischen Schriftsteller, ein wissenschaftlich fundiertes Geschichtsbewußtsein zu vermitteln und so das Denken der Bündnispartner auf die historische Notwendigkeit einer antiimperialistischen Umwälzung hinzulenken, waren genau darauf gerichtet, was Heinrich Böll für das Gebiet der BRD so schmerzvoll vermißt: ein literarisches Traditionsbewußtsein sollte entwickelt werden, das die antifaschistische Widerstandsbewegung in Deutschland und draußen als Zentrum einer progressiven Literaturentwicklung herausstellte. Was im Exil gelungen war — Sammlung und Bündnis der bürgerlich-demokratischen mit den sozialistischen Schriftstellern —, das erschien nun als Vorbild und Anknüpfungspunkt zukünftigen literarischen Schaffens. Dabei wies Johannes R. Becher darauf hin, daß nicht erst das Jahr 1933 den Beginn faschistischer Entwicklungen gebracht, sondern schon die Weimarer Republik dem Imperialismus-Faschismus Raum zur Entfaltung geboten habe; diese Anfänge seien von der künstlerischen Intelligenz übersehen und nicht tatkräftig genug bekämpft worden. Becher leitete daraus die Aufgabe des Schriftstellers ab, schon den Anfängen einer reaktionären Entwicklung zu wehren. Die kulturelle Erneuerung Deutschlands könne keine einfache Fortsetzung der Gepflogenheiten der Weimarer Republik bedeuten. Er warnte vor der irrtümlichen Meinung, „man könne — die zwölf Hitlerjahre überschlagend — an die Zeit vor 1933 wieder anknüpfen. Im Entstehen und im Werden also ist eine schlechte Sache leichter zu verhindern, als ihr Widerstand zu leisten oder gar sie zu beenden in ihrem Entstandensein und Gewordensein“. Bechers Worte „Den Anfängen widerstehen!“ waren deutlich gegen die Anfänge einer imperialistischen deutschen Restauration, vor allem unter dem Schutz der amerikanischen Besatzungsmacht, gerichtet. Becher bekräftigte seine Warnung — die Wortwahl der antifaschistischen

¹³ Protokoll, S. 58; S. 1 f.; S. 603. ¹⁴ Ebd., S. 9. ¹⁵ Ebd., S. 8.

¹⁶ J. R. Becher, Die politisch-moralische Verteidigung des Faschismus. In: *kürbiskern* 2/75, S. 45 f.

¹⁷ Hans Mayer, Konfrontation der inneren und der äußeren Emigration. Erinnerung und Deutung. In: *Exil und innere Emigration*. Frankfurt a. M. 1972, S. 86.

¹⁸ Protokoll, S. 318.

¹⁹ *Tägliche Rundschau*, 5. 10. 1947.

Bündnispartner aufnehmend — mit dem Hinweis auf antifaschistische Schriftsteller und ihre Werke, in denen dem lebendig gewordenen Bösen das Verdammnisurteil gesprochen wurde — Ernst Wiechert mit „Totenwald“, Eugen Kogons „SS-Staat“, Theodor Plivier mit „Stalingrad“, Thomas Manns „Lotte in Weimar“, Anna Seghers' „Das siebte Kreuz“, Werner Bergengrüns Gedicht „Alles ist Lüge“, Heinrich Mann und Lion Feuchtwanger, Arnold Zweig und Bertolt Brecht.²⁰

Wenn heute eine bürgerliche „Exilforschung“ in der BRD für sich in Anspruch nimmt, das Thema Exil entdeckt zu haben, so steht dem das Geschichtsbild entgegen, das die sozialistischen deutschen Schriftsteller bereits 1947 vor ihren Bündnispartnern entworfen haben — eine Konzeption wissenschaftlichen marxistischen Geschichtsdenkens, die zugleich die Vergangenheit erhellte und klärend eingriff in die Kämpfe der Gegenwart.

Die Wirkung dieser Arbeit war deutlich. So appellierte Günther Weisenborn an alle Kongreßteilnehmer, sich mit der Literatur des antifaschistischen Widerstands zu beschäftigen — eine Forderung, der er selbst 1953 mit der Vollendung des von Ricarda Huch begonnenen Werks „Der lautlose Aufstand“ entsprach. Weisenborn faßte die Geschichtsdebatte des Kongresses zusammen: „Das Thema Widerstandsbewegung ist eines der bedeutsamsten für deutsche Schriftsteller. Ob man in diesen Schriftsteller-Widerstandsgruppen gearbeitet hat wie Jan Petersen und andere oder ob man wie Greta Kuckhoff mit Geheimsendern gearbeitet hat und zwar illegal von 1933 bis zu ihrer Verhaftung im Jahre 1942, das ist ziemlich gleichgültig. Wichtig für uns ist, daß dieses Thema wirklich in unsern Büchern, in unsern Artikeln viel mehr Raum findet.“²¹

Die sozialistischen Autoren verfolgten hier noch ein anderes Ziel: Der Kongreß sollte mit Zustimmung der Schriftsteller eine Debatte beenden, die schon 1945 begonnen hatte und die mit der Diffamierung Thomas Manns und damit des politischen und literarischen Exils die Auswertung produktiver Erfahrungen hemmte: die Auseinandersetzung um eine „innere“ und „äußere“ Emigration. Alexander Abusch und Johannes R. Becher betonten, es könne keine Gegensätze zwischen drinnen und draußen geben, schöpferische Zusammenarbeit sei das Gebot der Stunde. Alexander Abusch bezeichnete es als Sinn des Kongresses, „gerade ein Zusammenwirken zu erreichen zwischen jenen Kräften, die auf verschiedene Weise, aber doch mit einem aufrichtigen inneren Willen in den zwölf schlimmen Jahren gegen die Macht des Bösen gekämpft haben.“²² Damit war zugleich die notwendige Abgrenzung von einer unproduktiven „Flucht in die Innerlichkeit“ gegeben. Und Johannes R. Becher verteidigte Thomas Mann als „stärkste deutsche geistige Position im Ausland“ und „deutschen Sendboten des Weltfriedens“. Es sei tief zu bedauern, daß deutsche Schriftsteller das verkennen. „Danken wir, daß wir in unserem tiefsten deutschen Unglück Ernst Wiechert und Ricarda Huch, und danken wir, daß wir Thomas Mann haben.“²³

Die Debatte über „innere“ und „äußere“ Emigration hatte ein folgenreiches praktisches Ergebnis. Schon in der Vorbereitung des Kongresses hatte Günther Weisenborn alle exilierten deutschen Schriftsteller aufgerufen, nach Deutschland zurückzukehren: „Hier im Ruinenmeer Berlins, lebend in Kälte und Elend, ru-

²⁰ Protokoll, S. 612 f. ²¹ Ebd., S. 87. ²² Ebd., S. 114. ²³ Ebd., S. 610.

fen wir feierlich die Schriftsteller unserer Nation! Wir bitten um ihre Rückkehr aus allen Ländern der Welt ... Wir, die wir gegen Hitler gekämpft haben, schicken unsere Stimmen über Grenzen und Meere und rufen sie, damit sie uns helfen in der schwersten Stunde dieses Volkes, zu dem wir im Elend uns bekennen.“²⁴ Jetzt, zum Abschluß des Kongresses, wurde eine Adresse an den Alliierten Kontrollrat verabschiedet: „Die auf dem ersten deutschen Schriftstellerkongreß versammelten Teilnehmer beehren sich, den Alliierten Kontrollrat darum zu bitten, das von der Hitler-Regierung einseitig und widerrechtlich erlassene Dekret über die Ausbürgerung von Schriftstellern als nicht erfolgt und somit als nicht bindend zu erklären ...“²⁵ Es ist nicht bekannt, ob diese einstimmige Willenserklärung den Empfänger erreichte, veröffentlicht wurde sie aber. Und damit schloß sich der Kreis: Die Zeit der Vertreibung des humanistischen Geistes aus Deutschland, das Exil konnte endgültig als abgeschlossen gelten. Alle humanistischen deutschen Schriftsteller waren aufgerufen, am Aufbau eines antifaschistisch-demokratischen Deutschland teilzunehmen, für den Frieden der Welt zu wirken und aus dieser geistigen Haltung und gesellschaftlichen Praxis heraus ein neues künstlerisches Werk zu schaffen. Jeder einzelne Schriftsteller war hingewiesen auf das gesellschaftliche Kräftefeld, in dem sich fortan sein Leben und Schaffen abspielen sollte. Jedem einzelnen war die Entscheidung über die Richtung seines Wegs in die Hand gegeben.

Der Beginn des Mißbrauchs

Diese Tendenz der Debatte, von der Mehrheit der Kongreßteilnehmer unterstützt, wurde am Abend des zweiten Verhandlungstages zum erstenmal heftig gestört. Nicht ohne Grund hatte Johannes R. Becher gewarnt; auch auf dem Kongreß gab es Elemente, die eine Zusammenarbeit aller humanistischen Schriftsteller für antiimperialistische Demokratie und Frieden verhindern wollten. Sie begannen ein Manöver, das sogleich deutlich machte, wie die ideologische Manipulierung hinfür funktionieren sollte. Demagogisch knüpften sie an Ergebnisse der Kongreßdebatte an, um dann das Denken bürgerlich-demokratischer Schriftsteller in die Richtung antikommunistischer und antisowjetischer Ausfälle zu drängen, ohne daß die Absicht von den Betroffenen immer durchschaut werden konnte. Den ersten Vorstoß führte Mrs. Brailsford, Gattin eines bürgerlichen britischen Pazifisten. Aber ihr Versuch, Menschlichkeit in „Gnade“ und „Freiheit“ auch für Faschisten und Kriegsverbrecher umzumünzen, schlug fehl. Die Schriftsteller akzeptierten Friedrich Wolfs Antwort: „Wir haben alle, ob wir Engländer oder ob wir Deutsche sind, Franzosen oder Russen, die schwersten Leiden dieser Barbarei am eigenen Leibe erlebt. Ich habe in Rußland erlebt, wie Kinder und Frauen lebendig verbrannt worden sind, und wir stehen zu dem Wort unseres Georg Büchner, eines großen deutschen Dichters: Gnade mit Verbrechern ist Grausamkeit gegen die Opfer.“²⁶

Daraufhin wurde ein bis dahin unbekannter amerikanischer Journalist, der bisher nicht am Kongreß teilgenommen hatte, engagiert: Melvin Lasky. Er sollte den Geist des Kalten Kriegs, von Truman im März 1947 zur „Eindämmung“

²⁴ G. W., An die deutschen Dichter im Ausland. In: Der Autor, 1947, H. 1, S. 5.

²⁵ Protokoll, S. 717. ²⁶ Ebd., S. 357.

des Kommunismus proklamiert, in den Berliner Kongreßsaal tragen und die aggressive imperialistische Strategie in den Literaturdebatten deutscher Schriftsteller zur Wirkung bringen.²⁷ Psychologisch geschickt schloß sich Lasky der Verurteilung des faschistischen Regimes an, bejahte auch eine aktivistische Haltung des Schriftstellers. Der Künstler müsse nun wissen, worin das Übel bestehe und wie man es am besten bekämpfe. Von daher versuchte Lasky, die ideologische Zurücknahme der Anti-Hitlerkoalition voranzutreiben, auf der Grundlage der Totalitarismus-Doktrin ein Gesellschafts- und Literaturbild zu entwickeln, in dem eine „totalitäre“ und eine „freie“ Gesellschaft, eine „versklavte totalitäre Kultur“ und „kulturelle Freiheit“, der Schriftsteller als „Werkzeug einer Partei“ und der „freie unabhängige Schriftsteller“ einander gegenüber gestellt werden. Indem Lasky das Klassenwesen des Faschismus negierte und dessen historischen Standort — den Versuch, in der Zeit der allgemeinen Krise des Kapitalismus ein System staatsmonopolistischer terroristischer Machtausübung zu schaffen — verschwie, definierte er Faschismus als Herrschaft „einer diktatorischen Partei und fanatischer politischer Funktionäre“, um so Faschismus und Sozialismus als wesensgleich hinstellen zu können. Während ihm so die sozialistische Sowjetunion als „wenig anziehende totalitäre Diktatur“ erschien, pries Lasky die imperialistische Gesellschaft der USA als Vorbild und Inbegriff von Freiheit und Demokratie — und das zu einer Zeit, da in den USA das Committee on Un-American Activities die Säuberungsaktionen gegen Anhänger der Roosevelt-Politik durchführte und Bertolt Brecht, Gerhart und Hanns Eisler der Hexenjagd eines McCarthy ausgesetzt waren. Was Lasky an Tendenzen der amerikanischen Entwicklung zu kritisieren hatte, das galt der Roosevelt-Ära und dem Geist der Anti-Hitlerkoalition; er feierte die Truman-Doktrin als den neuen Dämon, der die bisherigen Beschränkungen in der Entfaltung der antikomunistischen und antisowjetischen Propaganda überwinden werde.

Diesem Modell ordnete Lasky das Bild eines freien unabhängigen Schriftstellers zu, dessen einzige Triebkraft in der „Opposition“ zu bestehen habe — er baute also systematisch ein Gegenbild gegen eine Künstlerpersönlichkeit auf, die für den historischen Progreß Partei ergreift, die künstlerische Freiheit als bewußte Teilnahme an den Befreiungsbewegungen gegen Faschismus, Imperialismus und Krieg versteht. Lasky wollte am Ende gar die Begriffe des revolutionären Schreibens und Handelns soweit pervertieren, daß sie für den Kampf gegen die Sowjetunion einzusetzen waren. Er polemisierte dabei indirekt besonders gegen die überzeugungsstarke Rede der Anna Seghers vom Vortage. Anna Seghers, die 1937 in Spanien miterleben mußte, wie Franco ein Buch von André Gide zum Kampf gegen die Interbrigadisten mißbrauchte, sprach zehn Jahre später über die Freiheit des künstlerischen Schaffens und zeigte, ohne André Gide namentlich zu nennen, an seinem Beispiel, wie ein individualistisches, nur dem Genie verpflichtetes Kunstwerk von den Feinden des Volkes zur Täuschung des Volkes manipuliert werden konnte. Auch Lasky mißbrauchte Gide, indem er dessen abstrakte Verabsolutierung der schriftstellerischen Oppositionsrolle nun ausschließlich in Richtung Antikommunismus umbog. Mit Hilfe der Autorität von Gide, am Ende gar noch unter Berufung auf Dante, Cervantes, Ibsen und Gogol,

²⁷ Seine folgenden Zitate nach Protokoll S. 455 f.

wollte Lasky sein Ziel, den militanten Antikommunismus und Antisowjetismus, einbetten in die Vorstellung vom großen Künstler, der nie ein Mann ist, „der mit der Welt konform geht“.

Mit Laskys provokantem Auftreten sollte, wenn reaktionärer Aktivismus auch nicht direkt zu erreichen war, wenigstens Unsicherheit in den geistigen Klärungsprozeß hineingebracht werden, den sozialistische deutsche und sowjetische Schriftsteller ausgelöst hatten. Verhindern wollte man die Wendung zu einem progressiven Geschichtsdenken und zu einer Funktionsauffassung der Literatur, die den Schriftsteller befähigte, aktiv mitzuwirken bei der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung in ganz Deutschland.

Mit wem seid ihr, Meister der Kultur?

In dieser Situation gewann eine Frage Maxim Gorkis neues Leben. Als 1932 Henri Barbusse und Romain Rolland der drohenden Ausbreitung des Faschismus durch die Einberufung eines Anti-Kriegskongresses in Amsterdam zu begegnen suchten, sollte Maxim Gorki als Delegierter der sowjetischen Schriftsteller am Kongreß teilnehmen. Auf der Fahrt hatte er in Berlin mit eigenen Augen den Aufmarsch faschistischer Kriegstreiber mitangesehen und die Gefahr der Stunde erkannt. Die holländische Regierung verweigerte dem weltbekannten sowjetischen Autor die Einreise — aber Gorkis Stimme war nicht zum Schweigen zu bringen. Seine Rede wurde veröffentlicht und rüttelte die internationale literarische Öffentlichkeit auf: Mit wem seid ihr, Meister der Kultur? Gorki fragte die Schriftsteller, welche Kräfte sie mit ihrer Feder künftig unterstützen wollten, die imperialistische Bourgeoisie, die die schöpferische Energie der Meister der Kultur mehr und mehr zu ihren verbrecherischen Zwecken mißbraucht, oder die revolutionäre Arbeiterklasse, die dem Kunstschaffen eine neue humanistische Funktion zu geben vermag.²⁸

1947 übernahm Boris Gorbатов die Aufgabe, die deutschen Schriftsteller an diese historische Entscheidung zu erinnern: „Es gibt eigentlich doch zwei Lager, ein gewaltiges Lager der Demokratie und ein kleines Lager der Reaktion. Aber das Lager der Reaktion, obwohl nicht groß, verfügt über große Kräfte. Dort gibt es neue Krupp und Thyssen. Und jeder von uns Schriftstellern muß für sich selbst entscheiden, in welchem Lager er steht“. Gorbатов setzte von daher der Position Laskys die Plattform der Gemeinsamkeit von Demokratie und Frieden entgegen und entlarvte den Imperialismus als Feind des Weltfriedens: „Ich glaube, daß die Demokratie letzten Endes der Frieden ist. Nazismus und Imperialismus und Trotzismus ist Krieg. Ich möchte keinen Krieg haben. Genug. Ich bin bereit, jede Toleranz auszuüben zu den Freunden des Friedens und der Demokratie... Aber ich bin auch bereit, jederzeit den Haß gegenüber den Feinden des Friedens zu zeigen“. So lenkte Gorbатов das Denken der Bündnispartner in eine Richtung, die eine Manipulierung ihres humanistischen Standpunkts für Zwecke der imperialistischen Restauration erschweren, möglichst verhindern konnte. Er schloß mit der Überzeugung, der Friede könne gemeinsam gesichert

²⁸ Vgl. Maxim Gorki: An die Delegation des Antikriegskongresses. In: M. G., Aufsätze und Pamphlete. Moskau 1950, S. 336. Siehe auch Gorkis Antwort an amerikanische Korrespondenten. Mit wem seid ihr, Meister der Kultur? Ebd., S. 286–315.

werden, auch indem jeder bei seinen eigenen politischen und religiösen Ansichten bleibe. „Wenn wir nur als Grundlage für unsere Freundschaft das gegenseitige Verständnis und Vertrauen haben. Ich glaube an Frieden und Demokratie. Ich glaube, daß dieser Kongreß der Sache des Friedens und der Demokratie sehr viel genützt hat“.²⁹

Im Oktober 1947 konnte Lasky den I. Deutschen Schriftstellerkongreß in Berlin nicht sprengen. Gemeinsam wurde das Manifest verabschiedet. Der Präsident der Tagung, Günther Weisenborn, hob hervor: „Es gibt vieles, was viele von uns trennt. Es gibt eines, was uns alle einigt: Die Liebe zum Frieden“.³⁰ Die Alterspräsidentin des Kongresses Ricarda Huch schloß mit den Worten: „Möge dieser deutsche Schriftstellertag der erste von vielen folgenden sein! Möge er an dem Neuaufbau Deutschlands mitwirken“.³¹

In der sowjetisch besetzten Zone wurde die schöpferische Zusammenarbeit aller humanistischen Schriftsteller Bestandteil des neuen literarischen Lebens; der Kongreß selbst war Teil einer Bewegung, die die Schriftsteller — Becher, Bredel, Seghers und Wolf, Fallada, Kellermann, Ehm, Welk und viele junge Talente — zusammenschloß zu dem gemeinsamen Aufbauwerk, das hinführte zur sozialistischen Literatur der DDR. Zurückblickend auf diesen Beginn konnte Anna Seghers, Präsidentin des Schriftstellerverbands der DDR, auf dem VII. Schriftstellerkongreß 1973 sagen, daß die Literatur der DDR ihren spezifischen Auftrag der Anfangsjahre erfüllt hat. „Mit unserer Arbeit haben wir teilgenommen am Aufbau unseres Staates. Sein oft abgeleugnetes, oft umstrittenes, oft verleumdete, schließlich in der Welt anerkanntes, jetzt fünfundzwanzigjähriges Bestehen feiern wir Schriftsteller durch unsere Arbeit“.³²

Die von Melvin Lasky inszenierte „Gegenbewegung“ der „Kongresse für kulturelle Freiheit“ ist heute nahezu vergessen. Aber wenn Heinrich Böll klagt, daß es in der BRD fast keine Verbindung gebe zwischen den Schriftstellern der Emigration und der „deutschen Nachkriegsliteratur“: die Schuldigen dafür sind Laskys Hintermänner, die ein produktives Zusammentreffen aller demokratischen und sozialistischen Potenzen zu verhindern trachteten und deshalb den reichhaltigen Strom literarischer Tradition absperren, der noch 1947 so belebend zu wirken vermochte. „Unwiederbringlich dahin“ ist diese Verbindung jedoch nicht. Man kann sich erinnern an die Anfänge. Und man kann sie auch heute wieder produktiv machen.

²⁹ Protokoll, S. 714 f.

³⁰ Ebd., S. 722.

³¹ Ebd., S. 723.

³² Anna Seghers, Der sozialistische Standpunkt läßt am weitesten blicken. In: NDL 1974, H. 2, S. 21.

Die Leute spucken mir in die Tinte.
Sie furzen mir in die Blätter. Sie lecken
An meinen vier Buchstaben, kaum daß ich die
Hinsetze. Das mußt du verantworten! sagen sie
Und blicken mir hart in den Schädel.
Sie liegen in Knäueln auf meiner Werkbank
Und begutachten feixend die Bohrer und Feilen.
Sie wissen alles vorher, sie stellen sich dumm
Sie nennen mich Hund, sie tragen mich auf Händen
Und lassen mich fallen. Sie sezieren meinen Schatten.
Sie konstruieren mich aus meinen verwirrten Teilen
Und lassen mich durch mich selber rennen
Damit ich zu mir komme, und hängen an meinen Fersen.
Sie machen mich schlecht, sie machen mich besser.
Sie decken mich ein mit ihren Fäusten und Lippen.
In meinem schwachen Gedächtnis stehn sie Spalier
Für meine Gedanken. So habe ich
Meine Macht erfahren.

Friedrich Hitzer 1974/1934 — Vergangene Reise in die Zukunft

Bei einem Plenum in Moskau und Hinweise auf den 1. Allunionskongreß der Sowjetschriftsteller

Wer von der Gorki-Straße, den Marx-Prospekt entlang, zum Bolschoi-Theater hinüberspaziert, kommt an einem Gebäude vorbei, an dem Touristen wohl nur auffällt, daß es grün ist, aus früheren Zeiten stammt und kleiner wirkt als die weithin bekannten Gebäude im Zentrum von Moskau. Kein Wunder — in der Nähe des Kreml und unmittelbar neben dem Kolossalbau des Ministerrats der UdSSR.

Kenner bemerken natürlich die vollendete Klassizität dieses von Matwej Kasakow im 18. Jahrhundert entworfenen und erbauten Hauses, aber der politisch interessierte Besucher der Stadt ist sicherlich noch mehr durch die Auskunft beeindruckt, daß dieses Gebäude Schauplatz wichtiger historischer Ereignisse war. Dies traditionsreiche Haus ist Forum bedeutsamer gesellschaftlicher und politischer Vorgänge geblieben.

Vor der Oktoberrevolution hatte es dem Russischen Adelsverein gehört. Die herrschende Klasse veranstaltete hier Versammlungen, Empfänge, Banketts, Zeremonien, Bälle und Konzerte — und Wohltätigkeitsabende.

1919 unterzeichnete Lenin einen Erlaß: Die Sowjetregierung übergab das Gebäude den Gewerkschaften des Landes. Seither heißt es kurz DOM SOJUSOW — das Gewerkschaftshaus.

Bis dahin ein Inbegriff unerreichbaren Prunkes und ferner Machtfülle, verwandelte sich von nun das DOM SOJUSOW in ein Zentrum von Konferenzen, Kongressen und Beratungen, veranstaltet von demokratischen Verbänden und Massenorganisationen. Das unnahbar Vornehme wurde ein dem Volk vertrauter Ort, der sich auch für Konzerte und andere kulturelle Festlichkeiten benutzen läßt. Sie finden im KOLONNYJ SAL statt, dem Säulensaal. Der Säulensaal ist ein Sinnbild des Erbes, eine selbstverständliche Stätte der Arbeiterbewegung, der Revolution und der Volkskultur geworden. Er wurde sorgfältig gepflegt; 1968 waren letzte Restaurationsarbeiten abgeschlossen, und der Säulensaal sieht heute wieder so aus wie in den Plänen des Architekten Kasakow.

Wenn man hierherein kommt, stellt man sich unwillkürlich die vor so viel Geschichte hilflose Frage: Wenn diese Säulen reden könnten . . . diese Kolonnade aus weißem Kunstmarmor, der blendet, wenn die riesengroßen Kristallüster eingeschaltet sind.

I.

Der Säulensaal war eine Tribüne für Redeschlachten. Hier wurden Ideen in Sprache umgesetzt, die das Handeln von Massen beeinflussten. Hier wurden Beschlüsse verabschiedet, die Geschichte machten. Hierher strömten Tausende von Menschen, um am Sarg von Staatsmännern vorbeizugehen — mit der bangen Frage: Wie soll es weitergehen?

Hier redete zum Beispiel Lenin am 5. Juli 1918, beim V. Gesamtrussischen Kon-

Friedrich Hitzer: 1974/1934 — Vergangene Reise in die Zukunft

greß der Sowjets. (Er hat im Säulensaal bis 1924 über 40 wichtige Reden gehalten.)

Die Linken Sozialrevolutionäre haben den Bolschewiki den Kampf angesagt. Sie greifen Lenin von „links“ an; er verrate die Revolution, wenn er nicht den Krieg gegen die deutschen Imperialisten fortsetze. Im Saal gibt es Genossen, die meinen, man könne die Sache ausdiskutieren. Sie alle sind Streit und heftige Polemik gewöhnt. Iljitsch stellt unerbittlich fest: „Das ist kein Streit, das ist ein wirklicher, unwiderruflicher Bruch, ein Bruch zwischen denen, die die Schwere der Lage ertragen und dem Volk die Wahrheit sagen, aber nicht zulassen, daß man sich am Geschrei berausche, und denen, die sich an diesem Geschrei berauschen und ungewollt fremde Arbeit — die Arbeit von Provokateuren — verrichten.“ (Lenin, Werke, Bd. 27, S. 513.) Von ultralinks wie von rechts wird Lenin der Unduldsamkeit bezichtigt, der selbst noch nicht weiß, welche Provokation der nächste Tag bringen wird, aber die Unüberbrückbarkeit der Positionen erkannt hat. — Am 6. Juli wirft der Sozialrevolutionär Blumkin, der mit gefälschten Papieren in die deutsche Botschaft eindringen kann, eine Bombe. Ihr fällt Graf Mirbach zum Opfer, der Vertreter des kaiserlichen Deutschland. Das Attentat soll den „Krieg der Weltrevolution“ auslösen; zum gleichen Zeitpunkt beginnen die Sozialrevolutionäre, in mehreren Städten zugleich, ihren Aufstand gegen die Sowjetmacht. Der Aufstand wird niedergeschlagen. Der Krieg, der das Ende der Revolution bedeutet hätte, findet nicht statt, unter anderem dank des diplomatischen Geschicks von Lenin. Später kann nachgewiesen werden, daß diese „weltrevolutionäre“ Aktion von der in- und ausländischen Reaktion gesteuert worden war.

Anderthalb Jahrzehnte später beraten im Säulensaal Kommunisten aus aller Welt darüber, wie die Vorbereitungen des Faschismus für den Krieg gestoppt werden können.

Es ist das Jahr 35. Die Delegierten des VII. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale sind zusammengetroffen. Georgi Dimitroff, Wilhelm Pieck und Palmiro Togliatti halten ihre Grundsatzreferate. Nüchtern und selbstkritisch schätzen sie die Lage ein, die in Europa herrscht, analysieren Imperialismus und Faschismus, schlagen Richtlinien für den antifaschistischen Kampf vor.

Der Kongreß hat bis heute nichts an Aktualität eingebüßt. Wer sich mit den Grundfragen des Kampfes gegen Imperialismus, Faschismus und Krieg, für Frieden, Demokratie und Sozialismus vertraut machen will, kommt nicht umhin, Referate und Entschlüsse dieses Kongresses zu studieren. (VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale, Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt 1971.)

Ein Jahr vor dem VII. Weltkongreß — im August 1934 — haben sich im Säulensaal Delegierte und Gäste des 1. Allunionskongresses der Sowjetschriftsteller versammelt.

17 Jahre nach der Oktoberrevolution wird das der erste große Verband von Kulturschaffenden sein, zu dessen Statut es gehört, daß sich seine Mitglieder durch den Einsatz ihrer Person und Arbeit an die Seite der revolutionären Arbeiterbewegung stellen, den Aufbau des Sozialismus tatkräftig fördern und das kulturelle Niveau der Massen mitentwickeln. Der 1. Allunionskongreß der

Sowjetschriftsteller wird ein Modell der Organisierung, wie künstlerische Intelligenz die bis dahin schicksalhaft hingegenommene Vereinzelung überwinden kann. Dieser Kongreß wird in der Zukunft wie kaum ein zweiter den Haß der Bourgeoisie auf sich ziehen, den Zweifel der Rückständigen nähren und die Furcht der Elitären auslösen. Die Teilnehmer des Kongresses von 1934 demonstrierten, daß auch die Intelligenz eine Organisation an der Seite der revolutionären Arbeiterbewegung braucht, als soziales Fundament und als Waffe im Klassenkampf. Die Waffe zu führen, war schwer zu erlernen. Aber diese Schule war nicht minder hart als die der antifaschistischen Bewegung im bevorstehenden Jahrzehnt; und Aufbau und Verteidigung des Sozialismus verlangten von Intelligenz und Werktätigen fast Übermenschliches.

Einen ersten Eindruck dieser Härte vermittelten seinerzeit die deutschen Delegierten, etwa Willi Bredel, der soeben — nach 13 Monaten Haft — einem Konzentrationslager entkommen war: „Nicht die Nationalsozialisten, nein, der sozialdemokratische Polizeisenator von Hamburg hat mich noch in der Wahlperiode vor der Machtübernahme Hitlers in Schutzhaft nehmen lassen. Die Faschisten brauchten mich nur zu übernehmen ... Der Arbeiterschriftsteller Franz Braun wurde erstochen, Leo Krell zu Tode mißhandelt, Erich Baron zum Selbstmord getrieben, Hans Otto aus dem Fenster des Vernehmungszimmers gestürzt, Erich Mühsam gehängt. Der Arbeiterschriftsteller Klaus Neukrantz wurde schwer mißhandelt, liegt im Wasserbett und ringt mit dem Tode. Der weltbekannte Schriftsteller Ludwig Renn wurde für Jahre hinter Zuchthausmauern geworfen. Der Publizist Carl von Ossietzky wird mißhandelt. Offen sprechen die faschistischen Bestien aus, daß sie ihn zum ‚Selbstmord‘ zwingen wollen.“ (Sozialistische Realismuskonzeptionen. Dokumente zum 1. Allunionskongreß der Sowjetschriftsteller. Hrsg. H.-J. Schmitt und G. Schramm, Frankfurt 1974, S. 214.)

Die hier im August 1934 redeten und miteinander stritten, sprachen mit gleicher Verantwortung für den sozialistischen Aufbau und vor allem auch davon, wie dem Krieg Einhalt geboten und der Faschismus bezwungen werden könnte. Ahnten sie das Ausmaß der Vernichtung und Verbrechen, die der Welt noch bevorstanden?

II.

Es ist Anfang September 1974. Zusammen mit Peter Weiss komme ich vom Hotel über den Roten Platz, durch die lange Unterführung unterm Platz „50. Jahrestag der Oktoberrevolution“ zum Gewerkschaftshaus. Im Säulensaal sind fast alle Plätze schon besetzt. 40 Jahre sind es her, seitdem hierher Schriftsteller aus vielen Ländern zum 1. Kongreß ihrer sowjetischen Kollegen gekommen sind. Sie haben Weltliteratur unseres Jahrhunderts geschrieben.

Wir betrachten Fotos in den Wandelgängen. Sie dokumentieren Kampfstationen, den Enthusiasmus der ersten sozialistischen Aufbauphase, den spanischen Bürgerkrieg, den furchtbaren Krieg 1941—1945 und den grandiosen Sieg. Wir spüren in den Bilddokumenten die Internationalität, die die Literatur unserer Epoche prägen wird, die Dramatik ist gegenwärtig, die wir mit den Namen verbinden — Louis Aragon, Johannes R. Becher, Isaak Babel, Jean-Richard Bloch, Ilja Ehrenburg, Alexander Fadejew, Fedor Gladkow, Maxim Gorki, Klaus

Mann, Vítězslav Nezval, Sergej Tretjakow, Friedrich Wolf, Oskar Maria Graf und viele andere. Auch Brüche und Tragödien in einzelnen Biographien sind präsent.

Im Präsidium, dem Schriftsteller, Vertreter des Verbands und der Partei angehören, erkenne ich einige, die damals dabei waren. Da ist Valentin Katajew, Leonid Leonow, Marietta Schaginian, Alexej Surkow, Viktor Schklowskij. Ich sehe die damals noch unbekannten Jungen, heute berühmten Boris Polewoj, Konstantin Simonow, Sergej Smirnow. Im Präsidium haben auch Vertreter des ZK und das Politbüromitglied Suslow Platz genommen.

Die Jüngeren sitzen verstreut im Plenum. Jewgenij Winokurov, vielgelesener Lyriker, macht mich mit Schülern seiner Klasse bekannt. Winokurov hat eine Professur für Poesie am Gorki-Institut für Literatur.

Während ich Gesichter erkenne und einige Namen notiere, geraten in meinem Kopf Informationen in Bewegung, die da zu verschiedenen Zeiten hineingekommen sind und keineswegs aufeinander abgestimmt waren. Wie ordne und bewerte ich Informationen? Wie finde ich sie? Wie kommen sie zurück? Das ist eine Arbeit, mit der man nie zu Ende kommt, auch wenn man die Landessprache spricht. Unvermittelt wird mir wieder bewußt, wie raffiniert und primitiv zugleich der Antisowjetismus wirkt, wenn einer tagaus tagein auf die Vermittlungsinstanzen der bürgerlichen Medien eingestellt ist.

Ich erinnere mich an die Pressekonferenz bei der Frankfurter Buchmesse 1973 mit Alexej Surkow und Michail Lukonin, die von der bürgerlichen Presse weitgehend boykottiert wurde und wo Surkow erklärte: „Wir lassen uns die Klassiker nicht von den Kapitalisten vorschreiben.“

Nun bin ich Gast des Verbands; aus der Bundesrepublik; bei einem Plenum, das sich zur Aufgabe macht, 40 Jahre zu bilanzieren. Vier Jahrzehnte, die einen schwindlig machen können ...

Ich habe einen Brief der Redaktion mitgebracht, den ich Georgi Markow, dem Vorsitzenden des Verbands, übergeben werde. Wir gratulieren darin den sowjetischen Kollegen und Freunden zu ihrem Jubiläum, betonen unsere Bereitschaft, Freundschaft und Solidarität zwischen den sowjetischen Autoren und den fortschrittlichen Schriftstellern unseres Landes zu verbreitern und zu vertiefen; wir teilen ihre Freude über ein Lesepublikum, das seinesgleichen in aller Welt sucht; wir betonen auch die Aktualität der Impulse, die vom 1. Allunionskongreß ausgegangen sind:

„In unserem Kampf spielen die Auseinandersetzungen um die Aneignung der sozialistischen Traditionen eine hervorragende Rolle. In diesem Zusammenhang bleibt uns noch eine Menge zu tun, um die Bedeutung des Kongresses von 1934 darzustellen. Es lohnt sich, alle Themen offensiv aufzugreifen, andernfalls — das ist unsere Erfahrung — werden die Stellen, die wir frei lassen, vom Gegner besetzt.“

Für uns bietet der Kongreß noch einen besonderen Aspekt. Die deutschen Teilnehmer hatten in Moskau das erste große internationale Forum, wo sie die Stimme der Anklage gegen die Verbrechen des Faschismus in ihrer Heimat erheben konnten. Alle Welt weiß, daß diese Verbrechen gegen das eigene Volk der Anfang des Ermordens anderer Völker im Zweiten Weltkrieg waren. Die Älteren

von Ihnen werden sich gewiß daran erinnern, wie Willi Bredel seinen Beitrag mit der bitteren Kunde über die schon Ermordeten und Mißhandelten begann, wie Friedrich Wolf, Johannes R. Becher und Ernst Toller voller Haß gegen den deutschen Faschismus waren, welche Hoffnung Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger in ihren Grußbotschaften, ja auch der skeptische Klaus Mann in seinen Notizen an diesen ersten Kongreß der sowjetischen Schriftsteller knüpften. Maxim Gorki, die sicherlich überragende Gestalt des Kongresses, hatte den Kern der Sache getroffen, als er sagte: „Den revolutionären Internationalismus gegen den bourgeois Nationalismus, Rassismus, Faschismus zu mobilisieren — darin besteht die historische Aufgabe unserer Tage.“ Diese Tage sind nicht vorbei.“

Wir meinen aber auch in unserem Brief an den sowjetischen Schriftstellerverband mit dem Datum 31. August 1974, daß Kampfbedingungen und Kräfteverhältnis sich tiefgreifend gewandelt haben:

„International gesehen findet der 40. Jahrestag Ihres Ersten Schriftstellerkongresses jedoch in einem Klima statt, in dem sich die Politik der friedlichen Koexistenz mehr und mehr durchsetzt.“

Herauszufinden ist, welche Vorteile sich daraus für unsere Arbeit ergeben und wie wir sie nutzen können.

Die Delegierten bei diesem Plenum manifestieren die bestimmende Tendenz in der Weltpolitik der Gegenwart souverän. Die Referenten sprechen selbstsicher, die Rechenschaftsberichte sind eindrucksvoll, Vorschläge für Projekte zeigen weitreichende Perspektiven auf. Eine Resolution bringt Geschlossenheit und Gemeinsamkeit mit der Partei zum Ausdruck. Vertreter aus Betrieben, von Massen- und Jugendorganisationen geben dem gesellschaftlichen Auftrag und der Volksverbundenheit der Schriftsteller lebhaften Ausdruck. Ist das gestellt? Ist das nur Demonstration? Ist das ein wohlerprobtes Ritual?

Georgi Markow kennzeichnet die Sowjetschriftsteller als „überzeugte Kämpfer für die Sache des Kommunismus“ und beruft sich auf Gorki, der „den Sieg des Bolschewismus auf dem Schriftstellerkongreß“ als das wichtigste Ergebnis der Arbeit im Sommer 1934 angesehen hatte. 1974 erscheint das als eine Selbstverständlichkeit. Nikolaj Tichonow, selbst Teilnehmer des ersten Kongresses, benennt einige Stationen der „Kämpfe und Siege“, der Konflikte, Hindernisse und Tragödien, die es „auf dem ruhmreichen Weg“ zu bestehen galt. Auch Konfliktstoffe der Gegenwart kommen zur Sprache. Alexander Tschakowskij, Autor des mehrbändigen Dokumentarromans über die Blockade Leningrads und Chefredakteur der *Literaturnaja gaseta*, stellt eindringlich die Herausforderungen auf dem Gebiet der Ideologie dar, die Verantwortung der Schriftsteller für Frieden und Sozialismus wird nicht nur als Appell formuliert. Tschakowskij konkretisiert die Fronten zwischen Sozialismus und Imperialismus, erörtert die neuen Möglichkeiten der Kräfte des Fortschritts unter den Bedingungen der friedlichen Koexistenz. Vitalij Oserow, führender Kritiker und Chefredakteur der Zeitschrift *Woprossy literatury*, kommt auf Probleme der Literaturkritik zu sprechen.

Das Plenum verläuft diszipliniert. Die Beiträge der Teilnehmer lassen eigenwil-

lige Persönlichkeiten und Einheit in der Arbeit erkennen. Das vermittelt Zielstrebigkeit und Stärke.

Und doch frage ich mich, kann der Schriftsteller aus meinem Land die Vielschichtigkeit dieser Stärke begreifen? Könnte er alle Reden und Beiträge begreifen, wenn er sie zum Lesen bekäme? Bedarf es nicht schon hier ganz spezifischer Formen der Übermittlung? Die antisowjetische Propaganda der bürgerlichen Medien hat es verstanden, einzelne Personen und Gruppen oppositioneller Intellektueller in der UdSSR so geschickt zu lancieren, daß Zweifel an der Stärke aufgekomen sind. Manche fragen, wie es um die „überzeugten Kämpfer für die Sache des Kommunismus“ nun wirklich stehe? Das wäre doch letztlich nur das Wunschenken eines Verbands und seiner Spitzenfunktionäre.

Heinrich Böll hat diesen Zweifel in den letzten Jahren immer wieder genährt. Er führt sogar eine Art Privatkrieg gegen den Sowjetischen Schriftstellerverband. Am Vorabend der Konferenz von Helsinki bemerkte er, „Gespräche mit Kulturfunktionären aus sozialistischen Ländern“ seien „sicherlich frustrierender als zwei Jahre Genf“ (SZ 30. 7. 75). Aber kann man noch wie Böll von „sittlichen Argumenten“ Solschenizyns sprechen, wenn dieser am selben Tag in der FAZ verbreiten darf, der Westen müsse nochmals einen „Befreiungsprozeß in den kommunistischen Ländern“ in Gang setzen? Wie weit soll diese Nibelungentreue noch gehen? Bis zum Interview Solschenizyns — „Tod dem Kommunismus“ — in der *Deutschen Nationalzeitung* vom 8. 8. 75?

In Solschenizyn haben die Faschisten aller Länder eine Art Symbiose aus Rasputin, Rosenberg und McCarthy als Verbündeten bekommen. Ulrich Becher sagte dieser Tage — das ist doch Schulze-Nitzin! Für ihn, den Emigranten, der einst vor den Faschisten von Land zu Land, ja von Kontinent zu Kontinent zu flüchten gewillt war, ist Schulze-Nitzin der Inbegriff des großwahn sinnigen Fanatikers, den die Herrschenden für Aggression und Völkerhetze einsetzen. Doch es geht nicht nur um Solschenizyn und den Rummel um ihn, von dem inzwischen sogar Konservative die Nase voll haben. Immerhin sind es eine Reihe von Autoren und Künstlern, die die UdSSR verlassen haben und die „Freiheit des Westens“ rühmen, wo diese kaum noch mehr als eine Fassade darstellt. Warum sollen sie nicht ihre Erfahrungen mit dieser „Freiheit“ selbst machen.

Aber ich meine, wer aus einigen Emigranten, die untereinander so zerstritten sind wie jede antikommunistisch motivierte Emigration seit über 50 Jahren, einen „Exodus des russischen Geistes“ destilliert, täuscht sich wie der Süchtige, der nach jeder Flasche greift, auch wenn nichts drin ist.

Tatsache ist, der zynische Umgang eines Solschenizyn mit den Tragödien in der sowjetischen Entwicklung haben unter sowjetischen Kollegen Verachtung und Haß bewirkt, wo vor zwei Jahren vielleicht Nachsicht und Geduld vorherrschten, eben wegen dieser Vergangenheit. Um ein Mehrfaches verstärkt wurde dies durch den bürgerlichen Medienapparat in aller Welt, vor allem durch diejenigen, die jene Tragödie durch Vorbereitung des Zweiten Weltkrieges, des Vernichtungskrieges gegen die UdSSR erst begünstigt haben.

Die Arbeit des Verbands und viele Gespräche mit Kollegen bekräftigen im September 1974 meine Überzeugung, daß sie mit den Verletzungen der sozialistischen Gesetzlichkeit und den Repressalien der Vergangenheit längst Schluß ge-

macht haben. Vielleicht war der Lernprozeß bei dem einen oder anderen schwer — doch sie waren es selbst, die Unrecht, Willkür und Repressalien überwunden haben. Eine Partei und ein Volk, die imstande sind, aus eigener Kraft zugleich den Faschismus abzuwehren und zu zerschlagen und vor den Schatten der eigenen Vergangenheit nicht zurückzuschrecken, sondern die bitteren Folgen aus dem gesellschaftlichen Leben zu tilgen, sie bleiben revolutionär. Ein solches Volk ist hellhörig gegenüber Heuchlern — drinnen und draußen. Solche Menschen haben einen großen Reifeprozess hinter sich, und sie haben kein schlechtes Gedächtnis. Der Säulensaal im Moskauer Gewerkschaftshaus ist Schauplatz von Leidenschaften geblieben, auch wenn manche Reden bleiern machen und sich über die ganze Breite der Wolga zu legen scheinen. Mit diesen Leidenschaften sollten die Spekulanten des „Archipel Gulag“ nicht spielen.

III.

Zum Gewerkschaftshaus waren 1924 über 900 000 Menschen gekommen, um den aufgebahrten Leichnam Lenins zu sehen. Wir kennen die Gesichter aus den wenigen Dokumentarfilmen, die uns erhalten geblieben sind, Gesichter der Menschen des Oktobers, die gerade Konterrevolution und imperialistische Intervention niedergeschlagen haben.

Um dieses Gebäude drängten sich 1953 wiederum Hunderttausende, um an Stalins Sarg vorüberzugehen, der auch im Säulensaal aufgebahrt war. Im Gedränge auf den Straßen soll es damals Verletzte und Tote gegeben haben, so viele waren es. Die Menschen, die sich 1953 hier so eng zusammengedrängt haben, gehörten zu denen, die die Menschheit vor dem Schlimmsten bewahrt haben — dem Sieg des Hitlerfaschismus.

Lenin ist im Mausoleum zu sehen. Stalin ist dort nicht mehr aufgebahrt. Sein Grab ist an der Kremllmauer.

Wer 1924 und 1953 hierher mit der bangen Frage gekommen war, wie soll es weitergehen, weiß heute wie damals, daß es in diesem Land eine unbezwingbare Instanz der geschichtlichen Kontinuität gibt: Die Partei der Kommunisten.

Die Literatur, die über die Geschichte des Heroismus und des Kleinmuts, der Siege und der Opfer, der Größe und der Angst berichtet, wird von den Autoren geschrieben, die sich um diesen Verband geschart haben und die sich hier, Anfang September 1974, versammelt haben. Der Exodus der Herren Solschenizyn und Maximow ist ein Fall aus der Geschichte.

Beim Abschlusßempfang im großen Bankettsaal des Kreml spricht Peter Weiss mit Leonid Leonow. Ich dolmetsche und beteilige mich am Gespräch. Leonow hat all die Jahre erlebt. Seine großen Romane — „Dachse“, „Der Dieb“, „Russischer Wald“ — widerspiegeln ganze Etappen der sowjetischen Gesellschaft beim Aufbau des Sozialismus, und in jedem ist noch der Widerschein der Revolution von Petersburg-Petrograd-Leningrad. Und während er sagt, daß er nichts ausspare, auch nicht Stalin, daß er wegen einer 10-Dollar-Note, die er 1937 besessen habe, Angst hatte vor einer Verhaftung — „Ja, wegen einer 10-Dollar-Note“ — fällt mir plötzlich auf, daß Leonow, bei seiner Rede von der Revolution, nicht ein Datum sondern ein ganzes Zeitalter meint: „Der Westen kapiert nicht, was bei uns vor sich geht... Manche Reden mögen an der Oberfläche

langweilig sein. Unterirdisch verbinden sie wichtige Vorgänge. Die Oktoberrevolution hat einen Sturm hervorgerufen. Er bläst von Wladiwostok bis Petersburg. Die Revolution hat alles umgekrempelt. Die Menschen wurden auf die Probe gestellt.“

IV.

Die Ausrede, die mich bis heute am meisten beschäftigt, lautet: „Wir haben von nichts gewußt.“ In dieser Ausrede sind Lüge und Wahrheit auf eine so schreckliche Weise miteinander verschränkt, daß sie Menschen zu Werkzeugen machen. Solche Menschen bestehen die Probe sehr schwer.

Die Deutschen, die in Stalingrad kämpften, wußten ausnahmslos, daß sie in fremdem Land waren. Sie wußten, daß sie Land erobern, zerstören und Unschuldige töten. Sie zerstörten das Land und töteten Unschuldige, weil sie daran glaubten, das Land müsse vom Bolschewismus befreit werden. Als sie dann von der Roten Armee auf die Probe gestellt wurden, war es für die meisten zu spät. Und hatten sie nicht schon zu Hause gewußt, seit 1933 — Unruhestifter und Kommunisten ins KZ! Manche wurden im Krieg irgendwo in Rußland einzeln gefangen genommen, sie warfen die Waffe weg und riefen: „Ich Kommunist!“ Es soll Rotarmisten gegeben haben, die solche „Kommunisten“ auf der Stelle erschossen haben.

Warum haben so viele Deutsche die Probe nicht bestanden? Was war der Grund dafür?

Der Krieg? Bis zum Krieg, den die meisten erst als Krieg erleben, wenn es zu spät ist, war ein komplizierter Weg. Lenin hat oft davon gesprochen, daß es zum Schwierigsten gehöre, die Zusammenhänge, die zum Krieg führen, glaubhaft und einsichtig zu machen. 6 Millionen hatten 1933 die KPD gewählt. Eine zentrale Losung der Partei lautete: *Wer Hitler wählt, wählt den Krieg!* Als die Faschisten an der Macht waren, konnten die ohnehin schwierigen Zusammenhänge von Krieg und Frieden schon nicht mehr öffentlich verbreitet werden... Dafür sorgten unter anderem Berufsverbote: „Allen Beamten und Lehrern, die der kommunistischen Partei angehören, wird mit sofortiger Wirkung die Ausübung ihres Dienstes untersagt. Gegen die Beamten und Lehrer ist mit größter Beschleunigung das förmliche Dienststrafverfahren auf Dienstentlassung einzuleiten“ (*Völkischer Beobachter*, Süddeutsche Ausgabe v. 13. 3. 1933). Ich habe diesen Satz nicht aus dem Archiv sondern von einer großen Tafel im Museum des ehemaligen KZ Dachau.

Wir denken heute, daß es nach 1933 doch klar war — da sind die Nazis, die unterwerfen ihre innenpolitischen Gegner auf erbarmungslose Weise, täuschen alle Welt nach Hitlers Devise „Vom Frieden reden und den Krieg meinen“ und schlagen zu, wann es ihnen paßt.

Hängt die Geschichte der wichtigsten internationalen Vorgänge in den 30er Jahren mit gegenwärtigen Tendenzen in der Weltpolitik überhaupt noch zusammen?

Zum Beispiel die KSZE. Am 22. Juli erfuhren wir durch die Fernsehsendung „Kennzeichen D“, daß nur 17 % der Bevölkerung wissen, was KSZE ist. Bei der

Umfrage habe es auch Antworten gegeben, bei KSZE handle es sich um ein „bitter schmeckendes Salz“.

Wieviele der 17 % wissen, worum es überhaupt geht, erfuhr ich aus dieser Sendung nicht. Über den historischen Hintergrund dieser Konferenz wurde ein Interview mit Willy Brandt ausgestrahlt, der gerade aus der Sowjetunion zurückgekehrt war. Ich habe mir von den vielen sybillinischen Sätzen die umwerfend massenwirksame Formulierung von der „Interdependenz von NS-Gewalt und sowjetischer Machtausdehnung“ notiert, und daß diese „Interdependenz“ mit dem Zweiten Weltkrieg zu tun habe. Ich weiß nicht, ob Willy Brandt vor sowjetischen Zuhörern auch so klar verständliche Sätze formuliert hat wie diesen für die Zuhörer des ARD-Fernsehens. Aber ich bin mir sicher, daß die Mehrheit des Volkes in der Bundesrepublik aus den Massenmedien und von den Politikern, die Entspannung und KSZE befürworten, niemals genau erfahren hat, worum es geht. Man denkt sich deshalb, da können wir sowieso nicht mitreden, die da oben machen ja ohnehin was sie wollen. Da sind wir nicht vertreten.

Martin Walser brachte diese im Volk verbreitete Haltung in seinem Zweifel an der Legitimierung der verhandelnden Staatsmänner zum Ausdruck: „Und das Amerika, das Kissinger vertritt, ist die Sowjetunion, die Gromyko vertritt, die Molotow vertritt, Dulles vertritt, vertritt, vertreten.“ („Heimweh nach Amerika“, konkret, April 1975.) Hier wird Verhandlungen auf staatlicher Ebene ein Ritual unterstellt, das sich verselbständigt habe, also nach Inhalten schon nicht mehr gefragt. Walser kann so mißverstanden werden, als interessierten ihn die politischen Inhalte auf dieser Verhandlungsebene nicht mehr. Er hält hier die Form für den Inhalt; Ohnmacht sucht nach Worten, die wieder Ohnmacht herstellen.

Im Gefühl von Ohnmacht ist Geschichte ein nützlicher Kompaß für das Bewußtsein. Wie kann ich zum Beispiel den Zusammenhang von Diplomatie und Klassenkampf begreifen lernen? Doch nur, indem ich versuche, mir die geschichtliche Kontinuität umfassend anzueignen. Ein Blick auf die internationalen Beziehungen, die dem Zweiten Weltkrieg vorausgehen, verdeutlichen diese Kontinuität: Es geht um einen das Jahrzehnt bestimmenden Kampf um *Kollektive Sicherheit in Europa*, den die Sowjetunion führte.

Der erste Schritt dazu war der Antrag der UdSSR bei der Abrüstungskonferenz am 6. Februar 1931 zur Definition des Begriffes Aggressor. Er sollte die antifaschistischen Kräfte mobilisieren, alle demokratischen Länder wecken und realistische Kreis der Bourgeoisie für eine Politik der Friedenssicherung gewinnen.

Als Hitler in Deutschland die Macht erhielt, war der Spielraum all dieser Kräfte in ganz Europa eingeengt. Die UdSSR wurde faktisch noch immer boykottiert (die Anerkennung durch die USA erfolgt bekanntlich erst 1934). „Für einen Minister der westlichen Großmächte kam es nicht in Frage, Moskauer Boden zu betreten.“ (Maiski, Memoiren eines sowjetischen Botschafters, Berlin 1965, S. 228.) In dieser Situation gewinnt der Kampf auf der diplomatischen Ebene an Bedeutung, Erfolge oder Mißerfolge entscheiden über Krieg oder Frieden.

Bürgerliche Staatsmänner — auch konservative, die noch 1918 die Intervention gegen die junge Sowjetmacht befürwortet haben — sind zum Abschluß eines kollektiven Sicherheitssystems mit der UdSSR bereit. Sie werden ermordet: der

französische Außenminister Barthou, der jugoslawische König Alexander u. a.; auch Dollfuß, weil er den Frieden will. Hitlerdeutschland verfolgt, in aller Offenheit oder mit raffiniertesten Verschwörungen, die Linie, die Fürst Bismarck, Sekretär der Deutschen Botschaft in London, für die Presse formuliert hat: „Wir paralysieren die UdSSR, indem wir den Haß und die Machtmittel der ganzen Welt gegen sie konzentrieren.“ (Geschichte der Diplomatie, Berlin 1948, Bd. 3, S. 130). Die Demarchen und Vorschläge für kollektive Sicherheit, die von der Regierung der UdSSR an die Westmächte gerichtet werden, füllen Bände. Doch diese — vor allem England — bleiben bei der Beschwichtigung und Begünstigung des Faschismus, der die UdSSR vernichten soll. Dieser Politik werden auch Spanien, Österreich, die Tschechoslowakei geopfert.

Noch am Vorabend des Krieges verweigerte England den Abschluß eines Vertrags, der Hitlerdeutschland in die Schranken gewiesen hätte. Die UdSSR befindet sich in einer Situation, die an die Verhandlungsposition in Brest-Litowsk von 1918 erinnert und schließt mit dem Todfeind einen Nichtangriffspakt; der Zweck war Zeitgewinn für die Verteidigung.

Wie sehr sich alle verrechnet haben, die am „Spiel“ der Faschisten und Imperialisten beteiligt waren, ist bekannt. Es kostete 55 Millionen Menschen das Leben.

Das Dokument vom 30. Juli 1975 setzt jedweden Aggressor Schranken, legt Regeln der Sicherheit und Zusammenarbeit fest. Dies geschieht in Erwägung dessen, daß der Imperialismus seinem Wesen nach aggressiv geblieben ist, seine Aggressionsakte nach innen potentiell auch nach außen gerichtet sein können.

Bei der Bundestagsdebatte zur KSZE ließ auch Franz Josef Strauß keinen Zweifel daran, daß er die Zusammenhänge versteht und das Risiko des alten Spiels noch einmal eingehen würde. Man habe den Verbündeten auf falsche Bahnen gebracht, sagte er und er sagte auch, es würde genügen, „diesen Krieg nur einmal zu verlieren, aber nicht immer“.

Da machen die „Verbündeten“ das alte Spiel des deutschen Imperialismus und Faschismus nicht mit. (Sie haben ein eigenes.) Sie sind auch etwas vorsichtiger gegenüber den Solschenizyns, die 1933 im „Braunen Haus“, unter Führung von Alfred Rosenberg, immerhin ihre eigenen Sektionen erhalten hatten und im Krieg eigene Divisionen. George F. Kennan, ein konservativer Amerikaner, schreibt dazu: nach den Forderungen solcher Emigranten sollten die Amerikaner die sowjetischen Völker befreien, „zugunsten nationaler Extremisten, unter denen es voraussichtlich niemals zu einer Einigung kommen würde“. „Das wäre eine so ungeheuerliche Torheit gewesen, daß selbst das später begonnene Abenteuer in Vietnam daneben heute zur Bedeutungslosigkeit verblassen müßte.“ (George F. Kennan, Memoiren, Frankfurt 1972, S. 107 ff.)

Sind also Diplomaten bloße Vertretungsritualisten, was Martin Walser bei seinem Versuch, ein Gefühl der Ohnmacht zu verstehen, nahelegt? Mitnichten. Sie vertreten Interessen und die wollen erkannt sein. Wir sind gefordert, alle unsere Anstrengungen darauf zu richten, die Bevölkerung über die Zusammenhänge von Krieg oder Frieden, Imperialismus oder Sozialismus, Rüstung oder Abrüstung aufzuklären. Der Bevölkerung soll doch der Durchblick zum Handeln genommen werden, wenn sie aus den Massenmedien erfährt: Die einen sind für Entspannung und fahren nach Helsinki; sie sagen aber, so weltbewegend ist das

gar nicht. Die anderen sagen, wir sind auch für Frieden aber gegen Helsinki. Die ersteren drucksen herum und verfassen Briefe mit sieben Siegeln, die anderen poltern laut — „wir wollen nicht immer den Krieg verlieren“. Wer will das schon. Und dann merkt man schon nicht mehr, daß man einen Krieg verhindern kann. Die Urteile des Bundesverfassungsgerichts gegen die Verträge liegen für einen nächsten Versuch der Erpressung, der Täuschung und der Abenteuer bereits in der Schublade. Und wer die „deutsche Frage“ offenhält, sagt Entspannung und spekuliert auf Fortsetzung der alten Aggressivität mit neuen Mitteln. Und Berufsverbote, der Abbau der demokratischen Rechte sowie der Umbau der BRD zum Musterüberwachungsstaat in Europa sind bereits die ersten Schritte der Aggression im Innern. Und wollen sie aus Portugal das Spanien der 30er Jahre machen?

V.

Nach dem Plenum des Schriftstellerverbands waren die ausländischen Gäste nach Wolgograd eingeladen. Im Flugzeug komme ich neben Lew Olschanin zu sitzen. Die Jugend der demokratischen Weltbewegung kennt seine Lieder, am vertrautesten ist uns das Freundschaftslied, das er für die Weltjugendfestspiele in Berlin 1951 geschrieben hat, wir kennen auch das von Ernst Busch so eindringlich gesungene Lied aus dem Krieg „Ach, ihr Wege, trostlos, leer und weit . . .“ Olschanin strahlt Optimismus aus, wenn er redet. Plötzlich sagt er: „Wir haben in Wolgograd eine Lesung, wollen Sie nicht mitmachen?“

„Aber ich habe doch keine Texte dabei.“

„Macht nichts. Das ist eine *Begegnung mit Literaten*, das sind Veranstaltungen mit offenem Programm, sagen Sie einfach, was Sie auf dem Herzen haben.“

Ich werde innerlich unruhig. Was soll ich denn sagen? Ich war noch nie hier, kenne keinen Menschen, weiß viel über die Schlacht und weiß deshalb auch, daß ich das immer noch nicht kapiere, ich kann mir auch vorstellen, daß mancher Redner Angst vor Persönlichem hat — überwältigt von den Ereignissen in der Kalmücken-Steppe, die sich für Panzer, eben wie eine Autobahn, zur Stadt hin ausbreitet, vor den steilen Ufern der Wolga, in denen sich Rotarmisten — kilometerlang nur auf einer Breite von etwa 120 Meter vom Fluß — eingegraben haben, auf dem Mamajew-Hügel, der mehr aus Metallsplittern als aus Erde besteht und wo jahrelang kein Gras gewachsen ist. Deklarationen sind in Wolgograd bekannt. Ich sträube mich, noch eine weitere dazuzugeben.

Als ich dran bin, erzähle ich die Geschichte, wie ich zum erstenmal den Namen Stalingrad hörte.

Erzähle von Frau Albrecht in unserer Straße, der Milchfrau mit dem Kropf und der ächzenden leisen Stimme, die deshalb zum Milchausfahren eine Schelle hatte, schildere, daß ich als 8jähriger mithalf, vor allem beim Schellen, sage, daß Frau Albrecht eines Tages nur noch weinte und meine Mutter mir sagte: „Sie hat schon seit Wochen keine Post von ihrem Sohn. Er ist in Stalingrad.“

Füge hinzu, welche Angst ich plötzlich vor diesem Namen hatte, daß ich sehr lange Angst vor diesem Wort gehabt hätte und daß Frau Albrecht bis zu ihrem Tod im Jahr 1952 auf den Brief gewartet hat. Viel später sei ich dahinter gekommen, daß der junge Albrecht Schlosser war, kein Faschist, aber ein Soldat

des Faschismus, der mitmarschierte und die Befehle ausführte. Ich sage, warum mich vor allem diese Albrechts interessieren, warum sie solchen Befehlen folgten, also keine freien Menschen waren.

Ich erwähne dann noch eine Episode vor dem Schwabinger Bräu in München, als Antifaschisten 1972 für Entspannung und die Verträge mit den sozialistischen Ländern gegen die neofaschistische Volksunion von Gerhard Frey demonstrierten.

Die Polizei war da — zum Schutz der Faschisten. Ein Freund brachte Max zu mir — „Halt ihn! Er kann nicht mehr!“ Max hatte in Spanien gekämpft, beim Bataillon Tschapajew und war dann jahrelang in Dachau. Max leidet an Asthma, auch das Herz ist nicht mehr ganz in Ordnung. Er war furchtbar erregt über die Volksunion und die Polizisten, die brutal Antifaschisten zusammenschlugen. Er war aufgebracht über den Oberbürgermeister Vogel, der vorher auf dem Platz, wie zur Pflichtübung fürs Ausland, gesprochen hatte, dann davongelaufen war, wohlwissend, daß die Polizei zuschlagen würde.

Als ich Max so festhalte und fürchte, der alte Mann würde hier zusammenbrechen und nicht mehr aufstehen, da verlor ich die Geduld und brüllte den Polizisten an, der unmittelbar vor uns stand: „Habt ihr denn nicht von einem Stalingrad genug?“ Damals wurde mir für einen Augenblick bewußt, daß dieser Polizist später auch sagen würde: Wir haben von nichts gewußt. Und ich sagte den Wolgogradern, daß wir noch viel zu tun hätten, um Gleichgültige, Unwissende, Ängstliche zu erreichen — für Frieden, Sicherheit, Zusammenarbeit.

Nach der Lesung kamen junge Wolgograder. Ich hatte russisch gesprochen. Manche drückten mir einfach die Hand. Andere wollten den Namen von mir auf einem Zettel. Eine Lehrerin sagte: „Ich erzähle das morgen in der Schule.“ Ihre Kollegin sagte: „Ich verstehe Sie. Ich bin so alt wie Sie. Ich habe hier sechs Brüder verloren. Laßt uns Freunde sein.“

Von Peter Weiss erfahre ich später, daß sie als Emigranten in Nordschweden im Wald arbeiten mußten. Wie Internierte wurden Hitlergegner aus Deutschland behandelt. Mit Stalingrad habe sich das schlagartig geändert.

Ein Schweizer Genosse schmunzelt heute, wenn er erzählt, wie sie sich täglich bei der Baseler Polizei melden mußten. Die Partei war verboten — Berlin sah das nicht gern, daß in der Schweiz Kommunisten legal arbeiten. Die Genossen haben damals eine Losung an die Mauern gepinselt: „Schnauzer schlägt Schnäuzchen.“ Nach Stalingrad mußten sie sich nicht mehr bei der Polizei melden. Legal wurde die Partei allerdings erst 1945.

Vom Wolgaufer zum Uniwermag, dem Kaufhaus, sind es etwa 20 Minuten zu Fuß. Da war das Hauptquartier von Paulus, wo er dann kapitulieren mußte. Gegenüber im Park ist das Denkmal für den Sohn der Genossin Dolores Ibarruri, der in Stalingrad auch für Madrid gekämpft hat und gefallen ist. Ein paar Schritte weiter, in der Mitte der Anlage — ein Zentrum der Weltgeschichte — brennt die ewige Flamme. Sie brennt im Gedenken an die Revolutionäre von Zarizyn und die Verteidiger von Stalingrad. Sie wird täglich bewacht von Mädchen und Jungen mit Kalaschnikows der Rotarmisten von Stalingrad. Brautpaare bringen ihre Blumen hierher, wenn sie vom Standesamt kommen.

Als ich im September 1974 durch Wolgograd spaziere, kommt mir ein Wunschtraum in den Sinn, den ich schon beim Plenum in Moskau hatte. Warum konnten die deutschen Delegierten des Jahres 1934 nicht berichten:

„Nach hartem Kampf hat die geeinte deutsche Arbeiterklasse im Bündnis mit allen anderen demokratischen Kräften die NSDAP und ihre Nebenorganisationen und auch die putschenden Reichswehreinheiten aufgelöst, die mit Hitler kooperierende Hochfinanz, die Monopole in Industrie und Presse verstaatlicht. Die Hauptverbrecher des Putsches befinden sich in Haft und warten auf ihren Prozeß.“

VI.

Auf dem Rückflug von Wolgograd nach Moskau kann ich mich mit Wieland Herzfelde unterhalten. Von den deutschen Teilnehmern des Jahres 1934 ist er der einzige, der noch lebt. Herzfelde ist mit Max Walter Schulz aus der DDR gekommen.

In unserem Gespräch wird mir klar, wie ungeheuer schwierig es war, die Einheit der antifaschistischen Kräfte herzustellen, ich denke auch an die Konfliktstoffe auf dem Kongreß. Zu einem beträchtlichen Teil bezogen die Ideologen des Kalten Krieges ihren Stoff ja noch daher, daß sie sich jene Konflikte und späteren Tragödien in der kommunistischen Bewegung in die antikomunistische Demagogie vom Totalitarismus umfälschten.

Wieland Herzfelde hatte 1934 heftig widersprochen, als Karl Radek das Werk von James Joyce mit „einem von Würmern wimmelnden Misthaufen“ verglich, der „mit einer Filmkamera durch ein Mikroskop aufgenommen“ worden sei. Herzfelde meinte dazu jetzt auf unserem Flug:

„Mein Widerspruch basierte auf der Überzeugung, daß man gerade das, was man ablehnt, nicht durch grobschlächtige Kennzeichnungen attackieren sollte, wie die von Radek. Ich wollte versuchen, einen Schriftsteller, dessen Werk man für bedenklich hält, so zu charakterisieren, daß selbst seine Anhänger zugeben, hier liegt ein ehrlicher Versuch des Verständnisses vor.“

Wir kommen auf das heftig debattierte „Überthema des Kongresses“ zu sprechen — die von Gorki vorgetragene Konzeption des sozialistischen Realismus. Herzfelde meint, im Prinzip habe er der Auffassung Gorkis zugestimmt, allerdings eher mit einer naiven als einer wissenschaftlichen Begründung:

„Ich war für die Revolution und für alle Literatur, aus der hervorging, daß der Autor auch für die Revolution ist. Und — das ist wesentlich —, daß seine Literatur geeignet ist, den Leser davon zu überzeugen, daß er Recht habe. Unter diesem Gesichtspunkt hatte ich im Deutschland der Vorhitlerzeit meinen Verlag geführt. Seit dem Exil erweiterte ich meinen Gesichtskreis in dem Sinn, daß ich auch nichtrevolutionäre Schriftsteller zu gewinnen suchte, wenn sie nur eindeutig gegen den Faschismus und für die Sowjetunion waren. Die SU war nämlich — davon waren wir Teilnehmer des Kongresses überzeugt — das Hauptangriffsziel der Hitlerfaschisten.“

Ich habe erst später ganz begriffen, daß der sozialistische Realismus so etwas wie eine strategische Notwendigkeit war. Man konnte ja das Land nicht von heute auf morgen mobilisieren. Aber der Marxismus kennt ja Fernziele. Die Geschichte

bewies, daß das Ziel gar nicht so fern war. Die Benutzung aller schreibenden Hände für dieselbe Sache: die siegreiche Verteidigung gegen den Faschismus.“

Ich frage Wieland Herzfelde nach den Prozessen und Säuberungen, die schon drei Jahre nach dem Kongreß namhafte Autoren trafen, zum Beispiel Isaak Babel und Sergej Tretjakow, der Bredels Referat übersetzt hatte.

„Ich kann nicht beurteilen, ob und wie weit der Wille, alles fraglos unter einem Kommando auf Kampf einzustellen, Ursache mancher Härten oder Ungerechtigkeiten gewesen ist. Ich erfuhr das erstmals durch die ausländische Presse, die für mich natürlich nicht gerade glaubwürdig war. Dies um so weniger, als plötzlich der so deutlich auf Zeitgewinn zielende Nichtangriffsvertrag zwischen der Sowjetunion und dem Hitlerstaat als Bündnis bezeichnet wurde, eine Auffassung, die die sozialdemokratische Presse — auch die deutsche — zur Prägung des Wortes Kommu-Nazi ermutigt hat. Und bis zum heutigen Tag habe ich keine präzise Vorstellung des Ausmaßes und der Motive all dessen, was später der Partei und ihrem Generalsekretär Stalin zugeschrieben wurde.“

Eines hat aber nun die Geschichte bewiesen, daß das Gerede vom Bündnis der beiden Staaten Verleumdung war.

Nach meiner Rückkehr aus New York, meiner letzten Exilstation, hatte ich die Sowjetunion öfter besucht. Und das Bild, das ich von der Literatur des Proletariats gewann, unterschied sich fundamental vom faschistischen Terror, wie ich ihn erlebt habe. Das Wort Towaritsch wurde — sicher nicht immer, aber in der Regel — in einem Du-Ton, wenn auch oft mit väterlicher oder mütterlicher Güte ausgesprochen. Und bei meiner letzten Reise — heute — ist auch die letzte Ungewissenheit über den Charakter von Sowjetplanung und Sowjetmacht heller Freude gewichen.

Es sind dieses Mal Schriftsteller aus allen Kontinenten anwesend gewesen, sicher nicht nur Kommunisten. Aber keiner fühlte sich auch nur indoktriniert, zu Nachbetelei oder zu Deklarationen genötigt.

Übrigens fühlte ich mich irgendwie wie auferstanden. Denn der Kongreß war — was das Alter der Teilnehmer angeht — eine fast jugendliche Gesellschaft. Und das Bild des Landes zeichnet sich trotz aller eindeutig großen Leistungen immer noch als Zukunftsbild ab.“

VII.

In Moskau kommt es in der Redaktion der Zeitschrift Woprossy literatury zu einer bemerkenswerten Begegnung: Drei deutschsprachige Autoren, die Krieg und Faschismus ganz verschieden erlebt haben, heute in verschiedenen Staaten zu Hause sind und doch eine Sprache der Gemeinsamkeit führen können, unterhalten sich mit zwei sowjetischen Autoren. Ich meine, daß die drei Deutschen — aus Schweden, der DDR und der BRD — diese Gemeinsamkeit auch dem Volk verdanken, mit dem ihre Gesprächspartner gekämpft haben. Es sind: Jurij Bondarew, Autor vieler Bücher über Krieg und Personenkult. Sein jüngstes Buch — „Das Ufer“ — handelt von einem Sowjetrussen und einer Deutschen, die sich 1945 in Berlin begegneten und Anfang der 70er Jahre in Hamburg wiedertreffen. Und Sergej Smirnow, Träger des Leninpreises, den er unter anderem für das aufrüt-

telnde Buch über die Verteidigung der Festung Brest erhalten hat. Es spielt 1941. Die Faschisten waren noch auf dem Vormarsch.

Ob Bondarew oder Smirnow 1944 in Lwow waren, habe ich in diesem Gespräch nicht gefragt. Ich hatte damals Briefe „ins Feld“ geschrieben. Die Anschrift war eine Feldpostnummer. Der Empfänger hatte in seinen Briefen an mich als Absender „Im Osten“ angegeben. Später erfuhr ich von ihm, er sei aus dem Kessel von Lemberg — so bezeichnete mein Vater die Stadt Lwow — gerade noch mit dem Leben davongekommen, festgekrallt an eine Munitionskiste, auf einem offenen LKW, unter ohrenbetäubendem Beschuß.

Über Vergangenes unterhalten wir uns, weil wir von der gemeinsamen Zukunft unserer Völker, aller Völker überzeugt sind.

SERGEJ SMIRNOW: „Was können wir Literaturarbeiter tun, damit die Welt in Frieden lebt, daß es keinen Krieg gibt?“

Auf diese Frage kann man sehr kurz antworten: Die Wahrheit schreiben. Ich denke, die Wahrheit des letzten Krieges ist dergestalt, daß sie schon in sich selbst eine ungeheure Bedeutung der Bestärkung trägt. Darin sehe ich die höchste Aufgabe des Schriftstellers, der über den Krieg schreibt.

Heute unterhalten wir uns mit drei Literaten, die in deutscher Sprache schreiben. Der eine — Peter Weiss — betrachtete den Krieg aus der Emigration als Antifaschist, mit der ganzen schriftstellerischen Aufmerksamkeit und Parteilichkeit und keineswegs passiv. Der andere — Max Walter Schulz — war unmittelbarer Kriegsteilnehmer, so wie wir, aber er kämpfte auf der anderen Seite; und schließlich Friedrich Hitzer, der als Kind diesen Krieg erlebt hat. Und heute denken wir gemeinsam über die Lehren der Geschichte nach, über das eigene Schicksal und die Zukunft derer, die uns folgen. Ich meine, schon allein die Tatsache dieses Gesprächs ist außerordentlich symbolisch.“

MAX WALTER SCHULZ: „Der Krieg war ein Menschheitserlebnis. Das war er wirklich. Das Schwierige ist, den sachlichen und den ethischen Realismus des Krieges im doppelten Sinn des Wortes für heute und morgen aufzuheben. Die Erinnerung an den Krieg ist für jeden Menschen, für jedes Volk schmerzhaft und bitter auf besondere Art. Aber je mehr wir uns zeitlich vom Krieg entfernen, um so tiefer, hoffe ich, gelingt es den nationalen Literaturen in die Verantwortung des Sieges über den Faschismus einzudringen. Abrechnung ist Aufbau des Friedens.“

JURIJ BONDAREW: „Ist es nicht merkwürdig, daß es bei einer höchst entwickelten Zivilisation der Gegenwart noch Kriege gibt und Millionen Menschen in einigen Entwicklungsländern verhungern — das ist das Erbe des Imperialismus. Wir verstehen: Die Ursachen dieser Erscheinungen sind Klasseninteressen, die Herrschaft der Besitzenden, die Gewinnsucht, das Mißtrauen, der Argwohn, der Rassismus usw. Dagegen sollten wir unaufhörlich kämpfen.“

Die Verteidigung des Menschen, die Liebe zum Menschen — das ist das Hauptziel schriftstellerischer Tätigkeit.“

PETER WEISS: „Seit unsrer Begegnung mit Wolgograd sind erst einige Tage vergangen. Das Epos, das sich in uns angesammelt hat, ist noch ungeordnet. Die Eindrücke müssen sinken.“

Doch dann waren die Stunden auf dem Mamajew-Hügel. Die sind klar umris-

sen. Die Reihe der Pappeln auf dem Weg hinauf. Das Laub raschelt. Unten die Bäume, von überall herbeigetragen und eingepflanzt. Wieder das Wachstum über den Toten. Der erste Kämpfende aufsteigend als Torso aus dem Felsblock. AUF LEBEN ODER TOD steht eingekratzt in den Sockel, oder, wie ihr sagt, AUF DEN TOD STEHN, und daneben: WIR WERDEN SIE VERNICHTEN. Diese Rufe, diese Parolen, fragmentarisch, so wie sie vor drei Jahrzehnten erklangen, kommen uns auch von den großen skulptierten Mauern entgegen. JEDER STEIN SCHIESST! KEINEN SCHRITT ZURÜCK, HANDLE! Diese Ziegelsteinmauern, wie Vouchetich sie errichtet hat, sind zerschossen, zersprengt, doch atmend, unzerstörbar. Was hier festgehalten wurde, gleicht den unvergänglichen Bildern aus dem Oktober. Ich wüßte kein Werk des Realismus, das sich mit der Wucht und Ausdruckskraft dieses Gemäuers vergleichen ließe. Der Abdruck der weggerissenen Hand der großen aufstehenden Figur mit dem klaffenden Loch in der Brust, die Finger, die das zerfetzte Buch mit Lenins Profil umfassen, die Gesichter der Soldaten und Matrosen, manchmal kaum kenntlich in den Steinmassen, manchmal herausgemeißelt, materialisiert, dies alles prägt sich für immer ein in den Blick. Es war fast unvorstellbar, daß der Weg zwischen diesen Mauern hindurch noch eine Steigerung erfahren konnte. Doch es kamen dann noch um das stille Wasserbecken die Einzelgruppen, jede in sich geschlossen, in ihrer Reihung aber hinführend zur großen irdischen Pietà.

Ich sehe vor mir die gedrungene, gebeugte Gestalt der Sanitäterin, auf ihren Schultern den Gefallenen tragend. Die Einzelheit seiner herabhängenden, geäderten Hand. Ihr spähes, von schwerer Anstrengung gezeichnetes Gesicht, ihr zusammengebissener Mund. Der Vorstürmende dann, im randigen Matrosenhemd, das Bündel Handgranaten in der Faust. Und die beiden letzten, die in mächtigem Griff die zerschlagene Schlange des Faschismus, das zerschmetterte Hakenkreuz von sich schleudern, in gleicher Haltung, gleicher Bewegung. Da ist nichts von Siegestaumel. Da wird nur gesagt, daß die fürchterliche Schlacht mit dem Höllengeschmeiß überwunden ist. Erschöpft sind die Gesichter, aber sie besetzen immer noch die ganze Energie, die gebraucht wird zum Aufbau. Und die Kuppe des Hügels. Was war hier einmal für ein Gedröhn und Gebrüll! Und jetzt liegt die Erde, durchsät von Metallscherben, friedlich unter weichem Gras. Schwalben fliegen drüber weg.

JA, WIR WAREN ALLE EINFACHE STERBLICHE, so steht hier geschrieben.“

Wir kommen uns näher. Wir sind Freunde. Wir sind Kampfgefährten. Es wird ein langes Gespräch.* Es berührt Themen, die überall zur Sprache kommen, wo Menschen in die Geschichte eingreifen und ihre Probe bestehen wollen.

* Veröffentlicht in Woprossy Literatry 5/75.

Fritz Mierau Scheitern oder Korrektur?

Sergej Tretjakows Konzept der „linken Kunst“ in „Menschen eines Scheiterhaufens“ (1936)

Kaum ein anderer sowjetischer Schriftsteller der 20er und 30er Jahre war so eng mit der progressiven deutschen Literatur verbunden wie Sergej Tretjakow: er übersetzte und verbreitete das Werk Brechts und anderer sozialistischer Künstler, er nahm auf Vortragsreisen, in Diskussionen persönlich Anteil an den Auseinandersetzungen in Westeuropa und pflegte intensiven Kontakt zu einer ganzen Reihe vor allem deutscher Autoren.

In den sozialistischen Ländern wird Tretjakows eigenes Werk wieder aufgelegt und in die sozialistische Kulturentwicklung integriert, seit im Gefolge des 20. Parteitags der KPdSU die Anklage, als deren Opfer Tretjakow 1939 starb, für falsch erkannt und er als Person wie als Künstler rehabilitiert wurde.

In Deutschland erschien zwischen 1929 und 1932 ein kleiner Teil seines Werkes; in der Bundesrepublik durchbricht erst 1972 die Ausgabe „Lyrik, Dramatik, Prosa“ (Röderberg-Verlag, in Lizenz des Reclam-Verlags Leipzig) und eine bei Rowohlt erschienene Aufsatz- und Reportagensammlung die Unterdrückung des Autors Tretjakow, die mit dem Faschismus begann. Das Drama „Den-Schihua“ brachte 1974 der Luchterhand-Verlag in einer Übersetzung von Alfred Kurella mit einem Nachwort von Yaak Karsunke heraus. Das Nachwort versucht, Tretjakow antisowjetisch zu rezipieren: Karsunke unterstellt, der Autor Tretjakow stünde im — positiven! — Gegensatz zur gesamten Kulturentwicklung in der Sowjetunion, von den 30er Jahren bis heute. Als Hans-Joachim Schlegel, der Herausgeber der Eisensteinschriften, öffentlich (in Akzente 6/74) darauf hinwies, daß ein solches Herangehen nur die ungebrochene Praxis des Kalten Kriegs gegen die jüngere Sowjetliteratur verstärkt, fühlte sich Karsunke „gerempelt“, meinte Schlegel bei der Schönfärberei an den Verbrechen der Stalinzeit zu ertappen und setzte seinen antikomunistischen Rundumschlag durch die ungeheuerliche Behauptung fort, Johannes R. Becher, der spätere Kulturminister der DDR, habe „Tretjakow bereits 1931 in der Linkskurve als Trotzkisten denunziert“. (Akzente 2/75).

Dem Kämpfer gegen den Stalinismus gelang es, daß seine Version der Dinge in die öffentlichkeitswirksamere Frankfurter Rundschau kam. Mit Verdikten wie „Denunziation“ zielte nun Thomas Rothschild namentlich auf Schlegel. (FR 28. 6. 75). Die Akzente hatten noch eine Stellungnahme Schlegels gedruckt, die Yaak Karsunkes Anwürfe zurückwies und die Funktion derartiger Interventionen benannte:

„Allerdings werde ich auch jederzeit gegen diejenigen Position beziehen, die auf den Verfehlungen dieser Zeit (Stalins, d. Red.) ihr Süppchen gegen den realen Sozialismus der UdSSR von heute zu kochen versuchen. Gegen alle diejenigen, die hieraus eine Barriere gegen die Rezeption der aktuellen sowjetischen Kunst und Kultur in der BRD zu errichten versuchen.“

So aktuell ist Tretjakow bei uns.

Der Aufsatz von Fritz Mierau geht ein auf Tretjakows 1936 in Moskau erschienenes Buch Menschen eines Scheiterhaufens, das deutsche Schriftsteller und Künstler porträtiert, deren Werke die Nazis demonstrativ verbrannt hatten. Tretjakows Vorrede zu diesem Buch gibt knapp Eindrücke seiner Deutschland-

Fritz Mierau: Scheitern oder Korrektur?

Reise im Jahre 1930 wieder, als er hier seine Freunde und Genossen kennenlernte:

„Und die Menschen dieses Buches bildeten, bevor sie sich voll und ganz einprägten, nur Details dieser Impressionen.“

In Verbindung mit einer Melodie, die ein Schalmeeinzug des KJV auf den Straßen spielte, tauchte der Name Eisler auf. Ein gutes Instrument ist die Schalmee, unentbehrlich bei einer Straßenschlacht. Mit Gitarren läßt sich viel schlechter zuschlagen.

Beim hysterischen Protest einer Zuschauerin in einem feinen Theater gegen ein ungewöhnliches Stück spürte ich zum erstenmal, was Brecht ist.

Wolf wurde in den Ovationen der zwanzigtausend lebendig, die sich im Sportpalast versammelt hatten, um gegen den Paragraphen 218 zu protestieren.

Das Gelächter Weddinger Arbeiter vor einer neuen Nummer der „AIZ“, die ein Zeitungshändler ausgehängt hatte, ließ mich begreifen, was Heartfield bedeutet. Als junge Dänen aufgeregt von einer Unannehmlichkeit erzählten, die der deutschen Botschaft bereitet worden war, fiel für mich zum erstenmal der Name Ludwig Renn.

Aus flüchtiger Begegnung wurde Bekanntschaft, Kameradschaft, Freundschaft und schließlich gemeinsame Arbeit, Arbeit, wo man sich hilft, wo man lernt, wo man streitet, wo einer den anderen auf Gedanken bringt, nachahmt, berät.

Die Impressionen der Reise gaben mir gleichsam einen Querschnitt durch das Vorhitlerdeutschland. Doch die Verbindung mit ausländischen kommunistischen Künstlern, besonders mit deutschen, gab mir weit mehr, denn das Leben dieser Menschen ist mit der Geschichte des Deutschland der letzten zwanzig, fünfundzwanzig Jahre untrennbar verbunden.“ e. h.-l.

Denkt man an das Verhältnis zwischen Tretjakow und seinen deutschen Freunden, so scheint die Bezeichnung angebracht: Steigerung aneinander als gegenseitige Korrektur. Werner Mittenzwei wird nicht müde zu zeigen, wie die Arbeiten und Ideen der sowjetischen Kunstrevolutionäre Eisenstein, Meyerhold, Majakowski oder Tretjakow von deutscher Seite selbständig aufgenommen und auf eine enorme Höhe gebracht worden sind. In meinem Beitrag soll es um die Korrekturvorgänge in dieser Zusammenarbeit gehen. Als Beispiel wähle ich Tretjakows Porträtbuch „Menschen eines Scheiterhaufens“, das eine Ästhetik in Porträts genannt zu werden verdient.

Tretjakow hatte vor dem Krieg zweifellos den intensivsten Kontakt zu deutschen revolutionären Künstlern. Bis heute gibt es wohl keinen wieder, der zugleich die Stücke eines Brecht übersetzt, mit Eisler ein Lied schreibt und eine Oper konzipiert, eine Heartfield-Monografie verfaßt, Bechers Gedengedicht auf Clara Zetkin nachdichtet und mit Oskar Maria Graf in herzlichem Briefwechsel steht. Das Verhältnis war im einzelnen immer anders — ziemlich delikat zu Becher, von strenger Zärtlichkeit zu Brecht, fast sentimental zu Johnny Heartfield, herzlich zu Graf. Diese Stufung verwundert nur auf den ersten Blick. Daß Tretjakow, wie er in einem Brief schrieb, „Grafist“ wurde, war zu erwarten — „Brechtist“ war er schließlich selber längst vor Brecht. Ich möchte den Gedanken entwickeln, daß Tretjakow angesichts der

Arbeitsweise seiner deutschen Freunde, die er dank seiner eigenen Erfahrungen in der sowjetischen Kunst souverän zu beurteilen in der Lage war, zugleich eine bestimmte Enge seines Konzepts korrigierte und diese Korrektur durch sein Buch „Menschen eines Scheiterhaufens“ in den sowjetischen Literaturprozeß hineintrug.

Tretjakow schildert den Vorstoß der deutschen revolutionären Kunstarbeiter zu einer materialistischen Ästhetik nicht als den Zusammenbruch „linker“ Verirrungen. Auch schildert er ihn nicht als ein Aufgehen in einem amorphen Gesamtkonzept. Gezeigt wird vielmehr das ständige Messen an der tatsächlichen Bewältigung der Wirklichkeit, gezeigt wird die Korrektur der Funktionen einzelner Kunstmittel, und zwar bei Weiterbestehen der spezifischen Stränge, wenn nun auch in korrigierter Gestalt, innerhalb der sozialistischen Literatur. Diese produktiven Korrekturen innerhalb bestimmter Stränge der sozialistischen Literatur, darunter derer, die entstehungsgeschichtlich mit der antibürgerlichen Avantgarde zusammenhängen, gründlich darzustellen, wird um so wichtiger, als sie zwei historisch wie aktuell nicht ausreichende Verfahren zu begreifen lehren, die beide unseren Tatbestand als das Scheitern einer Utopie beschreiben.

Erstens das Verfahren, das heute vor allem mit dem Namen Georg Lukács verbunden wird, aber natürlich bei weitem nicht von ihm allein gehandhabt wurde. Hier wird das Scheitern begrüßt und — zumal angesichts des zur Macht gekommenen Faschismus — als historisch gerechtfertigt erkannt. Zweitens das Verfahren, das von den heutigen Linksradikalen vertreten wird. Hier wird das Scheitern beklagt und im sowjetischen Fall als administrativer Abbruch dargestellt, im deutschen Fall als Opferung der eigentlich sozialistischen Vorstöße zugunsten eines Bündnisopportunismus. Diesem Konzept der gescheiterten Utopie setzen wir die Kultur der Korrekturen entgegen, die in Tretjakows Buch „Menschen eines Scheiterhaufens“ eine ihrer glänzendsten Darstellungen gefunden hat.

Korrektur angesichts neuer Erfahrungen und Tatsachen in der Wirklichkeit, zu der die Wirklichkeit sozialistischer Weltkunst gehört. Wie Tretjakow 1928 sein Bild vom „Spezialisten-Bolschewiken“, in Moskau entworfen, in der Landwirtschaftsrealität des Nordkaukasus korrigierte, so war das Bild vom Überkünstler zu korrigieren: 1918 hatte Tretjakow den nützlichsten Typ von Sozialisten entworfen — Spezialist und Bolschewik in einem, guter Organisator und Menschenkenner, weder Verschwender noch knausrig, prinzipientreu und elastisch. Im Kaukasus habe sich jedoch gezeigt, daß nicht einer allein diese Eigenschaften zu vereinen brauche. Ja, das Aktiv, auf das er dort traf, bewiese sogar, daß gewöhnlich verworfene Haltungen wie spezialistische Verbohrtheit, Neuerungenwahn oder konservatives Zögern nützlich werden, wenn sie sich gegenseitig kritisieren. Die nötige Beweglichkeit des Aktivs fördere auch der Wechsel in den Positionen, den keiner als Degradierung auffasse. Dieser Ab-

schied vom „Spezialisten-Bolschewiken“ war ein Abschied von verschleppten metaphorischen Auffassungen vom Sozialismus, die ihn in einer Erreterfigur personifizieren. In der Gesellschaft wie in der Kunst: nicht eine Erreterfigur, sei das Brecht, Majakowski, Becher oder Gorki, führt zur neuen Leistung, sondern jenes Aktiv einander korrigierender Kämpfer.

Die Korrekturen, die Tretjakow in „Menschen eines Scheiterhaufens“ beschreibt, stecken voller Komik, sind aber alles andere als triumphal. Tretjakow hatte eine geschichtliche Erfahrung parat, die nachdrücklich die tatsächliche Abhängigkeit der Künste von der Gesellschaft gelehrt hatte und die Eisenstein nüchtern 1928 so konstatierte: Es sei die Tragödie der heutigen Linken, daß sie, ohne den analytischen Prozeß abschließen zu können, sich der Forderung nach der Synthese gegenübersehen. Dieser Zeitpunkt war spätestens mit dem Beginn des 1. Fünfjahrplans gekommen und war nichts anderes, als was diese Künstler selber mit vorangetrieben hatten: Beginn wissenschaftlicher Gesellschaftsleitung und -planung samt ihren Auswirkungen auf die Künste. Unter ganz anderen Bedingungen standen seine deutschen Freunde vor einem ähnlichen, die Experimente tief beeinflussenden Auftrag: Heran an die Massen. Die Lösungsversuche, die von den deutschen Kunstarbeitern auf einer anderen geschichtlichen Stufe unternommen werden, stehen jeweils am Ende der Porträts, und Tretjakow begreift sie als Teil des Gesamtvorrückens der sozialistischen Kunst.

Der Biografienwechsel der Kunstarbeiter, wie er in „Menschen eines Scheiterhaufens“ erzählt ist, erzeugt schallendes Gelächter. Nicht weil da allerhand exzentrische Dinge vorkommen oder gar der Vorgang anekdotisch zerfasert worden wäre. Nein: Tretjakow hatte entdeckt, daß diese Korrekturen durch den Widerspruch zwischen verfolgtem Ziel und verfügbaren Mitteln vorangetrieben werden.

Die Porträts fassen die Korrekturen an drei Punkten — am „Deutschtum“, wie Tretjakow einmal deutsch in einem Brief an Brecht schrieb, am Künstlerbild und am Kunstbegriff.

Am „Deutschtum“: Im Porträt von Oskar Maria Graf nach einer genüsslichen Schilderung des angriffslustigen, eßfreudigen, dicken Bayern, der wie der plakatierete „Boche“ des französischen Nationalisten aussieht, der Ausruf — ein Falstaff und liebt Don Quijote. Sieh dir diesen Deutschen an! Tretjakow weiß, womit er Graf unterhalten kann. Er schildert ihm die Begegnung mit einem deutschen Postbeamten, den er zur Raserei brachte, als er das „Mysterium der Verwandlung eines privaten Gekritzels in ein durch den heiligen Geist des Staates geweihtes Ding“ blasphemisch unterbrach. Als der nämlich hintereinander eine blaue und mehrere rosa Marken auf den Brief klebte, sagte Tretjakow in einem Anflug von Übermut: „Da paßt ein ganzer Briefmarkenzug auf den Brief.“ Der Brief gehe per Luftpost. Schon, aber er meine die Marken. Die würden auch nicht im Zug, sondern auf der Post verkauft. Tretjakow,

geschlagen: Entschuldigung, er habe sich nur einen Scherz erlaubt. Tableau. Faustschlag auf den Tisch.

Aufspringen. Hin- und Herrasen im kleinen Büro. Wutausbruch in „abstrakten Formeln“.

Im Porträt von Bertolt Brecht die lapidaren Sätze: „Dieser waschechte Schwabe ist ein purer Hohn auf alles, was wir als deutsch ansehen. Was für ein Sohn der rotwangigen, derbknochigen Germania ist er schon, wenn das Wort Hänfling, gemessen an Brechts Konstitution, einen Hünen bezeichnet! Er ist wie ein Ton, den eine zu dünne Klarinette hervorquält. Statt einer Anzugjacke trägt er eine Weste, mit Ärmeln versteht sich. Sein hakennasiges Gesicht läßt sich ebenso mit Voltaire wie mit Ramses vergleichen.“

Tretjakow „internationalisiert“, setzt aber dann das Nationale um so nachdrücklicher auf sozialistischer Stufe wieder ein. So sehr Brecht eher Voltaire und Ramses als seiner Mutter Germania ähnelt, Graf sich als Don Quijote versteht oder Heartfield wie Buster Keaton daherkommt, so bewußt setzen sie alle bei der sozialen Analyse des Nationalen an. Brechts China oder Rußland seien, wie Tretjakow ausführlich zeigt, natürlich „Deutschland reinsten Wassers“.

Die Ausgliederung aus der Herkunftsklasse wird als Korrektur des Künstlerbilds und Kunstbegriffs vollzogen. Bechers Weiterentwicklung des Crawlstils und Wolfs dogmatische Vegetarierbesessenheit, die das Frühstück zu einer Lehrveranstaltung und den Körper zum „Lieblingswerk“ des Autors macht, haben da die gleiche Funktion wie Brechts Übersteigerung der Syllogismen, Heartfields Weiterentwicklung der Malerei durch die Schere oder Eislers provokante „Dokumentarmusik“. Es handelt sich um Zuspitzungen, die den Um Schlag in die neue Qualität vorbereiten.

Mit neuen Funktionen betraut, ist die überlieferte Kunst in Bewegung zu setzen. Die Porträtierten sind die Blasphemiker im Laboratorium der Kunstwissenschaft. Aber nicht Kunstnihilismus und Jagd nach Augenblickserfolg kennzeichnen das Wirkungskonzept der sozialistischen Künste, sondern kritische Arbeit mit dem Vorhandenen und systematischer Einfluß auf lange Sicht. Dazu bedarf es der „Kalendergeschichten“, in denen Graf mit dem Dialekt gegen die Borniertheit ficht, ebenso wie der „Maßnahme“, in der Brecht und Eisler ein politisches Seminar zur Strategie und Taktik der Partei zu geben versuchten. Dazu bedarf es der „Max und Moritz“-Eingängigkeit in Bechers antifaschistischen Klebeversen ebenso wie des „kolossalen technischen Aufgebots moderner Musik“ bei der Aufführung der „Maßnahme“. Dazu bedarf es des Massenlieds wie der Sinfonie und der Oper.

Bedingung für diese eingreifende Kunst, so verstand es Tretjakow, war die Aufnahme und Verarbeitung sowohl der neuesten technischen Ergebnisse auf der bürgerlichen Seite, als auch populärer Gattungen und Mittel. Die analytischen Verfahren des Dadaismus, Schönbergs Arbeiten und Theorien, der

Jazz — alles mußte auf Brauchbarkeit geprüft werden. So weist Tretjakow z. B. ausdrücklich auf die Rolle George Grosz' für Heartfield hin. Er zeigt, daß die sozialistische Kunst nicht unter Umgehung der extremen Materialanalysen und der technischen Umwälzungen in der Kommunikation auf die Höhe des Zeitalters gelangt. Daß sie sich vielmehr ihrer zu bedienen und sich an ihre Spitze zu setzen hat. Die Kunst John Heartfields hat ihn gerade unter diesem Gesichtspunkt besonders beschäftigt. Er hebt ihre epische Qualität hervor und betont die „technische Bedeutung der futuristischen Experimente“: „Die Verfeinerung der Komposition, die gesteigerte Aufmerksamkeit für die Faktur, die Kultur des Paradoxes — das alles kam später dem Publizisten und Fotomonteur zupass.“

Tretjakow formuliert auch in diesem Buch kein System. Es ist, wie das Vorwort sagt, Fazit der Umschwünge. Ein Fazit in Porträts. Man isoliert sein Konzept nicht in einzelnen Sätzen, obwohl es davon wunderbare gibt, und man „Menschen eines Scheiterhaufens“ sein sprachlich bedeutendstes Buch nennen kann. Das Konzept steckt im Bau der Porträts. Es ist prozessual durch und durch. Zeigt die Umschwünge durch frappierende Montagen, nicht durch allmähliches Aufblättern oder Entfalten einer Biografie.

Im Becher-Porträt, das der Bericht über Tretjakows Übersetzung von Bechers Gedicht auf den Tod Clara Zetkins ist, steht Bechers Erinnerung an die Crawlstilage zwischen den Versen des Gedichts. Diese Verse und Tretjakows eigene Erinnerung an das „Alter höchster Jugend“ dieser Frau von Fünfund-siebzig streiten im Porträt gegen die „schleimige Beerdigungsmusik“, gegen Trauermarsch und schwarzumflorte Kronleuchter. Und es streitet gegen seine vorgefaßte Meinung vom Dichter Becher Tretjakow selber. Entdeckt statt des erwarteten „Allerweltspoeten“ einen „Lyriker reinsten Wassers“, verhehlt dann aber auch die gewisse Kühle der großangelegten Dichtung „Der Große Plan“ nicht und streitet damit gegen ein bestimmtes Porträtmodell, das ihm als das unergiebigste aller denkbaren erscheinen mußte: das Erlösungsmodell. Nach einer Reihe von Schwierigkeiten, die alle immer in der Vergangenheit liegen, ist unser Held nun auf der Höhe. Tretjakow schreibt auch hier auf neue Schwierigkeiten hin.

Korrektur der Welt, Korrektur der Biografie ist damit sowohl Gegenstand als auch Methode. Der Porträtist schreibt das Porträt auch als Korrektur seiner selbst. Im positiven Bericht vom Kampf um die Konzertsäle, um die große Form der „Maßnahme“ oder der „Mutter“, in der ausführlichen Würdigung von Grafs „Wir sind Gefangene“ oder im Bekenntnis zu Martin Andersen Nexös „Pelle“ steckt die weitreichende Korrektur eines von Enge bedrohten Kunstkonzepts. Gerade in der Analyse des Wegs der deutschen revolutionären Kunstarbeiter gewinnt Tretjakow größere Sicherheit in der Handhabung der Dialektik von Zuspitzung und Korrektur. Der internationali-

stische Bezug hilft, die eigene Leistung genauer zu verstehen und zu korrigieren.

So gesehen gewinnt das Buch „Menschen eines Scheiterhaufens“ eine bisher völlig ungenügend erkannte Bedeutung. Es zeigt nämlich die Alternative noch vor den großen Kritiken bürgerlicher Intellektuellenkultur, wie sie, im wesentlichen das Beispiel des Surrealismus vor Augen, von Christopher Caudwell in „Illusion und Wirklichkeit“ (geschrieben 1935–1936), von Carl Einstein in „Fabrikation der Fiktionen“ (geschrieben 1931, 1935–1937), von Walter Benjamin in „Der Autor als Produzent“ (1934), „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ (1936), auch in Brechts „Tui“-Komplex vorgebracht wurden. Eine Alternative als Übergangsprozeß mit vielen Phasen und Varianten. Wenn man die in einigen Fällen erst viel später bekanntgewordenen Bücher heute wieder liest, scheint es, als habe Tretjakow aus sowjetischer Erfahrung und am deutschen Beispiel direkt Antworten auf die dort aufgeworfenen Fragen gegeben.

„Menschen eines Scheiterhaufens“ muß daher dringend deutsch herausgegeben werden. Der Aufbau-Verlag (DDR) ist dabei, das vorzubereiten. Zu ergänzen wäre diese Ästhetik in Porträts durch den großen Heartfield-Essay, den Glückwunsch an Kisch, das Blitzporträt von Ernst Busch, die Rede zur Begrüßung Lion Feuchtwangers sowie die deutsch geschriebenen Briefe an Brecht und Graf. Man sollte aber Tretjakows internationalem Konzept folgen und, wie er das Porträt von Martin Andersen Nexö aufnahm, auch sein Joris-Ivens-Porträt, den Aufsatz über das spanische Bürgerkriegsplakat und die CSR-Reportage aufnehmen, in der Tretjakow das Problem am tschechischen Poetismus weiterverfolgte. Wir hätten damit das Bilanz- und Programmbuch einer sozialistischen Kultur der Korrekturen — ein Stück Vorgeschichte wie ein Methodenlehrbuch der Internationalität sozialistischer Kunst.

Franz Xaver Kroetz Über „Die Maßnahme“ von Bertolt Brecht

Ich habe größere Aufsätze über Marieluise Fleißer und Ödon von Horváth geschrieben und darin beschrieben, wie ich von ihnen gelernt habe und wie sie mich beeinflusst haben.

Hier schreibe ich erstmals über ein Stück von Bertolt Brecht.¹ Ich schreibe vor allem darüber, was ich nicht richtig finde an der „Maßnahme“ und was ich nicht lernen will und wovon ich hoffe, es beeinflusst mich nicht. Brechts Werk war mir bis ins Jahr 1973 hinein ziemlich unbekannt und deshalb gleichgültig. Erst als immer klarer wurde, daß es mit der Fleißer und dem Horváth allein keine Entwicklung geben kann, habe ich angefangen, Brecht zu studieren. Inzwischen ist mir Brecht näher als die Fleißer und der Horváth, und ich lerne von ihm fortwährend. Ich bin froh, daß er mir weiterhelfen kann. Vor allem um den kleinen und (in den Figuren) kleinsten Bereich meiner Stücke zu verlassen und mehr gesellschaftliche Zusammenhänge, mehr Hintergründe, also größere Flächen zeigen zu können, bedarf es des Brecht. Wo Horváth und die Fleißer stehen blieben — und das kann nicht als Versagen gedeutet werden, sondern resultiert aus dem frühen Tod Horváths und dem Mit-dem-Schreiben-Aufhören-(Müssen) der Fleißer, als sie gerade richtig angefangen hatte — da ist Brecht weitergegangen, hat er das Drama revolutioniert und vorgemacht, wie man „mehr“ darstellen kann, ohne ein schlechterer Schriftsteller zu werden. (Zu der Frage: „Warum, Kroetz, willst Du denn unbedingt mehr — deine Stücke sind doch okay?“ Antwort: a) Die eigenen politischen Einsichten drängen — ob man es will oder nicht — machtvoll zur dramatischen Darstellung und führen zum Schreiben-Aufhören oder zum Weiterentwickeln. b) Weil es fad und blöd ist, „Stallerhof“ zweimal zu schreiben.)

Trotzdem habe ich für meine erste Arbeit über einen Brecht die „Maßnahme“ gewählt, die ich in vielen Teilen ablehnen muß.

Der Grund: Bisher hat mich an Brecht vor allem die Zeit interessiert, in der er den Weg zum kommunistischen Dramatiker, zum Kämpfer ging. Dieser Weg ist durch die Lehrstücke gekennzeichnet und mit der „Mutter“ nach Gorki großartig abgeschlossen. „Die Maßnahme“, kurz davor entstanden, ist der bedeutsamste Schritt auf dem Weg. Bedeutsam wegen seiner revolutionären Kraft, aber auch wegen der vielen Irrtümer. Die revolutionäre Kraft der „Maßnahme“ ist im Zupacken begründet, darin, um 1930 ohne Umweg, ohne Brücken, ohne Krücken Kommunisten und ihre Partei zum Thema, zum Zentrum eines Stückes zu machen, und Kommunisten ohne wenn und aber im schwersten Frontabschnitt des internationalen Klassenkampfes zu zeigen.

¹ Die *Maßnahme* entstand 1929. In der Folgezeit sind von Brecht fünf verschiedene Varianten des Stückes verfaßt worden. Als Vorlage dieses Beitrags wurde der von Brecht für die Malik-Ausgabe (1938) redigierte Text benutzt.

Wie schwer tun sich linke Dramatiker — 45 Jahre später — immer noch, wenn es um die lebendige, harte und natürliche Darstellung unserer kommunistischen Genossen geht. Mein geplantes Stück „KPD lebt“ — es ist vorerst gescheitert.

Dazu die politische Zensur in der BRD 1975: Wenn in einem Werk ein Kommunist auftritt und positiv gezeigt wird, dann hat das Stück auf dem Theater fast keine und im Fernsehen oder Funk gar keine Chance (ein Beispiel von vielen: „Münchener Kindl“). Daß die „Maßnahme“ geschrieben wurde, ist das mutigste Zeugnis dafür, wie gesellschaftliche Einsichten das Schaffen eines Dichters in die Veränderung treiben. Historisch ist „Die Maßnahme“ eine Sternstunde der sozialistischen Dramatik. Historisch — aber heute, für das Heute? Das alles hat mich unwiderstehlich zur „Maßnahme“ gezogen. In ihr sehe ich meine Wünsche und Fehler wieder. Es war notwendig, sich damit auseinanderzusetzen.

„Nur belehrt von der Wirklichkeit, können wir
Die Wirklichkeit ändern.“

(Die Maßnahme)

Wir sind im China lange vor der Revolution. Die gezeigten Verhältnisse sind gut zu durchschauen: Kulis, Arbeitslose, Polizei, Händler — Proleten und Kapitalisten, Unterdrückte und Unterdrücker.

Das Stück könnte wohl überall spielen. Brecht meinte es für die Verhältnisse im Deutschen Reich um 1930 herum.

China — Deutsches Reich — das Allgemeine am Wesen des Lehrstücks verlangt Offenheit. Das ist aber auch eine Schwäche, am Lehrstück und an der „Maßnahme“, denn die notwendige Verallgemeinerung führt zwangsläufig dazu, daß das gemeinte Prinzip nicht mehr so direkt an der Wirklichkeit überprüft werden kann.

Im Stück wird es Entscheidungen zu fällen geben innerhalb des revolutionären Kampfes, deren Richtigkeit nur dadurch nachgeprüft werden könnte, daß man sie in genauen Bezug zu den Verhältnissen des Landes stellen kann, in denen sie gefällt werden müssen. Die Dialektik zwischen revolutionärem Prinzip und taktischer Notwendigkeit muß leiden.

Der Auftrag der vier Agitatoren ist klar: „Aber über die Grenze nach Mukden bringen wir den chinesischen Arbeitern die Lehren der Klassiker und Propagandisten: das A-B-C des Kommunismus.“ Im letzten Parteihaus vor der Grenze stoßen die Agitatoren auf Widerstand, denn dort steht die Revolution auf schwachen Füßen und Wirtschaft und Landwirtschaft liegen im argen: „Wenig Maschinen, und niemand versteht sie... Unsere Bauern spannen sich noch selber vor die alten Holzpflüge. Dabei haben wir nichts, um unsere Äcker zu bestellen... Wir müssen hier zu zweit die Revolution verteidigen.“ (634/35 — alle Seitenangaben aus: Bertolt Brecht, Gesammelte Werke, Suhrkamp Verlag, Band 2). Trotzdem geht der „Junge Genosse“, der Sekretär des Partei-

hauses ist, als Führer mit über die Grenze nach Mukden. In der 2. Szene befiehlt der „Leiter des Parteihauses“ die „Auslöschung“: „Ich veranlasse also die Genossen, als Chinesen über die Grenze zu gehen... (Der Leiter des Parteihauses gibt ihnen Masken, sie setzen sie auf:) Dann seid ihr von dieser Stunde an nicht mehr Niemand, sondern von dieser Stunde an und wahrscheinlich bis zu eurem Verschwinden unbekannte Arbeiter, Kämpfer, Chinesen, geboren von chinesischen Müttern, gelber Haut, sprechen in Schlaf und Fieber chinesisch.“ (637)

Es ist problematisch, daß Brecht auf Masken zurückgreift, die sich die Europäer überziehen, um Chinesen zu werden. Mir scheint nicht stichhaltig, dieses Verfahren so zu verteidigen: Die Masken meinen Information über China, das Beherrschen der chinesischen Sprache, das Wissen um die Lage des chinesischen Proletariats, um die Macht und Schwächen der Herrschenden, um die Lage und den Zustand der Fabriken, Kasernen, Schulen, Krankenhäuser oder Elendsviertel in China u. a. m. Ich glaube, die Masken sind eine zu vordergründige Darstellung des „Hineinschlüpfens“ in ein anderes Volk und können den Inhalt nicht vermitteln.

Ein weiteres Problem mit den Masken: „Auch der junge Genosse sagte ja. So zeigte er sein Einverständnis mit der Auslöschung seines Gesichtes.“ (637) Hier wird gesagt, man könne sich dem Proletariat am besten als „Ausgelöschter“ und Gesichtsloser beimengen und würde in diesem Zustand nicht herausgekannt. Wenn das so wäre, müßte die hervorstechendste Eigenschaft des Proleten das Ausgelöschte sein. Das aber stimmt nicht. Wer sich von seiner Biografie trennen will, wie bei uns so mancher kleinbürgerliche Intellektuelle, der auch mal für zwei Monate in einer Fabrik Prolet unter Proleten spielen will, wird dadurch nicht der Arbeiterklasse näher, sondern entfernt sich von ihr noch mehr, denn hier wird die Dialektik von Individuum und Gesellschaft, privater Biografie und historischem Ablauf mißachtet.

Zwar mag *ausgelöscht* für einen Teil proletarischer Randgruppen, für das eigentliche Lumpenproletariat zutreffend sein; als Merkmal der Arbeiterklasse kann es nicht dienen. Verlasse ich aber marxistisches Denken und nehme den bürgerlichen Jargon an und verstehe unter der Auslöschung „das willenlose Werkzeug der Partei“, muß dem entgegengehalten werden, daß willenlose Werkzeuge keine kämpferischen Positionen einnehmen können, die ein Höchstmaß an Initiative und Intelligenz erfordern. Und die Aufgabe der Agitatoren in Mukden ist zweifelsfrei extrem kämpferisch, intellektuell und initiativ, oder schlicht: revolutionär. Mag der Imperialismus für seine Geschäfte willenlose Werkzeuge brauchen, die Revolution braucht Menschen.

Wir sehen an diesen Anfangsschwierigkeiten bereits, daß Verallgemeinerungen, die Brecht kaum mangels besseren Wissens, sondern eher wegen der Gesetze des Lehrstücks gelten läßt, allzu leicht zu Lasten der Dialektik gehen.

Die Szene endet: „Wer für den Kommunismus kämpft, hat von allen Tugen-

den nur eine: daß er für den Kommunismus kämpft.“ (638) Er muß, wie es der Kontrollchor sagt, kämpfen können und nicht kämpfen, die Wahrheit sagen und die Wahrheit nicht sagen, Dienste erweisen und Dienste verweigern, Versprechen halten und Versprechen nicht halten, sich in Gefahr begeben und die Gefahr vermeiden, kenntlich sein und unkenntlich sein. (638)

In dieser quasireligiösen Form muß das verneint werden. Wer einem Abstürzenden die Hand nicht reicht, weil er mit seinem Gewicht zehn andere stützt, die er sonst mit in die Tiefe reißen könnte, handelt sicher im Sinne sozialistischer Ethik, oder einfach vernünftig. Das kann kein Problem sein. Aber die absolute Unterwerfung der sozialistischen Moral geht am Kern des Sozialismus und erst recht des Kommunismus vorbei. Sehen wir uns dazu die heutige reale Situation in der Welt und die daraus resultierenden Möglichkeiten unserer Bündnispolitik an. Gerade der moralische Verfall der USA, gerade die Bestialität und Brutalität des US-Imperialismus noch vor kurzem in Vietnam und Kambodscha oder des gedeckten US-Imperialismus in Lateinamerika, in Spanien oder bis vor kurzem in Griechenland und Portugal, gerade Spitzelunwesen, Radikalerlaß und Springerfaschismus in unserem Land haben die Jugend hellhörig werden lassen, haben viele immunisiert gegen den hysterischen Antikommunismus, haben sie an der Seite der kommunistischen Parteien den Kampf aufnehmen lassen gegen das Monopolkapital, gegen Imperialismus und Faschismus. Die dem Marxismus immanenten Tugenden sind es doch gerade, die der Jugend heute den Kommunismus als einzig menschenwürdige Alternative erklärbar machen, und deshalb wäre der Kampf um den Sozialismus ein hoffnungsloser, würde er unter Verleugnung der sozialistischen Tugenden geführt werden: Er würde sich seiner besten Waffen freiwillig entledigen! Gerade der Arbeiterklasse sind Konspiration, Verstellung, Lüge, Umwege, taktische Manöver wesensfremd (was nicht ausschließt, daß sie im einen oder andern Fall vom Feind auch dazu gezwungen wird). Das „der Zweck heiligt die Mittel“ ist eine ausgesprochen bourgeoise Haltung, die das Kapital dankbar übernommen hat, eine Haltung, die von der Arbeiterklasse zutiefst abgelehnt wird, die von der fortschrittlichen Jugend der Welt — Klasse egal — als ekelregendes Alibi der kapitalistischen Gesellschaft richtig verstanden wird. Im Klassenkampf des Proletariats sind Kampf und Kampfziel zu höchster Übereinstimmung gebracht, eben weil die offene und radikale Liebe, der freie Mut, für Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit alles einzusetzen, die unbesiegbare Kraft der Arbeiterklasse ausmachen. Mit ihr weiß Marx: „... ein Zweck, der unheiliger Mittel bedarf, ist kein heiliger Zweck...“ (Werke, Bd. 1, S. 60). Soviel zur Ausgangssituation der „Maßnahme“.

Der erste Fehler besteht, wie es uns Brecht erklärt, darin, Mitleid zu haben. (Der Stein 641—644) Begründung: Mitleid kann sich nur an den einzelnen richten, das frißt die Kraft und nützt nichts, denn die Befreiung des einzelnen kann nicht karitativer Akt sein, sondern geschieht mit der Befreiung

der Klasse. Darin stimme ich zu. Wo Brecht aber den „Fehler Mitleid“ ansetzt, scheint mir fragwürdig. Der „junge Genosse“ war, als die vier Agitatoren ihn als Führer mitnahmen, schon Parteisekretär. Er hatte also den Weg, der ihn zur KPdSU führte, schon hinter sich. Ich frage: Hat er die Periode des sinnlosen Mitleids (es gibt auch die sinnvolle spontane Aktion) nicht schon hinter sich? Die Einsicht in die Verhältnisse, denen Menschen ausgesetzt sind, führt zur Anteilnahme, diese äußert sich im Mitleid — zuerst. Wie viele Kommunisten gibt und gab es auf der Welt, die über das Mitleid zur privaten Aktion, über deren Scheitern zum Nachdenken, über das Nachdenken zu Grundeinsichten, über das Wissen um üble Grundverhältnisse zur Suche nach Mitteln, sie abzustellen, über die Suche zur kommunistischen Partei gelangten? — Ich glaube, es sind sehr viele. Der Lernprozeß, den uns Brecht also im ersten Fehler des „jungen Genossen“ veranschaulichen will, ist voll berechtigt. Ich bezweifle nur, daß der Zeitpunkt stimmt. Es ist ja nicht so, daß man als Kommunist kein Mitleid mehr hätte oder haben dürfte, das wäre doch barer Unsinn. Echtes Mitleid ist der Motor für Hilfe. Der Marxismus lehrt die sinnvolle Hilfe. Ich kann da keinen Widerspruch erkennen.

Der zweite Fehler wird schwer verstehbar, wenn man die Gesamtsituation nimmt: „Wir gründeten die ersten Zellen in den Betrieben und bildeten die ersten Funktionäre aus, richteten eine Parteischule ein und lehrten sie, die verbotene Literatur heimlich herzustellen. Dann gewannen wir Einfluß in den Textilfabriken...“ (644/645). Das muß heißen, daß der Kampf recht erfolgreich verläuft, und es gibt keinen Hinweis darauf, daß der junge Genosse dabei nicht mit aktiv gewesen wäre. Bedenkt man die Schwierigkeit, den revolutionären Kampf in den geschilderten Verhältnissen zu führen, bedeutet das sehr viel. Um so erstaunlicher ist der folgende Fehler, den Brecht dann den jungen Genossen machen läßt. Als der Polizist das Flugblatt, das der junge Genosse grade einem Arbeiter zugesteckt hat, bei diesem entdeckt, sagt der junge Genosse: „Ist denn die Belehrung der Unwissenden über ihre Lage ein Verbrechen?“ (646) Und das fragt der den Polizisten! — Diese naive Frage könnte ein großbürgerlich-humanistisch erzogenes junges Fräulein im Vorübergehen stellen, aber ein erfolgreicher Berufsrevolutionär? In diesem Ton geht es weiter: „Was geschieht mit ihm?“ (647) Der junge Genosse hat bereits Monate (bei den zuvor beschriebenen Erfolgen müssen es Monate sein) in Mukden gelebt und revolutionäre Arbeit geleistet, und er soll diese Frage stellen? Weiter: „Bist du nicht auch ein Prolet, Polizist?“ Das, etwas abgewandelt, haben bei den 68iger Demonstrationen erschreckte Studenten den zuschlagenden Polizisten zugerufen. Und nachdem der Polizist einen der Arbeiter niedergeschlagen hat, sagt der junge Genosse auch noch: „Jetzt hat er einen Unschuldigen erschlagen, du bist Zeuge.“ (647) Als der in die Enge getriebene Polizist dann den Revolver zieht, schreit der junge Genosse: „Zu Hilfe, Genossen! Zu Hilfe! Hier werden Unbeteiligte erschlagen!“ (647) Hier

kann ich nicht umhin, einen ernsten Bruch festzustellen. Übergeht man aber diesen Bruch und greift das Prinzip dahinter auf, das Brecht die vier Agitatoren sagen läßt: „Er hat das kleine Unrecht verhindert, aber das große Unrecht, der Streikbruch, ging weiter.“ (648) — dann hat Brecht zwar einen prinzipiellen Fehler aufgezeigt, aber nicht erklärt, daß dieser prinzipielle Fehler in der Realität nur das Ergebnis vieler kleiner Fehler sein kann. Sicher hat sich der junge Genosse beim Flugblattverteilen ungeschickt verhalten. Aber wo liegt der Kern des Mißlingens? Doch nicht darin, daß er einen prinzipiellen Fehler begangen hätte. Vielmehr haben sich die vier Agitatoren, also der anleitende Kader, in der Einschätzung des jungen Genossen vertan. Sie wären zur Rechenschaft zu ziehen. Wenn jemand derartig naive Sprüche führt, wie Brecht sie den jungen Genossen führen läßt, dann ist dieser Mann für eine so komplizierte Aufgabe, wie das konspirative Flugblattverteilen, noch nicht geeignet. Für prinzipielle Fragen taktischen Verhaltens ist die Szene denkbar schlecht geeignet.

Nehmen wir die Frage trotzdem auf! Wie weit darf das Wegsehen von einem „kleinen Unrecht“ gehen, um die Ausmerzung des „großen Unrechts“ nicht zu gefährden? Es ist doch untauglich, diese Frage jenseits von Zufall und Notwendigkeit, Spontaneität und Theorie lösen zu wollen. Für den Marxisten heißt das: Was der Klasse nützt, kann den einzelnen nicht auf Dauer schädigen, was dem einzelnen Proleten nützt, stärkt die Klasse. Aber: es gibt in dieser Dialektik auch den Platz für das Opfer. Natürlich. Nur widerspricht es zutiefst der marxistischen Ethik, „Unbeteiligte“ als Opfer zu produzieren. Es ist die Erfindung des Klassenfeinds, begründet in der dem Kapitalismus eigenen Menschenverachtung. Daß es auch bei Kommunisten vorkam, ändert nichts an der Tatsache, daß es den marxistisch-leninistischen Prinzipien widerspricht. Das Begreifen der kleinen Unrechte bringt die Sehnsucht, ihre Ursache, das große Unrecht zu beseitigen; der Kampf gegen die vielen kleinen Unrechte ist andererseits unverzichtbarer Teil des Klassenkampfes.

Der nächste Fehler ist wiederum nicht mit der Gesamtgeschichte in Einklang zu bringen. Der dümmste Funktionär käme schwerlich auf die Idee, einen Genossen, der sich gerade „so angestellt hat“, mit der nun folgenden Aufgabe zu betrauen: sich vom Klassenfeind die Waffen zu verschaffen, die gegen ihn verwandt werden sollen.

Nehmen wir den dritten Fehler deshalb wieder nur als losgelöst. Wir müssen annehmen, daß der junge Genosse noch nie mit einem Kapitalisten in Berührung gekommen ist, sonst könnte ihn der ordinäre Kapitalismus, den er von ihm hört, nicht in die Verweigerung treiben.

„Der Händler: Du mußt einem Kuli soviel Reis geben, daß er nicht gerade stirbt, sonst kann er nicht für dich arbeiten. Ist das richtig?

Der junge Genosse: Ja, das ist richtig.

Der Händler: Ich aber sage: nein. Wenn die Kulis billiger sind als der Reis, kann ich einen neuen Kuli nehmen. Ist das richtiger?“ (649)

Nach dieser Offenbarung ist es dem jungen Genossen nicht mehr möglich, mit dem Händler zu essen. Der Haß geht mit ihm durch. Ich weigere mich, hier von Verachtung zu sprechen. Der Text beweist es.

Vor der Rechnung mit Reis und Kulis heißt es:

„Der Händler: Ich lade dich ein, mit mir zu essen.

Der junge Genosse: Es ist eine Ehre für mich, mit Ihnen essen zu dürfen.“ (649)

Und nach der Kulirechnung und der Verdeutlichung, dem „Song von der Ware“, heißt es: „Der Händler: Und jetzt werden wir meinen guten Reis essen.

Der junge Genosse: Ich kann nicht mit Ihnen essen.“ (651)

Vor der schrecklichen Offenbarung des Händlers vermochte sich der junge Genosse also soweit zu verstellen, daß er sagen konnte, es wäre ihm „eine Ehre“. Dann frißt die Brutalität des gewöhnlichen Kapitalismus die Verstellungskräfte des jungen Genossen auf und er reagiert ehrlich: angeekelt, haßerfüllt. Es ist nicht glaublich, daß er mit der viel distanzierteren „Verachtung“ reagiert.

Sehen das die vier Agitatoren? Nein. Sie sagen: „...kein Gelächter und keine Drohung brachten ihn dazu, mit dem zu essen, den er verachtete.“ (651) Hier kommt das Versagen der Führung klar zum Ausdruck, was die Einschätzung des jungen Genossen anlangt. Die vier Agitatoren meinen, es sei etwas Prinzipielles, der junge Genosse „verachte“ den Händler. Aber aus der Szene geht deutlich hervor, daß es Ekel, Haß, Wut und Hilflosigkeit sein müssen. Die Leitung denkt in Kategorien, die nicht zutreffen, sie funktioniert undialektisch.

Die übergeordnete Instanz, der Kontrollchor, schätzt die Situation noch verkehrter ein, indem sie eine der Verachtung noch übergeordnete Kategorie ins Spiel bringt, die „Ehre“: „Aber ist es nicht richtig, die Ehre über alles zu stellen?“ (651)

Zu einer Definition der Ehre von marxistischer Sicht aus kann es hier nicht kommen. Die totale Negation der Ehre ist abzulehnen. Die Ehre hat einen festen Platz in der marxistischen Ethik, aber sie existiert nicht „für sich“, wie im bürgerlichen Chargon, sondern wird in Beziehung gesetzt: Marxistische Ehre heißt Dienst tun im Klassenkampf, und der Klassenkampf kann nicht, wie es Brecht im folgenden „Ändere die Welt: sie braucht es“ sagt, in das bürgerliche „der Zweck heiligt die Mittel“ hineinpathetisiert werden. Die Betonung all dessen, was Schlechtes getan werden müsse, um dem Guten auf die Beine zu helfen: „Versinke in Schmutz / Umarme den Schlächter, aber / Ändere die Welt: sie braucht es!“ (652)

bringt dem Klassenkampf falsche Vorzeichen. Brecht stellt nicht dar, daß

Klassenkampf zupförderst Massenkampf ist; der Weg der Massen aber kann kein in diesem Sinn „taktischer“ sein, und Kommunisten sind führender Teil des Zentrums der revolutionären Massen: der Arbeiterklasse. Brechts Betrachtungsweise muß hier kleinbürgerlich genannt werden, weil er den Klassenkampf individualisiert. Mag es auch im Klassenkampf Tiefen und Untiefen geben, mag dieses „das Böse um des Guten willen tun“ vorkommen, die Wege der kämpfenden Massen sind grade und der Klassenkampf ist die breite, grade Straße der Revolution. Das wird in der „Maßnahme“ nicht dargestellt.

Abschließend: die ersten drei Fehler, die dem jungen Genossen angelastet werden, sind Fehler, die durch fehlerhafte Einschätzung der vier Agitatoren zustande kamen. Sie können nicht dem jungen Genossen allein angelastet werden.

Wir kommen zum entscheidenden Punkt: Es muß eine Einschätzung von großer Tragweite getroffen werden. Ist der „neue Führer der Arbeitslosen des oberen Stadtteils“ „ein Agent der Kaufleute“ (653) oder „ein Arbeitsloser und fühlt mit den Arbeitslosen“ (654)? Die vier Agitatoren meinen das erste, der junge Genosse das letztere.

Für den politischen Praktiker wäre allein diese Frage von Bedeutung. Bevor aber eine Diskussion stattfinden kann, sagt der junge Genosse: „Die Arbeitslosen können nicht mehr warten, und ich kann auch nicht mehr warten. Es gibt zu viel Elende.“ Der junge Genosse hat also eine wichtige Tugend des Marxisten nicht: die revolutionäre Geduld. Und der junge Genosse geht weiter:

„... sind die Klassiker also nicht dafür, daß jedem Elenden gleich und sofort und vor allem geholfen wird?

Die drei Agitatoren: Nein.

Der junge Genosse: Dann sind die Klassiker Dreck, und ich zerreiße sie; denn der Mensch, der lebendige, brüllt, und sein Elend zerreißt alle Dämme der Lehre. Darum mache ich jetzt die Aktion, jetzt und sofort; denn ich brülle und ich zerreiße die Dämme der Lehre. (Er zerreißt die Schriften.)“ (655)

Die vier Agitatoren sprechen zu dem irrenden Genossen wohlthuend ruhig und genau:

„Zeige uns den Weg, den wir gehen sollen, und wir werden ihn gehen wie du, aber gehe nicht ohne uns den richtigen Weg — ohne uns ist er der falscheste. Trenne dich nicht von uns! Wir können irren und du kannst recht haben, also trenne dich nicht von uns.“ (656)

Bis hierher ist zwar die Wucht der Auseinandersetzung besorgniserregend, aber sie ist alles andere als einmalig: Bis zur Drohung mit dem Parteiaustritt hin wird ein erfahrener Funktionär wegen solcher Reden nicht aus der Fassung zu bringen sein, noch dazu, wenn so etwas ein „junger Genosse“ sagt, der in der zurückliegenden Zeit zur Genüge bewiesen hat, wieviel er noch wird lernen müssen. Der Umstand, daß jemand in einer menschlich verzwei-

felten und subjektiv unerträglichen Situation auf Marx schießt, ist zwar betrüblich, aber keine „Todsünde“.

Leider bleibt es dabei nicht, der junge Genosse befolgt keinen Rat oder Befehl mehr: „Schweig! Du verrätst uns!“ (657), und er wird in seiner konkreten Handlung schuldig: Er nimmt seine Maske ab, zerreißt sie, gibt sich als Fremder, als Russe zu erkennen und schreit herum: „Wir sind gekommen, euch zu helfen. Wir kommen aus Moskau.“ (658) Er verrät durch sein Brüllen das konspirative Versteck, man muß flüchten, der junge Genosse brüllt auf der Straße weiter, da wird er niedergeschlagen und von den andern weggeschleppt. Viel Arbeit ist vernichtet, der Klassenfeind hat Material: Russen stecken hinter der Unzufriedenheit! Technisches Werkzeug wird im Versteck zurückgeblieben sein, die Polizei hat die Verfolgung aufgenommen.

Alles in allem: Die Wucht, mit der der junge Genosse zuletzt zugeschlagen hat, zerstört in der Tat wichtige, langwierige, schwere und mühevoll Arbeit. Ich möchte gleich zum Kern weitergehen: Es ist mir dennoch absolut unverständlich, warum man bei den Kalkgruben auf die Idee kommt, der junge Genosse müsse erschossen und in die Kalkgrube geworfen werden. „Wir beschloßen: Dann muß er verschwinden, und zwar ganz. Denn wir müssen zurück zu unserer Arbeit und ihn können wir nicht mitnehmen und nicht da lassen. Also müssen wir ihn erschießen und in die Kalkgrube werfen, denn der Kalk verbrennt ihn.“ (660)

Dieser Schluß läßt sich aus der Situation nicht erklären. Wenn die vier Agitatoren zu ihrer Arbeit zurückkehren können, dann verstehe ich nicht, warum der junge Genosse nicht nach Hause geschickt werden kann. Vielleicht wird man ihm dort ein Parteiverfahren anhängen, wie ich meine mit Recht! Aber wie die so zugespitzte Situation die genossenschaftliche Lynchjustiz provozieren soll, kann ich nicht verstehen.

„Der junge Genosse: Aber jetzt wäre es besser, ich wäre nicht da.

Die drei Agitatoren: Ja. Willst du es allein tun?

Der junge Genosse: Helft mir.

Die drei Agitatoren: Lehne deinen Kopf an unsern Arm. Schließ die Augen ...“ (662) Warum das alles, um Himmels willen?

Der junge Genosse hatte Unrecht in der Einschätzung des „neuen Führers der Arbeitslosen“: „Unser junger Genosse hörte aufwachend den Kanonendonner aus der Richtung des Stadthauses, sah ein, was er getan hatte und sagte: unsere Sache ist verloren.“ (659) Soweit gut, aber wichtig ist doch, daß dieser Aufstand, der eine Falle des Klassenfeinds war, auch und ganz ohne den jungen Genossen passierte. Frage: Hätte er die Leute zurückhalten können, hätte er sich von den vier Agitatoren schnell belehren lassen? Frage: Warum hat er sich so getäuscht, wenn es doch heißt: ... „aber wir brauchten ihn, denn er hatte einen großen Anhang unter den Arbeitslosen und er half uns viel in diesen Tagen, vor den Gewehrläufen der Unternehmer das Netz der

Partei zu knüpfen.“ (652) Warum wußte er weniger als die Agitatoren, wenn er doch in der Arbeitslosenszene viel besser zu Hause war als die Agitatoren? Die Frage ist nicht zu beantworten. Aber gut, er hat den sinnlosen Aufstand nicht verhindert, er hat sich geirrt, seine Einschätzung war falsch und kostete Menschen. Weiter: Er hat die Nerven verloren, ist auf die Straße gerannt, hat herumgebrüllt, daß sie aus Moskau kämen. Er hat sich und seine Genossen verraten, das Versteck, ihre Nationalität. Ein schwerer Fehler. Beide Fehler sind aber zum Zeitpunkt, da wir die fünf bei der Kalkgrube finden, passiert und nicht mehr zu ändern. Ganz und gar nicht zu ändern durch den Mord an dem Genossen.

Der Genosse selbst hat sich zu erkennen gegeben: Nachbarn gegenüber. In der Nacht, auf der Straße, auf der Flucht. Man sucht ihn, sucht ihn als lebendigen Beweis dafür, daß es Russen sind, die die chinesischen Arbeiter aufhetzen. Aber sucht man nur den einen? Nein, nach dem was der junge Genosse sagte: „Wir kommen aus Moskau“, wird man alle fünf und noch viel mehr in der Stadt suchen. Wenn aber die vier Agitatoren aus der Nähe der Kalkgruben wieder zurück können — „Denn wir müssen zurück zu unserer Arbeit“ —, warum soll dann der junge Genosse nicht ebenfalls die Einkesselung durchbrechen können? „Aber er ist erkannt und kann nicht entkommen. Und es liegen Kanonenboote bereit auf den Flüssen und Panzerzüge stehen auf den Bahndämmen, um einzugreifen, wenn einer von uns hier gefunden wird. Er darf nicht gefunden werden.“ (659) Schon aus dem „einer von uns“ und „er darf nicht“ geht hervor, wie unsicher sich Brecht im Motiv war. Und letztlich könnte man, als einzigen Beweis dafür, daß der junge Genosse nicht genauso wie die Agitatoren wieder untertauchen kann, nur anführen, daß er seine Maske zerrissen hat. Das gibt es aber nur auf dem Theater, und daß es da untauglich ist, sehen wir jetzt. Der junge Genosse ist schließlich als Führer mit nach Mukden gekommen, er muß sich besser auskennen als die Agitatoren, und er hat in Mukden bedeutende Arbeit geleistet. Es gibt keinen Grund, ihn zu töten, außer dem der Rache, der genossen-schaftlich begangenen Lynchjustiz — der junge Genosse ist ja *auch* einverstanden! Durch den Tod des jungen Genossen wird an der realen Situation nichts besser. Wenn die vier Agitatoren wieder untertauchen können, dann kann der junge Genosse genauso gut untertauchen oder er kann nach Hause zurückgeschickt werden.

Nun mag eingewendet werden — das Stück ist ja um 1930 geschrieben —, man könne sich sehr wohl vorstellen, daß der junge Genosse entweder von den vier Agitatoren getötet wird, oder zu Hause aufgehängt würde.

Die Verletzung leninistischer Leitungsprinzipien unter Stalin hat den Sozialismus in Mißkredit gebracht, hat dunkle Zeiten und schreckliche Ereignisse gezeugt, hat dem Fortschritt manche Tür zugeschlagen, hat Irrtümer und großes Leid produziert. Mit dem Wort „Stalinismus“ wurde eine Waffe gegen

den Sozialismus geschmiedet, als ob Stalins Fehler dem Wesen des Sozialismus entsprungen wären. Aber die Fehler unter Stalin sind keine Merkmale des sozialistischen Systems, sind keine Notwendigkeit im historischen Ablauf der kommunistischen Weltrevolution.

Brecht hat die Wiederaufführung der „Maßnahme“ ausdrücklich untersagt. — Er hat damit keine kleinliche Entscheidung getroffen, sondern historische Konsequenzen gezogen, bedenkend die veränderte Welt, die veränderten Bedingungen im Klassenkampf und für seine Darstellung. So meint dieser Aufsatz auch mit Brecht die kämpferische Position gegen theaterintellektuellen Chaotismus und theaterintellektuelle Reaktion. Die Erben sollten sich streng an Brechts Verbot halten, denn Brecht ist viel zu gut und wichtig, als daß man zusehen könnte, wie er — unter Mißachtung seiner Einsichten — den Gegnern des realen Sozialismus Material zuspiesen muß: „Brecht hat doch recht mit der ‚Maßnahme‘, und weil er so recht hat, ist an diesem Sozialismus was nicht in Ordnung.“ (Bemerkenswert: Peter Stein, Karl-Heinz Braun und Joachim Kaiser halten gleichermaßen „Die Maßnahme“ für Brechts aufregendstes Stück — warum wohl?!)

Aber es ist anders: Aus unserer Sicht stimmt mit der „Maßnahme“ einiges nicht. Jetzt wird man sagen können: Vielleicht hat Kroetz in der Einschätzung der „Maßnahme“ schon recht, aber schwindelt er sich nicht um den Kern herum, indem er — lauter Konkreta aufrichtend — diesen Kern kunstvoll vertuscht?

Allein die Fragestellung verrät die bürgerliche Vorstellung, die mit dem absoluten und ganz von der Realität befreiten Prinzip arbeitet und denkt — unmarxistisch denkt.

Auf die „Maßnahme“ angewendet, heißt das: Dauernd wird vom jungen Genossen als einem Parteisekretär, Führer, Kämpfer und Kommunisten erzählt — im Prinzip. In der Praxis hat sich der junge Genosse als etwas ganz anderes erwiesen. Er hat sich als junger, leidenschaftlicher und sensibler Humanist erwiesen — in seinen „kleinen“ Fehlern, und er hat sich als hysterischer Aktivist und radikalisierte Kleinbürger in seinem „großen“ Fehler erwiesen. (Man muß was tun, was dabei raus kommt, ist egal, Hauptsache, das eigene Leben gewinnt durch irgendeine „revolutionäre“ Tat einen Sinn — einen individualistischen, eben kleinbürgerlichen Sinn; was die Tat denen bringt, für die sie gemeint ist, der Arbeiterklasse, das ist Nebensache — siehe BRD-Anarchismus, für den kleinbürgerlichen Heiligenschein „Ich bin ein wirklicher Revolutionär, ich tu nämlich was!“ kann man ruhig der Arbeiterklasse schaden, das ist es schon wert.)

Positiv gesehen hat sich der junge Genosse als radikaler Humanist erwiesen. Radikale Humanisten stießen und stoßen zur Kommunistischen Partei. Sie werden in ihr lernen und sich zu Kommunisten weiterentwickeln, oder sie werden scheitern.

Nie und nimmer aber wird der junge Genosse, wie Brecht ihn schildert, von seiner Partei nach Mukden geschickt werden, um als Berufsrevolutionär die schwierigste aller Arbeiten im internationalen Klassenkampf zu leisten. Ich sage also: Was in der „Maßnahme“ abgehandelt wird, kommt in der Wirklichkeit so nicht vor. Es besteht deshalb kein Grund, die Frage der „mitleidvollen und verständigen Tötung eines Genossen bei unausweichlicher Notwendigkeit“ zu stellen, wenn sich erweisen läßt, daß die Wirklichkeit sie so nicht aufschreibt.

Fragen, die „das Leben nicht kennt“, sind unlösbar, weil die Wirklichkeit nur Lösungen zuläßt, die nötig sind — oder wie es Brecht sagt:

„Nur belehrt von der Wirklichkeit, können wir
Die Wirklichkeit ändern.“

Drum hat Brecht die „Maßnahme“ verboten, mit Recht und Richtigkeit. Wer anderes meint, muß allein bleiben mit seinem Meinen.

Gerd Fuchs Die Erarbeitung eines Klassenstandpunktes

(aus einem Gespräch mit Klaus Konjetzky)

Es ist in der letzten Zeit die Frage der Klassenbedingtheit von Erfahrungen sehr stark in die Diskussion gekommen. Die meisten Schriftsteller sind kleinbürgerlicher Herkunft. Nun wird gesagt, und diese Ansicht wird von den Medien verständlicherweise gestützt, daß man die Klassenschranke zu den Arbeitern hin nicht überspringen könne. Vorausgesetzt wird dabei: das Kleinbürgertum sei eine Klasse. Das ist wissenschaftlich gar nicht haltbar. Objektiv gehört das Kleinbürgertum an die Seite der Arbeiterklasse — man steigt als Kleinbürger entweder auf ins Bürgertum oder — was weit häufiger ist — man sinkt herab ins Proletariat. Mit dieser Perspektive vor Augen, könnte ein kleinbürgerlicher Schriftsteller durchaus seine Aufgabe darin sehen, eine Darstellung des Kleinbürgertums zu erarbeiten, die nicht kleinbürgerlich ist. Einen Kleinbürger so zu beschreiben, daß ein Arbeiter ihn versteht.

Das wäre interessant unter dem Aspekt des Bündnisses von Arbeiterklasse und Intelligenz. Wieso kann da ein Bündnis entstehen? Das Kleinbürgertum ist anders unterdrückt als ein Arbeiter, aber es ist unterdrückt. Und diese gemeinsame Erfahrung von Unterdrückung ist das Verbindende.

Das merke ich immer im Umgang mit meinen Genossen. Ich habe anders gelitten als sie leiden, aber daß wir alle leiden, das ist doch das Gemeinsame. Eine nicht kleinbürgerliche Darstellung des Kleinbürgertums müßte diesen Punkt herausarbeiten. Solche Stellen würde ein Arbeiter unmittelbar verstehen, es würde ihn

auch interessieren. Wenn der Kleinbürger als Unterdrückter geschildert würde und seine Unterdrücker mitbeschrieben würden, dann ist das eine Beschreibung, die den Standpunkt der Arbeiterklasse zur Geltung bringt.

Selbst gesetzt, ein Schriftsteller käme aus der Arbeiterklasse, bloß von der Herkunft ist damit eine klassenmäßige, proletarische Weise der Erfahrung noch längst nicht garantiert. Denn die bürgerliche Ideologie ist ja tief ins Bewußtsein auch der westdeutschen Arbeiterklasse eingedrungen. Und Klassenbewußtsein entsteht nicht einfach spontan, das ist nicht einfach da, sondern muß auch von den Arbeitern erarbeitet werden. Wenn es aber so ist, daß es erarbeitet werden muß, dann weiß ich nicht, warum es sich nicht auch Autoren kleinbürgerlicher Herkunft erarbeiten können.

Was heißt erarbeiten? Erfahrungen sind Bewußtsein. In Erfahrung ist Ideologie aufbewahrt, man erfährt Wirklichkeit auf eine bestimmte Weise.

Ich meine, Erfahrungen — beispielsweise von Unterdrückung, von Verletzungen — die liegen einem ja nicht bloß wie Steine im Magen. Wenn sie nur das tun, dann haben wir es mit neurotischen, krankhaften Tatbeständen zu tun. Normalerweise wird man mit bestimmten Leidenserfahrungen fertig, nicht in dem Sinne, daß die Erfahrung von Schmerz nicht mehr da wäre, sondern in dem Sinne, daß man ihre Ursachen herausfindet. Und fertigwerden damit hieße, daß man gegen diese Ursachen angeht. Wenn Schreiben in dieser Gesellschaft Schreiben über Verletzungen heißt, dann ist für mich ein Autor nur glaubwürdig, wenn sein Leidensdruck so groß ist, daß er entweder mit seiner eigenen Vernichtung einverstanden ist, wie z. B. Kafka, oder daß er die Ursachen der Leiden aufzuheben versucht. Die Position des Dazwischenhängens, also weder verstummen noch den Schritt in irgendeiner Weise tun, Leiden abschaffen zu wollen, kann ich nicht mehr begreifen. Diskutabel ist für mich nur eine Haltung der Gegenwehr. Das Darstellen von Leiden, das Aussprechen ist bereits etwas, aber das genügt nicht. Es kommt darauf an, zu handeln! Damit sind wir beim Begriff der Praxis. Was heißt das für einen Schriftsteller? Die Bearbeitung von Erfahrungen, das Erkennen, daß die Ursachen gesellschaftlicher, klassenmäßiger Natur sind, daß also viele leiden wie er, das ist eine ganz wichtige Einsicht. Es gilt, eine Typik des Leidens, der Verletzungen herauszuarbeiten; es gilt, das Leiden sozusagen zu entmystifizieren. Erst das macht fähig zum Gefühl der Solidarität. Wenn der Schriftsteller sieht, daß es vielen so geht wie ihm, hat er sich die Voraussetzung erarbeitet für Solidarität. Das heißt natürlich, daß er von der Vorstellung der Einzigartigkeit seines Leidens Abschied nehmen muß. Sein Schmerz ist so ungewöhnlich nicht. Er teilt ihn mit vielen. Und das ist ja bereits eine Vorbedingung zum Handeln.

Schreiben in diesem Sinne heißt dann Solidarität üben. Man muß erst mal die Abschaffbarkeit des Leidens einsehen, man muß einsehen, daß die unmenschlichen Verhältnisse veränderbar sind. Der zweite Schritt wäre dann zu sehen, wo gibt es außer mir noch Menschen, die diese Gesellschaft verändern wollen. Das heißt, sich in einen Zusammenhang stellen, also Gleichgesinnte suchen, miteinander reden und handeln. Man nennt das gesellschaftliche Praxis. Und ich glaube, daß wesentlich zum Schreiben die gesellschaftliche Praxis gehört. Diese Praxis verändert meine Sensibilität. Und meine veränderte Sensibilität ver-

ändert wieder meine Praxis. Meine Wahrnehmungsfähigkeit wird durch Handeln verändert.

Einem Autor geht natürlich nicht schlagartig die Wahrheit auf wie die Sonne am Morgen; man muß das als Prozeß sehen. Das ist etwas, was er sich langsam erarbeiten muß. Was Wirklichkeit ist, wird nicht ein für allemal festgestellt, sondern das muß erarbeitet werden.

Ich meine, das Instrumentarium, mit dem man Wirklichkeit durchschaut, sie überhaupt erkenntnistheoretisch angeht, wird ja nicht durch die Literatur geliefert. Das wird durch die Philosophie geliefert, durch die Erkenntnistheorie, durch die Naturwissenschaften, durch die Wissenschaft. Und da ist für mich die marxistische Wissenschaft, eine materialistische, dialektische Methode der Erkenntnis bestimmend geworden. Und mein Bemühen ist, mir einen immer materialistischeren Standpunkt zu erarbeiten, auch in dem, wie Dinge wahrgenommen werden, also eine Sensibilität zu entwickeln dafür, Wirklichkeit materialistisch zu sehen. Es ist ja nicht so, daß ich Marxist war und dann erst zu schreiben begann. Ich bin während des Schreibens Marxist geworden und habe meine Fähigkeit, auf marxistische Weise Wirklichkeit zu beobachten, zu analysieren und darzustellen, zu entwickeln versucht.

Ich glaube nicht, daß das bürgerliche oder kleinbürgerliche Individuum sich sozusagen am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen kann.

Mir fällt auf, daß immer so getan wird, als wäre der Schriftsteller ein klassenneutrales Wesen. Ich höre doch nicht auf, Objekt von Politik, von Unterdrückung zu sein, wenn ich schreibe. Wenn ich meine Lage, nicht nur meine Herkunft, sondern auch meine gegenwärtige Lage gründlich genug und radikal genug analysiere, dann muß ich sehen, daß die Bourgeoisie, die Herrschaft einer Minderheit, keine Perspektive für mich hat.

Das erleben wir als Autoren an den tausend Schwierigkeiten, die man uns macht, sobald wir die Spielregeln der Herrschenden und ihrer Medien nicht einhalten.

Wir sehen das auch an alten Schriftstellerkollegen. Es hat ja Dokumentationen gegeben über altgewordene Autoren, deren Altersversicherung, wie sie sagen, darin besteht, ein Röllchen Schlaftabletten und eine Flasche Rotwein im Nachtschrank zu haben.

Wenn ich meine Situation nur illusionslos genug sehe, muß ich mir sagen, daß ich bei der Bourgeoisie keine Perspektive mehr sehe. Aber wo ist sie dann? Nur in und bei der Arbeiterklasse.

Nun sagt man uns: Aber gerade dort spielen eure Bücher doch überhaupt keine Rolle!

Ich meine, das muß nicht so bleiben. Es wird Autoren geben, und ich möchte dazugehören, die bessere Bücher schreiben, mit klareren Ausdrucksmitteln. Andererseits wird die Arbeiterklasse sich Klassenbewußtsein erarbeiten und dann auch mehr und mehr instande sein zu lesen.

Und noch etwas: Einige Leute regen sich seitenlang über die Wirkungslosigkeit von Literatur im allgemeinen, unserer Literatur im besonderen auf. Ich frage mich, wenn Literatur wirklich so wirkungslos, wenn die Literatur, die wir machen, so belanglos wäre, warum wird dann Platz in der Zeitung dafür gegeben, daß man ihr immer von neuem die Wirkungslosigkeit attestiert? Offen-

bar sind gewisse Bücher nicht wirkungslos, denn sonst würde man sie nicht bekämpfen. Ich finde, das ist der auffälligste Beweis dafür, daß Literatur von den Herrschenden jedenfalls ernstgenommen wird.

Wir sehen doch ständig die Zensurmaßnahmen, wir sehen doch die Versuche, diese Literatur zurückzudrängen. Das ist mir schon ein Beweis für ihre Wirksamkeit, jedenfalls für ihre potentielle Wirksamkeit. Die Feuilletonchefs der bürgerlichen Zeitungen haben das durchaus erkannt, sonst würden sie kein Geld dafür ausgeben, daß ihnen Leute die Artikel dagegen schreiben.

Man kann das zunächst noch nicht quantifizieren, man kann die Wirkung eines Buches nicht linear von der Höhe der Auflage her bestimmen.

Bei Diskussionen wird, oft ganz unbewußt, so getan, als stünden wir als Autoren doch oberhalb und außerhalb des gesellschaftlichen Prozesses. Es taucht dann die Frage auf: Ja, wie kommst du überhaupt zum Sozialismus?

Ich komme ganz natürlich dazu. Ich komme dazu wie all die Tausende, die täglich überall in der noch kapitalistischen Welt erkennen, die andere Seite hat abgewirtschaftet.

Roman Ritter Randbemerkungen zu Gerd Fuchs

Es macht Spaß, einmal frei vom Zwang zur begrifflich gerundeten Theorie Meinungen und Ansichten freien Lauf zu lassen. Deshalb sind ja zum Beispiel die Diskussionen nach politischen Veranstaltungen — „hiermit ist der offizielle Teil beendet“ — so beliebt. Da kann man sich der statements ex cathedra kommunikativ vergewissern oder sich ihnen widersetzen, ohne daß jedem Wort programmatisches und endgültiges Gewicht zukäme. Hier findet Gespräch und Widerstreit statt, hier darf und muß das sein. Gerd Fuchs hat sich und uns den Spaß gemacht, zu einigen wichtigen, die Literatur betreffenden Fragen seine Meinung zu äußern, die um so interessanter ist, als sie nicht von Subjektivität desinfiert wurde. Verschiedenes leuchtet mir nicht ein, weshalb ich ihm widerspreche — in der Gewißheit, selbst auf Widerspruch zu stoßen.

In seinen Äußerungen — und auch in denen anderer Schriftsteller über ihr Herkommen und ihren Horizont — schleicht ein Gespenst herum, das sein Haupt verhüllt und reuevoll mit den Zähnen knirscht: der Kleinbürger. Was ist es, dieses Zwitterwesen, nicht Prolet und nicht Großbourgeois, dieses Krüppelgeschöpf mit dem Klassendefekt, das sehnsüchtig in die höheren Gefilde der besitzenden upper class schießt und dabei doch nach den Schwerkraftgesetzen der Klassengesellschaft ins Proletariat „herabsinkt“? Ist man von der Herkunft, dem Bewußtsein oder der Funktion im gesamtgesellschaftlichen Produktionsprozeß her zum Kleinbürgertum verdammt? Die marxistische Klassenanalyse lehrt uns, daß Kleinbürger jene Kleineigentümer an Produktionsmitteln, jene kleinen Warenproduzenten sind, die nicht von der Ausbeutung anderer leben und zuneh-

mend ökonomisch vom Großkapital ausgemerzt werden. Insofern ist jeder, der vom Schreiben und dem Verkauf des Geschriebenen lebt, also sein selbst erarbeitetes Produkt als Ware weiterverkauft, ein Kleinbürger, gleich, ob er über Marsmenschen oder Tormänner schreibt. Nur, welcher Schriftsteller ist so „frei“, sich Themen und Käufer seiner Erzeugnisse aussuchen zu können? Die meisten sind direkt abhängig von einem oder mehreren Auftraggebern (Verlage, Rundfunk, Fernsehen), gehören also weitgehend zur großen Gruppe der „Lohnabhängigen“. Dann wäre es also vor allem noch ihr Bewußtsein, das kleinbürgerlich geprägt ist.

Nun ist dieses Bewußtsein vielgestaltig. Was hat, so könnte man fragen, ein Schriftsteller mit Tante Emma aus dem Milchladen gemein, was diese mit einem freischaffenden Architekten, was der mit einem Kleinbauern? — Richtig, die Unterdrückung durch die Herrschenden. Das ist ein Satz aus der obersten Güteklasse der Objektivität, er stimmt beinahe so haarscharf wie jener, daß alle Menschen sterben müssen. Nur, er ist, einfach so hingestellt, wenig praktikabel in der erklärenden Detailanalyse, um die es ja gehen müßte bei der Frage, wie in so ein verzwicktes Kleinbürgerbewußtsein ein proletarischer Klassenstandpunkt hineinkommt. Ich fürchte, solche und andere Allgemeinheiten werden wie klobige Versatzstücke oft allzu schnell dorthin geschoben, wo eine Lücke in der Erklärung subjektiver Befindlichkeiten und ihrer Folgen besteht. Ich stimme mit Gerd Fuchs völlig überein, wenn er von der Nähe des Kleinbürgertums zum Proletariat spricht, von der gemeinsamen, wenn auch verschiedenartigen Unterdrückung, vom notwendigen Bündnis. Aber das erklärt mir doch um der Klassiker willen nicht, was gemeint ist mit der von einem kleinbürgerlichen Schriftsteller zu erstellenden nicht kleinbürgerlichen Darstellung des Kleinbürgertums. Wäre das etwas, was „ein Arbeiter unmittelbar versteht“? Wo doch auch die Herkunft aus der Arbeiterklasse noch kein Klassenbewußtsein garantiert und die westdeutsche Arbeiterklasse zudem nachhaltig von bürgerlicher Ideologie infiziert ist, wie Gerd Fuchs feststellt. Da werden Kategorien der Objektivität und der Subjektivität zu kurzschlüssig aneinander gekoppelt. Wir stellen uns doch auch nicht vor ein Fabrikator, klopfen dem nächstenbesten Arbeiter auf die Schulter und sagen: „Komm Kumpel, mach mal ein bißchen Lektorat bei uns, damit da endlich Qualität reinkommt.“

Mir scheint, und das sage ich nicht mit Hinblick auf Gerd Fuchs, daß mit dem Begriff des Kleinbürgertums zu wenig Wissenschaft und zu viel Schindluder getrieben wird. Manche verschanzen sich hinter ihrer ach so kleinbürgerlichen Herkunft, um sich weiterhin die Illusion zu erhalten, man könne irgendwie zwischen den Klassen herumdichten. Andere werfen Schriftstellern penetrant Kleinbürgerlichkeit vor, also Unzuverlässigkeit, mieses Schwanken, literarischen Defaitismus, eine nur lau geballte Faust — um sich selbst desto wohlgefälliger als revolutionäres Subjekt, als die fleischgewordene Inkarnation des Proletariats vorkommen zu können.

Wenn das nicht kleinbürgerlich ist.

So treffend Gerd Fuchs' Äußerungen über die Entmystifikation des Leidens sind: Auch in dem Exkurs über die in dieser Gesellschaft erlittenen Verletzungen verleitet ihn das Hin- und Hergehüpfe zwischen Abstraktem und Konkre-

tem zu Schematismen, die bis zu psychologischen Unsinnigkeiten führen. Wenn es „normal“ wäre, mit Leidenserfahrungen so fertig zu werden, daß man ihre Ursachen herausfindet und bekämpft, dann bräuchten wir uns über die Veränderung dieser Gesellschaft keine Gedanken mehr zu machen und könnten die Hände in den Schoß legen: Kapitalismus als Ursache erkannt, Gefahr durch Revolution gebannt. Es ist doch aber gerade so, daß jeder zunächst mit seinen Leiden allein ist, sie als individuelle Defekte, als Neurosen begreift, keinen Zusammenhang herstellt zwischen dem Geschwür im Magen und den Unmenschlichkeiten der Profitwirtschaft. Darin besteht ja gerade Entfremdung. Gerd Fuchs könnte so mißverstanden werden, als ob eine mechanische Identität bestünde zwischen Erkenntnis, praktischer Bekämpfung der destruktiven Klassenherrschaft und psychischer Gesundung. Eine Identität dieser Art besteht eben nur in letztendlicher Begrifflichkeit. Die alltägliche Wirklichkeit sieht anders aus. So wenig, überspitzt gesagt, im emanzipationssüchtigen Milieu von gruppentherapeutischen Sitzungen die Revolution erkämpft wird, weil alles in der privaten Sphäre verbleibt, so wenig ist eine kommunistische Partei, die den öffentlichen Übeln öffentlich an die Wurzeln will, eine Ansammlung von psychischen Supermännern.

Typisch für viele Menschen in dieser Gesellschaft ist doch, daß sie in und unter den Verhältnissen leiden, aber noch keinen Ausweg sehen. Sie hängen dazwischen, zwischen Unterdrückung und Befreiung. Diese Position des Dazwischenhängens muß für uns — nicht als wünschenswerte Haltung, sondern als massenhaft vorgefundene Verkrümmung — hochinteressant sein, auch als literarisches Thema, wenn wir Wirklichkeit beschreiben wollen. Wir dürfen nicht unterschlagen, daß viele, die dazwischen hängen, tatsächlich abstürzen (auch wenn, glaube ich, niemand mit seiner eigenen Vernichtung einverstanden ist, man kann es ihn nur glauben machen), und wir müssen beschreiben, selbstverständlich, daß und wie viele wieder den aufrechten Gang lernen und sich zusammentun. Auch wenn sie subjektive Macken haben. Wenn das Dazwischenhängen, auf die gesamtgesellschaftliche Ebene übertragen, für uns nicht diskutabel wäre, dann müßten wir jeder Bündnispolitik entsagen.

Wo steht das Kleinbürgertum zunächst einmal? Dazwischen.

Elvira Högemann-Ledwohn Die Werkkreis-Reihe

Seit 1973 erscheint im Fischer Taschenbuch Verlag eine Reihe, als deren Herausgeber der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt zeichnet. Laut Ankündigung der Herausgeber sollen hier „literarische und dokumentarische Produktionen in Einzel- und Sammelbänden“ vorgelegt werden, um „mit ‚billigen‘ Büchern über Buchläden und Kioske diejenigen zu erreichen, die von den beschriebenen Zuständen betroffen sind: die Lohnabhängigen“.

Bis Juli 1975 liegen zwölf Bände vor. Vier sind im zweiten Halbjahr 73 erschienen, sechs im Jahre 1974 und 1975 bisher zwei. Davon haben drei Titel des Jahres 1973 und einer des Jahres 1974 Nachauflagen erlebt; man kann wohl sagen, daß diese Titel der „Literatur der Arbeitswelt“ jedenfalls — jeder mit einer Auflage von ca. 15 000—37 000 — verbreitet sind, einen Teil der gewünschten Adressaten erreichen. Dabei muß sich die Reihe nicht allein auf den Buchhandel stützen. Da einige Bände in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit benutzt werden, gelangen sie auch an Leute, die einen Buchladen nur mit gemischten Gefühlen betreten.

Die jetzt zwei Jahre alte Reihe hat also mindestens laufen gelernt... Ganz selbstverständlich war das wohl nicht, wenn man — unter anderem — die Schwierigkeiten bedenkt, daß hier keine Literaturprofis am Werk sind, sondern im ganzen Land verstreute Werkkreismitglieder, die „nebenbei“ schreiben und lekturieren. Sollte man daher mit Qualitätsansprüchen an diese Texte nachsichtig sein? Überhaupt — was für eine „Qualität“ kann gemeint sein? Mancher Rezensent zuckt da die Achseln und läßt ungewohnten Stoff voll auf sich wirken, begrüßt den „didaktisch vermittelten Aufklärungsprozeß“ (Heinz Ludwig Arnold), der mit der Werkkreisliteratur auf jeden Fall geleistet wird. Aber ein solcher Dauer-Bonus für die literarische Seite der Angelegenheit muß dennoch nicht sein; dient er doch allzu oft dazu, der Notwendigkeit von literarischen Kriterien für die Texte schreibender Arbeiter auszuweichen.

Kompliziert wird's dadurch, daß wir in der heutigen BRD — jahrelang ferngehalten von der Tradition der Arbeiterliteratur — nicht selbstverständlich über Qualitätsmaßstäbe für solche Texte verfügen. So soll hier auch nichts weiter probiert werden, als Entwicklungen innerhalb der Reihe herauszufinden, mögliche Wege dieser Literatur aus dem bisher Erschienenen herauszulesen.

Wie angekündigt, erscheinen in der Reihe Sammelbände verschiedener und Bücher einzelner Werkkreisautoren. Mit fünf Einzelbänden von zwölf ist das Verhältnis beider Typen relativ ausgewogen; dabei lassen sich bei den Sammelbänden die sozusagen klassischen Zusammenstellungen nach literarischen Genres (Gedichte oder Erzählung) unterscheiden von thematischen Sammlungen. Der erste Band dieser Art hieß „Liebe Kollegin“ und vereinte, so der Untertitel, „Texte zur Emanzipation der arbeitenden Frau in der Bundesrepublik“. Die Texte sind soziologisch gegliedert — sie handeln nacheinander von Hausfrauen, Angestellten und Arbeiterinnen — und bieten meist kurze Situationsberichte, die sich um die gesellschaftliche Diskreditierung der arbeitenden Frau hier und heute drehen. Protokoll und Ich-Report herrschen vor; und obwohl diese Darbietung

wie auch der Stoff zunächst fesseln, sind meine Schwierigkeiten beim Lesen mehr und mehr gewachsen. Sehr häufig ist es mir nicht gelungen, eine Vorstellung von der Persönlichkeit der Sprecherin oder Schreiberin zu gewinnen. Symptomatisch, daß Privates am Rande bleibt. Kommt hier vielleicht unbeabsichtigt zum Ausdruck, wie schwierig es in dieser Gesellschaft für eine arbeitende Frau ist, sich zu ihrer Person zu bekennen, da die Rollenerwartungen unklar und zum Teil auch durch Manipulation verdreht sind? Thematisiert wird diese — für die weitere literarische Produktion zum Thema sehr wichtige Frage — in dem Beitrag „Wie die Kollegin es macht, ist es falsch...“. Sonst kaum. Über längere Strecken hat man den Eindruck, eine nützliche Materialsammlung zum Problem zu lesen, aus der nur einzelne Beiträge durch Farbe und Temperament herausragen. Störend und manchmal auch ärgerlich hat auf mich die Kommentierungsfreude der Herausgeber gewirkt, die öfters nur eine belehrende Kurzfassung an einen ohnehin schon eindeutigen Text anhängen.

Der folgende Sammelband „Schichtarbeit“ berücksichtigt offenbar Erfahrungen, die mit dem „Kollegin“-Band erworben wurden. Das Buch ist einfallsreicher unterteilt, und der Herausgeberkommentar kann seine Funktion durch weiterführende Fragen und neue Informationen besser beweisen. Den Texten — meist Interviews, seltener Reportagen — ist erfreulich viel Individualität belassen. Für den „Normalleser“ schöner Literatur — also jemanden, der vom Thema keine Ahnung hat und oft genug auch erst überzeugt werden muß, sich damit zu befassen — wird die Information durch die hier gefundene Form der Darbietung packend. Wie aber wirkt so ein Buch, abgesehen von seinem Nutzen in der Bildungsarbeit, auf den Leser, der das aus der Praxis schon kennt?

„Der rote Großvater erzählt“ (April 1974): Sprach- und Vermittlungskritik wie oben kann man hier erst einmal vergessen. Die Erzählungen kommen ganz ohne soziologisch-historische Prothesen beim Leser an. Der Band stellt Arbeiterautoren vor, die in den 20er, 30er Jahren begannen zu schreiben: vor allem den Hamburger Carl Wüsthoff, aber auch Pelle Igel, Bruno Gluchowski, Fritz Tost und andere. Hier spürt man eine Tradition des Erzählens für den „Massenleser“, die sich allerdings auch noch orientieren kann an einem anderen Stand des Klassenbewußtseins in der arbeitenden Bevölkerung. Mit einigem Neid sieht man, wie gelassen Parteilichkeit daherkommt, wenn sie von so viel realer Erfahrung lebt. Und oftmals mit Genuß läßt sich nachlesen, wie diese Autoren ihre Kunstmittel beherrschen; sie erzählen so sachlich, spannend und „nicht ohne Humor“ (wie es in der Einleitung heißt), daß viele der Texte exemplarisch sein könnten für die Diskussion im Werkkreis selbst. Die Herausgeber haben etwas dafür getan, daß das Vergangene nicht isoliert bleibt: ein jüngeres Werkkreismitglied stellt jeweils den älteren Autor vor, und die Rede mancher älterer Kollegen wird von einem jüngeren protokolliert. Literarisch überzeugt das in der Nachbarschaft der formal sicheren Erzählungen nicht unbedingt, es liefert aber einen Ansatz zur notwendigen praktischen Verbundenheit der Autorengenerationen, die über die Zeit des Faschismus und des Kalten Krieges neu geknüpft werden muß.

Neue Erfahrungen stehen zur Debatte in dem Wettbewerbsband „Dieser Betrieb wird bestreikt“ (Dezember 1974). Starke Fabeln scheinen bei diesem Thema

nur so in der Luft zu liegen. Innerhalb der Sammelbände läßt sich als Tendenz vermerken, daß der Anteil der literarisch gestalteten Texte zugenommen hat. Sie überzeugen am ehesten dort und wechseln sich auch am einleuchtendsten ab, wo der Autor sich auf eine begrenzte Aktion, auf eine Entscheidung oder eine Art von Erfahrung beschränkt, so in „Nur immer Stein auf Stein?“ von Edgar Pragst, wo sich aus der Arbeitssituation ein Maurerstreik für warme Arbeitskleidung entwickelt, in Heini Ludewigs „Wo steht der Meister?“ oder in Christian Kneifels ganz persönlichen Impressionen von einem Streik, der nur erst ein mühsam knirschendes Räderwerk der Organisation in Gang setzte.

An manchen Stellen jedoch wird Dokumentarisches noch recht umständlich ausbreitet, mehrere ähnliche Fälle folgen aufeinander, wozu offenbar die Einteilung nach Themengruppen verleitet. Man vermißt auch oftmals die Menschen, statt dessen werden allgemeine Abläufe berichtet, die einander dann ziemlich gleichen. Die Form des Interviews findet bei einem so vielsträngigen Ereignis wie einem Streik offenbar bald ihre Grenze: wenn man z. B. einen Betriebsrat dazu befragt, stehen für ihn die allgemeinen Abläufe zu Recht im Vordergrund. In keinem Werkkreisband hat sich mir daher die Notwendigkeit der literarischen Gestaltung, der Darstellung von Handlungsmotiven und -möglichkeiten einzelner so aufgedrängt wie hier. Die nach meiner Meinung überragende Erzählung dieses Bandes verzichtet ganz aufs Dokumentarische. So gewinnt Johann Reiners — „Das Faustpfand der Streikenden“ — konkreten Betrieb und gewinnt dafür freie Hand bei der Personendarstellung innerhalb einer ungewöhnlichen Fabel, der allerdings ein wirkliches Vorkommnis zugrunde liegt.

Die Probleme thematischer Sammelbände erscheinen brauchbar gelöst in „Mit 15 hat man noch Träume. Arbeiterjugend in der BRD“. Mit diesem schmalen Band ist ein Lesebuch zum Thema gelungen, das Unterhaltungs- und Informationswert vereint. Die Herausgeber haben auf den Wechsel der Darbietungsform größten Wert gelegt, es lösen sich Gedichte, Zeichnungen, wenige Kommentare und einige gut erzählte Geschichten mit Protokollen ab. Das Dokumentarische wurde durch Montage von Gesprächsfetzen gestrafft, die eingeblendet werden, wo ein neuer Themenkreis beginnt.

Wie in einem Steinbruch arbeiten muß der Leser am Gedichtband „Geht dir da nicht ein Auge auf“, dann findet er eine Menge schöner Gedichte. Das Editionsprinzip nach dem Genre erscheint hier allerdings fraglich — vielleicht ist doch der Themenband mit integrierten Gedichten die beste Lösung innerhalb dieser Reihe?

Leichter einsehen läßt sich das nicht themengebundene Editionsprinzip der Erzählensammlung „Stories für uns“. Wenn sich auch nichts einheitliches Gutes über alle Texte sagen läßt, so finden sich hier doch relativ mehr Geschichten mit einer starken Fabel als in den Themenbänden, kommen in den besten Texten Menschen mit glaubwürdig gestalteten Handlungsmotiven zum Vorschein. Demgegenüber reagiert der Leser besonders unfroh auf einige angeklebte, übertrieben gesinnungstüchtige Schlüsse (wie etwa in der sonst lesenswerten Erzählung „Die eiserne Tür“), die nichts mehr mit dem zu tun haben, was sich aus der Fabel entwickelt hat. Aber auch richtig lustige „stories“ finden sich in dem

Band an, wie Ippers' „Duell der Chefs“ und kriminalistisch spannende wie Fritz Tosts „Biedermeiersekretär“.

Man möchte sich wünschen, daß der Werkkreis neben den Themenbänden bald wieder so ein Storybuch vorbereitet, weil dieser Typ der berechtigten Erwartung des Zielpublikums nach unterhaltender Literatur am ehesten entspricht und auch weil der literarische Ehrgeiz der Autoren hier offenbar erfolgreicher gefordert wird als bei thematisch gezielten Beiträgen, wo sich mancher Autor leichter mit einem Interview begnügt.

Die Reihe der Einzelbände eröffnet Helmut Creutz' Betriebstagebuch „Gehen oder kaputtgehen“ (Juni 1973). Ein älterer Angestellter schreibt auf, wie er für seinen Chef wertlos und aus dem Betrieb herausgedrängt wird und wie sich seine eigenen Illusionen von menschlichen Beziehungen zwischen Chef und Angestelltem nach und nach auflösen. Dabei erscheint der Chef moralisch und psychologisch mystifiziert, seine gesellschaftliche Rolle tritt dagegen zurück. Zugleich aber liegt in der sehr eng persönlichen Perspektive der Darstellung ein Vorzug des Textes: ein Prozeß wird einsehbar, man kann nachvollziehen, wie der Autor über seine menschliche Empörung gelernt, sich zu wehren — auch, wieviel Kraft aufzuwenden war, wieviel nahegelegte Resignation zu bekämpfen, ehe er anfang, sein Recht einzufordern. Der Autor benennt die Funktion des Tagebuchs: „Vieles ist mir dabei (i. e. beim Schreiben) klarer und bewußter geworden.“ Es wäre sehr schön, wenn der Werkkreis mehr solche Kollegen, die nicht von Anfang an schon alle Zusammenhänge wissen, zum Aufschreiben ihrer Erfahrung bewegen könnte.

Heiner Dorroch faßt seine Erfahrungen als Industriearbeiter in dem Reportagenband „Wer die Gewalt sät“ (Oktober 1974) zusammen. Der literarisch eindringlichste Reportagenzyklus heißt sogar ausdrücklich „Aus eigener Erfahrung“. Dorroch erzählt mit Härte, Sinn für Aktion, mit verhaltenem Zorn und scharfem Blick für die unwürdigen Zustände auf der untersten Stufe der Betriebshierarchie in der kapitalistischen Großproduktion. Sein Interesse geht ohne weiteres über die persönlichen Schwierigkeiten hinaus; trotz der kleineren Erzählform gewinnen Kollegen und Vorgesetzte hier größere Plastizität als bei Creutz. Den verschmitzten Lehrling Schimmy könnte man sich gut als Figur einer größeren literarischen Arbeit vorstellen. Der Sinn des Autors für Handlungsabläufe bewährt sich in der amüsanten Geschichte „Arbeit und Sexualität“ (an der nur die akademische Überschrift ganz verfehlt ist), und in der Erzählung um einen gerissenen Gastarbeiterverleih „Sklavenmärkte im Ruhrgebiet“. Es steht dahin, ob der Band nicht noch gewonnen hätte, wenn Heiner Dorroch seine Erfahrungsberichte zu einem Buch ganz in der Ichform ausgebaut hätte. Gegenüber der Dichte der „persönlichen“ Texte fallen Berichte und Interviews zu leicht ab. Schlecht beraten war der Autor in jedem Fall mit dem soziologisierenden Nachwort des Buches (von Peter Kühne), das schon Gesagtes noch einmal schlechter ausdrückt und darüber hinaus die Bedeutung der Gewerkschaften für den Industriearbeiter verzerrt. Am nächsten steht diesem Nachwort die letzte Reportage über den Streik bei Ford Köln 73, die ziemlich angelesen wirkt und im ganzen flach agitatorisch bleibt. Die Rolle der Gewerkschaft, wenn man sie als Problem angehen will, müßte in der Erzählung problematisiert werden

— wie es beispielsweise Johann Reiners in seiner „Faustpfand“-Geschichte weit-
aus überzeugender als hier gelingt.

Ein farbiges, lässig erzähltes Buch ist Josef Ippers' „Am Kanthaken“, gleich-
zeitig auch ein Bericht über ein Arbeitsleben. Da der Held als unständiger
Schauermann im Düsseldorfer Hafen arbeitet, besitzt die Erzählung sozusagen
genuinen unterhaltenden Reiz. Die Romantik des Milieus könnte fast die Ge-
schichte der Integration der Hauptfigur in das Land des Wirtschaftswunders
überdecken. Aber indem dieser nüchterne Themenstrang immer wieder aufge-
nommen wird, gewinnt die Erzählung historische Konkretheit und fängt ein
wenig allgemeine Atmosphäre der BRD der 50er Jahre ein. Ippers bricht zum
Vorteil der Erzählung sehr entschieden mit der zunächst im Werkkreis verbrei-
teten Gewohnheit, den Helden allein während der Arbeitszeit darzustellen.

Der Roman „Muskelschrott“ von Herbert Somplatzki (Februar 1974) war schon
ähnlich breit angelegt. Er handelt von einem jungen Bergmann, der Fußballstar
wird und nach einem Sportunfall für seinen Verein tatsächlich nur mehr als
„Schrott“ zählt. Die Erzählung entwickelt sehr klar, wie das Aufstiegsstreben im
Sport mit den Arbeitserfahrungen und Zwängen der Arbeitswelt zusammen-
hängt. Obwohl das Ganze vielversprechend als Entwicklungsroman beginnt,
bricht die Erzählung unmotiviert ab, als der Held an der Schwelle seiner Fuß-
ballerfolge steht. So liest man einen bemerkenswerten halben Roman, der atmo-
sphärisch und psychologisch genau eine Entwicklungsstufe einfängt, danach
aber in Episoden zerfällt, die — je mehr Ereignisse auf engem Raum zusammen-
gedrängt werden — den Zusammenhang mit dem Anfangsteil verlieren.

Eine runde Geschichte erzählt Hermann Spix mit „Elephteria oder die Reise ins
Paradies“ (April 1975). Die junge Griechin Elephteria kommt mit ihrem Mann
in die Bundesrepublik, beide finden Arbeit in einer rheinischen Industriestadt.
Mühe los vereint die Erzählung Betriebs- und Privatsphäre: in beiden geht es um
Neuanfang, Unterkommen, darum, festen Boden zu gewinnen für das eigene
Leben. Die Geschichte besticht durch ihre Normalität, vorrangig dreht sie sich
um so alltägliche Fragen wie Wohnungssuche und Lohndiskriminierung. Karg
und ohne Lamento erzählt Spix, Psychologisches kommt von Anfang bis Ende
nur indirekt vor, wodurch die einfache Fabel eine ständige Spannung im Hin-
tergrund aufrecht erhält. In der Geschichte passiert eine wahrscheinliche, in
nichts übertriebene und dennoch mehrschichtige Entwicklung der Personen: am
Ende haben sie gelernt, ihre latente Unzufriedenheit in Kampf um berechnete
Forderungen umzumünzen, die Beziehungen zu den Kollegen, ausländischen und
deutschen, haben sich gefestigt, das anfangs nur patriarchalische Verhältnis zwi-
schen Mann und Frau hat sich ein wenig geändert.

Der Roman ist reich an Dialogen — eigentlich eine gefährliche Sache, wenn
Gastarbeiter Hauptfiguren der Erzählung sind. Spix vermeidet alle Putzigkeit,
stellt im Dialog einen Sprachmangel dar, der im Betrieb öfter Anlaß zu Kon-
flikten gibt. Die Verständigung nimmt zu mit der gemeinsamen Erfahrung und
dem gemeinsamen Handeln. Dabei folgt Spix dem glücklichen Einfall, die deut-
schen Kollegen im Dialekt sprechen zu lassen, so daß die Arbeiter sich in jedem
Fall in Varianten der Umgangssprache verständigen. Wenn auch der Dialekt

nicht immer einfach zu lesen ist, bleibt doch der Gewinn an echter und adäquater
Sprache für die Arbeiterliteratur durch dieses Buch unbestreitbar.

Bei der Vielfalt der Neuansätze und Versuche zu geeigneten literarischen Lösun-
gen wäre es bestimmt verfrüht, ein Fazit der Entwicklung der Reihe zu ziehen.
Aber man kann sagen, daß sie sich innerhalb von zwei Jahren in vieler Hinsicht
qualifiziert hat. Sie hat eigene Formen erarbeitet, die der spezifischen Rolle des
Werkkreises in der BRD-Öffentlichkeit angepaßt sind. Die literarischen Maß-
stäbe der Herausgeber können heute ganz offenbar anspruchsvoller sein als zu
Beginn des Unternehmens. Die Forderungen nach aktueller unterhaltender Ar-
beiterliteratur und nach Darstellung der gesamten Welt des arbeitenden Men-
schen sind schon nicht mehr nur theoretische Appelle; diskutabile Beispiele liegen
vor. Man darf gespannt sein, wie es mit der Reihe weitergeht.

Maria Velho da Costa Zwanzig portugiesische Worte zur Revolution

April 1975

1. Seit fünfhundert Jahren lebe ich in der Schande und warte. Vor fünfhundert Jahren habe ich mich zu einem gewaltigen Schlag entschlossen, dessen Sinn ich nicht begriff.
2. Vor fünfhundert Jahren habe ich das Antlitz der Welt in ein bekanntes und liebenswertes verwandelt und wurde so zu einer vorzeitigen bitteren Berufung auserwählt.
3. Warum waren Soldaten und Gläubige meine Lehrmeister?
4. Ich verarmte am Reichtum meiner Könige und meine Könige verarmten am Reichtum der methodischen Völker.
5. Mir starb ein König, der krank war vom Soldaten- und Gläubigsein, verummumt von den stinkreichen Ladenbesitzern, vernebelt von uns allen.
6. Seit fünfhundert Jahren stöhne ich. Ich verstehe mich — heißt es — nur aufs Anhäufen von Wutausbrüchen, Abreisen, Fahrlässigkeiten.
7. Seit fünfhundert Jahren mestiziere ich die Welt mit zärtlichen Leuten, mit weisem Lächeln, mit Erwartung.
8. Ich stand immer auf, wenn es hieß: „Es ist Zeit“. Und meine Lehrmeister waren stolz darauf, Soldaten und Gläubige zu sein. Kapaune aus zierreichem Adel, Händler meiner Arme, verschnittene alte Mönche. Nüchterne Tode.
9. Seit fünfhundert Jahren werde ich als gefügig verkauft, ich und die meines über die ganze Erde verstreuten Bluts. Seit fünfhundert Jahren werde ich im Namen dieser Erde widerwillig und zitternd als Gläubiger zum Soldaten gepreßt.
10. Es war immer falscher Alarm. Ich lernte.
11. Ich verstehe mich nur aufs Anhäufen von Hoffnung und Geduld und jäher Tapferkeit. Ich verstehe mich nur aufs Anhäufen von Erinnerungen und feinem Benehmen beim Empfangen und beim Abwandern.
12. Warum waren Soldaten und Gläubige meine Lehrmeister?
13. Vor fünfhundert Jahren habe ich mich endgültig für die andere Seite entschieden — für das ganz Offene, für das Menschengeschlecht, die Geschichte, für Leidenschaft und Gezeiten, lange Erzählungen, fürs Wohnen im Frohsinn.
14. Ich habe Gesetze und Gebäude nie mehr geliebt als Fleisch und Gesichter. Ich verstehe nichts von Verwaltung. Dagegen habe ich heimlich die Entfernungen abgeschafft. Das habe ich geleistet.
15. Nun, da ich mich halb aufrichte, heißt es, werde ich anderen Herren dienen. Seit fünfhundert Jahren führe mich auslandshörige Lakaien hinters Licht, Leute des „Es-muß-sein“, des „Hab-ein-Einsehen“. Jetzt sagen sie: „Festige deine Freiheit durch das Wohlwollen der Besucher, laßt uns reich werden durch die Brosamen der Reichen.“ Sie werden abreisen wie feiste Ratten, wenn auf dem Schiff nur die verkrüppelten Söhne meiner Söhne zurückbleiben. Sie würden abreisen wie die Larven der Knochen, winkte meine Faust nicht zu ihrer Begrüßung, statt Verwendung zu fordern, die verweigernde Hacke, die von den Hunden bewachte Maschine.

16. Aus meinen Eingeweiden entstand die neue Welt der Demütigen, die Nachbarschaft zwischen den Vaterländern der Armen. Ich werde die Erde in der Gesellschaft anderer besitzen. Warten mit gebeugten Nacken heißt nicht dienen. Das wissen wir.
17. Mein Gemüt ist linkisch geblieben beim Erwerben und Zählen von Besitz. Ich fürchte mich nicht vor Brüdern, die zaghaft, verraten, verfeindet, neue Wege suchen. Brüder mit Strümpfen aus Garn, verschämter Krawatte, schlechtem Geschmack. Die eleganten und kostspieligen dagegen, Leute mit vielen Dingen und wenig Glauben, sind meine schäbigen Feinde.
18. Seit fünfhundert Jahren sitze und warte ich auf dieses Morgenrot, auf diese Wache unmöglicher Waffen. Ich, der ich für's Losstürmen bin und für Verachtung. Seit fünfhundert Jahren stecke ich Geld in Europas Zuwendungen, um mich daran zu zivilisieren, noch ein behütetes Museum. Ich rühre mich immer nur endgültig. Denn nur in Sternstunden des Schicksals komme ich in Bewegung, in Nußschalen, in winzigen Karrees gegen Weltreiche. Ich folge nur unwahrscheinlichen Kapitänen. Warum waren Soldaten und Gläubige meine Lehrmeister? Ich weiß es. Jetzt nehme ich die Vergangenheit wieder auf und setze sie wieder ein. Die Nationen werden sich nicht mehr über meine Schlappen und meine Geduld zu wundern haben. Denn nun sind die letzten Soldaten und die jüngsten Gläubigen meine Lehrmeister, entsprungen aus meinen Irrtümern und Wunden, aus Warten, hundertjähriger Bewegung, aus der Kraft zur Bewaffnung. Jetzt gehe ich mit.
19. Denn Soldaten und Gläubige sind meine Lehrmeister. Und sie sagen:
„Es ist nicht dein Vaterland, hier eingeschlossen zu sein — sondern andere zu gebären. Dein Schicksal ist nicht deine von lächelnden Dieben geköderte Geographie. Deine Geschichte ist verrückt und auf mehr gerichtet — auf Sextant und Siebengestirn. Wiederum hast du einen schrecklichen und vom Chor der Welt bedrohten Auftrag. Du bist der goldene Stachel im Rücken des Westens.“
20. Jetzt gehe ich mit, von neuem rein ohne Verlust und sicher in der Seele. Denn Soldaten und Gläubige sind meine Lehrmeister.

Aus dem Portugiesischen von Curt Meyer-Clason

Wahrheit über Portugal

August 1975

Die unterzeichnenden Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler halten es für nötig, die Öffentlichkeit ihrer Länder auf einen Skandal ersten Ranges aufmerksam zu machen: die Berichterstattung der Presse dieser Länder über die Vorgänge in Portugal.

Was geht in Portugal vor? Ein Kolonialreich, mit äußerster Grausamkeit regiert von einer faschistischen Diktatur, ist zusammengebrochen und hat ein verelendetes Land zurückgelassen. Ein Rat aus den Personen, welche die Diktatur gestürzt haben, versucht seitdem einen Neu-Aufbau. Der portugiesische Revolutionsrat, bestehend aus Menschen von den verschiedensten Gesinnungen, ist ausgestattet mit einem Mandat, an das er gebunden ist: dem in den Wahlen zur Verfassungsgebenden Versammlung vom April 1975 mit überwältigender Mehrheit erteilten

Auftrag des portugiesischen Volkes, Strukturen einer sozialistischen Gesellschaft vorzubereiten. Daran ist nicht zu drehen und zu deuteln: die Massen der sozialistischen und kommunistischen Wähler wünschen ein sozialistisches Portugal. Der Wunsch der Mehrheit des portugiesischen Volkes nach einem wirklichen Sozialismus wäre noch eindeutiger ausgefallen, wenn die Millionen von Portugiesen, die gezwungen sind, als billige Arbeitskräfte in Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland zu leben, mitgestimmt hätten. Nur ein kleiner Bruchteil von ihnen hat die Möglichkeit dazu gehabt.

In dieser Situation richtet die Presse unserer Länder ein Trommelfeuer von Nachrichten und Kommentaren gegen die Politik des portugiesischen Sozialismus. Gezielt, einheitlich, vollkommen gleichgeschaltet, errichtet sie ein geschlossenes System der Diffamierung. Durch tendenziöse Auswahl der Nachrichten vermittelt sie ein völlig falsches Bild der portugiesischen Realität; während sie sich wochenlang ausschließlich der Darstellung eines publizistischen Randvorgangs widmet, verschweigt sie — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — die grundlegenden Vorgänge heutigen Lebens in Portugal: die geduldige, zähe Arbeit der Alphabetisierung zurückgebliebener Regionen, die Überführung des Bodens aus den Händen von zehn Familien in die Hände der Bauern und Landarbeiter, die staunenswerte Abwesenheit von Gewalt bei der Sozialisierung der Erde, der Nationalisierung der Fabriken. Die Diskussionen im Revolutionsrat, das Auftauchen der verschiedensten Ideen über Räte-Demokratie und Planwirtschaft, Investitionslenkung oder Arbeiter-Initiative, überschüttet sie mit geistlosem Hohn, dem Hohn einer kapitalistischen Nationalökonomie, die vorgibt, alles besser zu wissen und doch ihre eigenen Länder nicht vor ökonomischen und ökologischen Krisen bewahren kann. Als selbstverständlich suggeriert sie ihren Lesern die Anmaßung der Regierungen unserer Länder, Portugal wirtschaftliche Hilfe vorzuenthalten, so lange es nicht bereit ist, auf das System der kapitalistischen Staats- und Gesellschafts-Form einzuschwenken. Beharrlich verschweigt sie, daß die portugiesische Militärregierung bis heute nicht darauf verzichtet hat, ein Klima der Freundlichkeit und Toleranz zu erzeugen, und daß jedermann in Portugal sie offen kritisieren kann. Statt dessen bekundet sie Sympathie für jenen reaktionären Mob, der — und das ist ein sicheres Zeichen des Faschismus —, von den finstersten Elementen des gestürzten Systems verhetzt, die Institutionen der linken Parteien überfällt und anzündet.

All dies inszeniert die Presse unserer Länder — die sogar den Namen einer bürgerlichen Presse verwirkt hat — im Zeichen einer scheinheiligen Sorge um die Demokratie. Sie, die es jahrzehntelang sorgfältig vermieden hat, sich in die portugiesischen Zustände unter der Diktatur Salazars und Caetanos einzumischen, mischt sich heute in die inneren Verhältnisse Portugals ohne jede Hemmung ein. Sie erfindet zu diesem Zweck ein ganzes linguistisches System. Dessen Leitwort ist die Phrase vom Pluralismus. Allerdings demonstriert sie mit jedem Blatt, das ihr Leser aufschlägt, was sie unter Pluralismus versteht: jene Art von Pressefreiheit, die es zwanzig reichen Zeitungsbesitzern in Europa und Amerika erlaubt, uns ihre Meinungen aufzudrängen.

Die Unterzeichnenden, von denen einige die Verhältnisse in Portugal aus eigener Anschauung kennen, möchten mit dieser Erklärung dazu beitragen, daß jenes System der Nachrichten über Portugal als das erkannt wird, was es ist: als Propaganda. Die Journalisten unter den Lesern unserer Erklärung fordern wir auf,

ihren Kampf um die politische Mitbestimmung bei der Auswahl der Nachrichten und Kommentare ihrer Blätter fortzusetzen. Jeden denkenden Menschen erinnern wir daran, daß die geschlossene Meinungspressen in unseren Ländern nichts Neues ist: Wir kennen sie aus der historischen Erfahrung des Faschismus. Als demokratische sich zu tarnen, darf ihr nicht erlaubt werden.

James Aldridge, England; Alfred Andersch, Schweiz; Edward Bond, England; Roger Bordier, Frankreich (Mitbegründer Union des Ecrivains); Henri Deluy, Frankreich (Chefredakteur ACTION POETIQUE); Hans Magnus Enzensberger, BRD/Westberlin; Jean-Pierre Faye, Frankreich (Chefredakteur CHANGE); Erich Fried, England; HAP Grieshaber, BRD; Hans Werner Henze, BRD/Italien; Günter Herburger, BRD; Richard Hey, BRD/Westberlin; Friedrich Hitzler, BRD (Chefredakteur KÜRBISKERN); Alfred Hrdlicka, Österreich; Prof. Walter Jens, BRD; Alfred Kern, Frankreich; Heinar Kipphardt, BRD; Prof. Friedrich Knilli, BRD/Westberlin; Franz Xaver Kroetz, BRD; Alain Lance, Frankreich; Titina Maselli, Italien; Alberto Moravia, Italien; Prof. Michael Nerlich, BRD/Westberlin; Hans Erich Nossack, BRD; Pier Paolo Pasolini, Italien; Prof. Helmut Ridder, BRD; Franco Solinas, Italien; Michael Scharang, Österreich; Carlo Schellemann, BRD; Lorenza Tornabuoni, Italien; Peter Turrini, Österreich; Renzo Vespignani, Italien; Martin Walser, BRD; Peter Weiss, Schweden; Saul Yurkievich, Argentinien/Frankreich.

Elisabeth Endres
... weil Portugal uns angeht!

Als wir am 20. Juli in München abflogen, rief die Springerpresse den „Bürgerkrieg in Portugal“ aus; der Tenor war klar, Barrikaden und Chaos, das freiheitsliebende Volk erhebt sich gegen den kommunistischen Terror. Nach einem ruhigen Flug und einem ruhigen Zwischenaufenthalt in Lissabon saßen wir 24 Stunden später im Foyer eines Hotels in Albufeira, Algarve, Drei-Sterne mit Seeblick. „Nicht portugiesische“ Vertreter, ebenso nicht portugiesischer Treuhandfirmen und Bauträgergesellschaften vertrauten uns ihre Sorgen an. Es gibt Pleiten angesichts der mangelnden Lust der Freunde daheim, weiterhin in Portugal zu investieren. Schuld daran ist die sensationslüsterne, tendenziös entstellende, vor keiner Lüge zurückschreckende Presse, besonders jene der Bundesrepublik und Großbritanniens. Entrüstet erzählte ein Geschäftsmann, er sei am 11. März, dem Tag des Putschversuchs, nach England geflogen. Am Flughafen Lissabon, wo es doch so schlimm gewesen sein soll, sah er kaum Militär, hingegen in London schwerbewaffnete Soldaten wegen möglicher irischer Anschläge. Aber wie sieht es denn der, der unserer Presse glaubt? Ganz anders! Warum also dieses so schädliche Gezeter?

Die Frage blieb unbeantwortet, obwohl die Antwort auf der Hand liegt. In London werden law and order verteidigt, Unruhen und Störungen müssen heruntergespielt werden. In Portugal aber geht es um die konsequente Befreiung eines Volkes, das sich nach schweren Jahren brutaler Unterdrückung für den Sozialismus entschieden hat, und das, wenn man es gewähren läßt, ein Exempel dafür bilden könnte, daß auch unter schwierigsten ökonomischen Bedingungen hier in Westeuropa eine Gesellschaftsform möglich ist, die keine Ausbeutung kennt.

Wir haben im Algarve, vor allem später in Lissabon Gespräche geführt mit Arbeitern, mit Politikern, mit Journalisten (auch Redakteuren der Zeitung

„Republica“), mit Vertretern der MFA und der Parteien, am letzten Abend mit dem sympathischen Admiral António Alva Rosa Coutinho, der noch vor kurzem für sein Land nach Bonn gereist war. Die Eindrücke waren anfangs verwirrend, widersprüchlich; wir mußten uns anlügen lassen, mußten Aussagen vergleichen, die Wahrheit mühselig erfragen. Und dies alles, um zu erkennen, daß hier ein totaler Krieg um das Bewußtsein der Menschen geführt wird, dessen psychische Grausamkeit kaum vorstellbar ist. Die wahnwitzigsten Bilder des Kalten Krieges sollten die Ängste aus den Zeiten Salazars reaktivieren. Was nützt zur Fanatisierung mehr als ein Antikommunismus, der, von geschickten Manipulatoren eingesetzt, alles zerstört, was Hoffnung ist?

Admiral Coutinho sprach zu uns auch in Zitaten plakativ, vereinfachend möchte man sagen — aber das stimmt nicht: in Portugal ist die Sache einfach, die Fronten sind klar. Wenn Coutinho konstatiert, das Kapital habe kein Vaterland, so hat er einfach recht angesichts der unverblühten finanziellen Transaktionen, die auch die Form des Diebstahls annehmen können. Wenn er sagt, die Presse der kapitalistischen Länder stünde im Sold des Kapitals, so stimmt dies in bezug auf die Portugal-Berichterstattung. Ohne Komplikationen, ohne Zwischenstufen, ohne Ansprüche an geschickte medienwissenschaftliche Analysen.

Coutinho sagte auch dies: „Wenn die Revolution in Portugal mißlingt, wird das unser Land um zehn Jahre zurückwerfen und damit auch alle übrigen linken Bewegungen in Europa.“

Er kennt den Verlauf der Fronten. Der Krieg um das Bewußtsein wird auch in unserem Land geführt. Die Presse der Bourgeoisie will nicht nur das feed back nach Portugal, sondern auch eine Reaktion des „anständigen, human gesinnten“ Lesers:

„Hier wird von Kommunisten der wahre Sozialismus verfolgt, hier gefährden sie die Pressefreiheit, hier hat der Kreml wieder einmal zugeschlagen, und dabei glaubten wir doch wirklich durch die KSZE ...“ Das alles ist falsch, zugeschlagen hat das Kapital. Doch die Gespenster des Kalten Kriegs warten auf die Wiederbelebung und die Presse „im Sold des Kapitals“ möchte mit der infamen Lüge vom bösen, linken Portugal den Schmerz um Chile, das Entsetzen über Pinochet paralisieren. Der Tenor, der diesmal nicht nur aus der Springer-Presse kommt, lautet dann so: „Wenn erst der Goncalves und der Cunhal richtig an der Macht sind, dann wird gemordet, dann füllen sich die Stierkampfarenen mit Gefangenen.“ Angesichts solcher Prognosen schnappt selbst die Totalitarismus-Theorie an ihrer Perversion über.

Gegen den Terror der Lüge gibt es nur die Waffe der Wahrheit. Wir müssen über Portugal informieren und uns über Portugal informieren lassen. Eine Vorinformation ist wichtig: im Zweifelsfall hat die Berichterstattung in der bürgerlichen Presse kein anderes Ziel, als irrationale Ängste zu wecken. Wir müssen ihnen mit Rationalität begegnen. Das sind wir der Solidarität mit Portugal und auch uns schuldig.

Als wir von Lissabon zurückflogen, las ich in einer bundesrepublikanischen Zeitung den Bericht über das Urteil des Bundesverfassungsgerichts in Sachen Radikalerlaß. Meine Nachbarin fragte: Liest du was über Portugal? Die korrekte Antwort hätte gelautet: Ja, allerdings. Es hängt zusammen.

Klaus Fischer Portugals schwerer Weg

„Man möchte es dem schönen Lande und seinen sympathischen, fleißigen Menschen wünschen“, so der *Bayernkurier* am 22. 6. 74, „daß durch politisches Ungeschick nicht verlorengehe, was Salazar in den Jahren 1928 bis 1968 dort aufgebaut hat, der wenn auch harte, so doch große und weise Staatsmann ...“

Wie sah das hier zynisch gepriesene „Aufbauwerk“ nach 48 Jahren Faschismus aus? Fünf (Familien-)Finanz-Gruppen beherrschten rund 80 % der portugiesischen Wirtschaft, 94 % des Bodens waren im Besitz von 6 % der Grundeigentümer, ausländisches Kapital kontrollierte die gesamte Kfz-Produktion bzw. Montage, außerdem 81 % der Elektro-Industrie, 50 % des Bergbaus, 48 % der chemischen, 43 % der Papier-Industrie, 38 % des Maschinenbaus und 28 % der Textil-Industrie. Durchschnittslöhne von weniger als 3000 Escudos (ca. 300 DM) pro Monat hatten Portugal zum Profit-Paradies für Großkonzerne gemacht. Die PIDE (später DGS) sorgte für ein „günstiges“ Investitionsklima. Nach dem Vorbild und mit Hilfe der Gestapo in den Dreißiger Jahren gegründet und aufgebaut, verfolgte sie jegliche demokratische und gewerkschaftliche Aktivität. Mit Folter und Mord versuchte sie jeglichen Widerstand zu brechen. Kein Beamter konnte ohne ihre Zustimmung ernannt werden. Konzerne wie Hoechst, Bayer, BASF, Siemens, AEG, Bosch, Grundig und andere nutzten die „günstigen“ Bedingungen. 1973 investierten sie 815 Millionen Escudos, mehr als das britische und USA-Kapital zusammen. Die „sympathischen, fleißigen“ Menschen Portugals hatten allerdings nichts von ihrem Fleiß. Für sie war Portugal das „Armenhaus Europas“. Ihr Pro-Kopf-Einkommen war das niedrigste, die Sterblichkeit ihrer Kinder die größte und ihre eigene Lebenserwartung die geringste in Europa. 4 von 10 Portugiesen hatten weder Lesen noch Schreiben lernen können. Nur jeder Fünfte von ihnen hatte eine Unterkunft, die an das Abwassersystem angeschlossen war. Jeder Zehnte war gezwungen, im Ausland seinen Lebensunterhalt zu verdienen (vor allem in Frankreich und in der BRD). Fast die Hälfte des Staatshaushaltes diente zur Finanzierung des Kolonialkrieges, den das faschistische Regime seit 1961 gegen die Völker von Angola, Guinea-Bissau und Mozambique führte — unterstützt durch Waffen und „Experten“ der NATO-Partner. Dieses letzte große Kolonialreich der Geschichte hatte eine eineinhalbmal so große Bevölkerung und ein 23mal so großes Territorium wie das portugiesische „Mutterland“, das in Fläche und Einwohnerzahl etwa Bayerns Größe entspricht. Als Vorhut ihrer Völker errangen die Befreiungsbewegungen MPLA, PAIGC und Frelimo ständig größere Erfolge und befreiten weite Teile ihrer Länder, obwohl die portugiesischen Kolonialisten zuletzt mehr als 150 000 Soldaten gegen sie einsetzten. Die großen Opfer, die Ungerechtigkeit und Aussichtslosigkeit des Krieges wurden immer mehr einfachen Soldaten und Offizieren bewußt. Zudem verschlechterten sich angesichts einer Inflationsrate von zuletzt 27 % auch ihre Lebensbedingungen erheblich. Ein immer größerer Unmut machte sich breit, Befehlsverweigerungen, Desertionen und Rebellionen blieben keine Einzelerscheinungen. Der Widerstand begann, organisierte Formen anzunehmen. Unter größter Geheimhaltung trafen sich 1973 mehr als hundert junge Offiziere. Sie beschlossen, gemeinsam auf den Sturz der verhaßten faschistischen Diktatur hinzuarbeiten und konstituierten mehrere Kommissionen zur Ausarbeitung entspre-

chender Pläne. Das war die Geburtsstunde der Bewegung der Streitkräfte, der MFA. Sie hatte schon damals enge Kontakte zur zivilen Opposition. Deren Kern bildete die 1921 gegründete und 1926 zur illegalen Arbeit gezwungene Kommunistische Partei. Der PCP (Partido Comunista Portugues) war es trotz des Spitzelsystems der PIDE, trotz der Ermordung, Folterung und langjährigen Inhaftierung vieler ihrer Mitglieder gelungen, großen Einfluß unter Land- und Fabrikarbeitern wie auch in der Studentenschaft zu gewinnen. Mit anderen Antifaschisten, Radikaldemokraten, Sozialisten und linken Katholiken arbeiteten sie in der CDE, der Demokratischen Wahlkommission, zusammen, die zuletzt unter halblegalen Bedingungen wirken konnte. Ebenfalls halblegal organisierte die 1970 unter maßgeblicher Beteiligung kommunistischer Gewerkschafter gebildete Gewerkschaftszentrale „Intersindical“ den einheitlichen Kampf der portugiesischen Arbeiter. Ihre Gründung war Ergebnis des erfolgreichen Kampfes fortschrittlicher Arbeiter in den faschistischen Gewerkschaften, denen es gelang, die Faschisten in einer sehr großen Anzahl dieser Gewerkschaften aus nahezu allen Positionen zu entfernen, diese in echte Kampforgane der Arbeiter zu verwandeln und schließlich zur „Intersindical“ zusammenzuführen. Die Kampagne der CDE im ganzen Lande anlässlich der Pseudo-Wahlen zur Nationalversammlung im Herbst 1973 und die im Anschluß daran sich ausbreitende Welle von Streiks im ganzen Land schufen das Klima, in dem die fortschrittlichen Offiziere die Stunde für gekommen hielten, um der ältesten faschistischen Diktatur der Welt den entscheidenden Schlag zu versetzen. Innerhalb von wenigen Stunden am frühen Morgen des 25. April 1974 brach unter ihrem Angriff das morbide Regime des Salazar-Nachfolgers Caetano zusammen. In ihrer ersten Erklärung richtete die Bewegung der Streitkräfte an alle Portugiesen „den dringenden Appell zur ehrlichen, klaren und entschiedenen Mitwirkung am öffentlichen nationalen Leben“. Sie forderte alle — ungeachtet der von ihnen eingenommenen sozialen Stellung — auf, „durch ihre Arbeit und friedliches Zusammenleben die notwendigen Voraussetzungen für die Festlegungen einer Politik in kurzer Zeit zu garantieren, die zur Lösung der schwierigen nationalen Probleme führt, und zu Harmonie, Fortschritt und sozialer Gerechtigkeit, die unverzichtbar sind, sowie zur Erlangung eines Platzes unter den Nationen, auf den Portugal ein Recht hat“. In der gleichen Erklärung wurden die ersten Maßnahmen der zunächst eingerichteten „Junta der nationalen Errettung“ bekanntgegeben: Absetzung des Präsidenten, Auflösung der Nationalversammlung und des Staatsrates, Absetzung aller Gouverneure, Auflösung der ANP (der faschistischen Staatspartei), Abschaffung der GDS, der Portugiesischen Legion (faschistische Parteililiz) und der faschistischen Jugendorganisationen, sofortige Amnestierung aller politischen Gefangenen, Wiedereinsetzung der aus politischen Gründen entlassenen Beamten, Abschaffung der Zensur, Säuberung der Streitkräfte, der Nationalgarde und der Polizei von faschistischen Parteigängern. Darüber hinaus wurde eine politische Lösung der Kolonialfrage angekündigt.

Angekündigt wurde schon hier „eine neue Wirtschaftspolitik, die dem portugiesischen Volk, insbesondere den Bevölkerungsschichten dient, die bis jetzt am meisten benachteiligt waren, wobei als Hauptsorge der sofortige Kampf gegen die Inflation und die übermäßige Höhe der Lebenshaltungskosten betrachtet

wird, was notwendigerweise eine antimonopolistische Strategie bedeuten wird“, und „eine neue Sozialpolitik, die in allen Bereichen hauptsächlich die Verteidigung der Interessen der arbeitenden Klassen und eine fortschreitende, aber rasche Zunahme der Lebensqualität für alle Portugiesen zum Ziel haben wird.“

Die freie politische und gewerkschaftliche Betätigung wurde gewährt. In unerwartet großer Schnelligkeit wurde seitdem diese tiefgreifende antifaschistische, demokratische Umwandlung der portugiesischen Gesellschaft vorangetrieben. Banken und Versicherungen, die zusammen 70 % des Aktienkapitals kontrollierten, wurden verstaatlicht, ebenso eine große Anzahl bedeutender Konzerne im Bereich der Metall-, Elektro-, Energie-, Zement-, Tabak- und Papier-Industrie, des Transportwesens und des Einzelhandels.

Die Arbeiter und Angestellten wurden direkt an der Leitung der verstaatlichten Sektoren beteiligt. Landarbeitern und kleinen Bauern wurde das Land übergeben, das nach dem Gesetz über die Beschränkung des Grundbesitzes (50 Hektar bei bewässertem, 500 Hektar bei unbewässertem Land) enteignet worden war. Das Prinzip der Einheitsgewerkschaft wurde gesetzlich fixiert, ebenso Mindestlöhne (z. Z. 4000 Escudos pro Monat), Höchst Einkommen (35 000 Esc.) und die Preise einer Reihe von Waren. In einer von der MFA ausgehenden Kampagne der „kulturellen Dynamisierung“ bemühen sich zahllose Trupps von Soldaten und Studenten, den Analphabetismus zu beseitigen und die sanitäre Versorgung der Bevölkerung zu verbessern. Alvaro Cunhal, Generalsekretär der PCP, charakterisierte diese Situation nach der Verstaatlichung der Banken und Versicherungen als „den Beginn tiefgreifender demokratischer Umwandlungen in der portugiesischen Wirtschaft. Zum erstenmal kann man mit Sicherheit feststellen: Für das portugiesische Volk ist die Errichtung eines demokratischen Regimes, das den Weg zum Sozialismus bahnt, innerhalb kurzer Zeit erreichbar.“ Die oben angeführten Maßnahmen zur Überwindung aller Überbleibsel des Faschismus und der Entfernung seiner Wurzeln mußten von Beginn an und müssen auch noch heute gegen den erbitterten Widerstand des in- und ausländischen Großkapitals und seiner politischen Sachwalter durchgesetzt werden. Durch Land- und Betriebs-Stillegungen, durch Kapitalflucht und die Versuche, in bestimmten Bereichen der Wirtschaft nach chilenischem Vorbild Streiks anzuzetteln, durch Boykottmaßnahmen (z. B. im Bereich des Tourismus) und Versuche wirtschaftlicher Erpressung durch das kapitalistische Ausland sollte und soll das Klima für einen konterrevolutionären Putsch bereitet werden. Doch die Rechnung ging nicht auf. Zwei Putschversuche (am 28. 9. 74 und am 11. 3. 75) scheiterten an der einheitlichen und entschlossenen Abwehr des fortschrittlichen Militärs und der Bevölkerung. Diese Einheit war und ist Garant des Fortschreitens der revolutionären Entwicklung. Als Ausdruck dieser Einheit muß auch das von MFA, der PCP, der Portugiesischen Demokratischen Bewegung (MDP), der Sozialistischen Partei (PSP) und der Demokratischen Volkspartei (PPD) und anderen Parteien unterzeichnete Verfassungs-Abkommen angesehen werden, auch wenn sich heute die Führungen von PSP und PPD in der Praxis von diesem Dokument distanzieren. Es war Grundlage der Wahlen zur Verfassungsgebenden Versammlung, enthält bereits Grundzüge der künftigen Verfassung und legt fest, daß „die Verfassung die Prinzipien der Bewegung der Streitkräfte,

die im Verlaufe des Prozesses legitim erworbenen Errungenschaften sowie die Programmpunkte enthalten (muß), die aus der revolutionären Dynamik hervorgegangen sind, die das Land offen und unumkehrbar auf den Weg eines portugiesischen Sozialismus geführt haben“!

Weit über 80 % der Bevölkerung sprachen sich daraufhin in den Wahlen für die Parteien aus, die auf der Grundlage dieses Abkommens kandidierten und stimmten damit für eine Entwicklung in Richtung Sozialismus. In der Folgezeit bis heute versuchen die Parteispitzen von PSP und PPD allerdings aus der Tatsache, daß ihre Parteien die meisten Stimmen auf sich vereinigen konnten, ein Mandat zur Bestimmung der portugiesischen Politik abzuleiten, unter völliger Mißachtung der klaren anderslautenden Aussagen des von ihnen unterzeichneten Verfassungs-Abkommens.

Einen absoluten Höhepunkt fand ihre vom kapitalistischen Europa unterstützte Kampagne zur Diskreditierung der MFA und der PCP anlässlich des Konflikts in der Zeitung „Republica“ und nach der Veröffentlichung des Politischen Aktionsplans des Revolutionsrates. Ein Arbeitskonflikt mit anschließender Besetzung und Übernahme der Zeitung „Republica“ durch ihre Belegschaft wurde als Versuch der Gleichschaltung der von einem führenden PSP-Mitglied herausgegebenen Zeitung durch die PCP und ihr angehörende Drucker verleumdet. Abgesehen von der Tatsache, daß von den 150 Angestellten nur 5 Mitglieder der PCP sind und sich die Aktion der Belegschaft gegen das Abdrucken nachweislich gefälschter „Dokumente“ über die MFA und die PCP wie auch gegen drohende Massenentlassungen wandte, kann man mit Georges Seguy, dem Generalsekretär der französischen Gewerkschaft CGT, nur „erstaunt“ darüber sein, „daß fanatische Anhänger der Selbstverwaltung an dieser offensichtlich selbstverwalterischen Reaktion Anstoß nehmen“.

Auf die Veröffentlichung des erwähnten Aktionsplans reagierten PSP- und PPD-Führung und -Minister mit ultimativen Revisionsforderungen und dem demonstrativen Verlassen der Regierung. PSP-Vorsitzender Soares drohte mit der „Paralysierung“ des Landes, der Aktionsplan richte sich gegen einen „freihetlichen, demokratischen Sozialismus“ und führe zur „Diktatur“. Als die MFA den Plan bestätigte und Ministerpräsident Goncalves ihr Vertrauen aussprach, trat Soares auf einer Reihe von Großveranstaltungen mit hemmungsloser antikommunistischer Demagogie gegen die MFA und die sie unterstützende PCP auf. Der Zulauf, den er sich erhofft hatte, blieb allerdings aus, das Gros der Teilnehmer seiner Veranstaltungen wurde von Reaktionären, Faschisten und einigen ultralinken Gruppierungen gestellt, was selbst bürgerliche Blätter wie die FAZ und die SZ mit Bedauern feststellen mußten. Diese Kräfte nutzten den Antikommunismus von Soares zu Anschlägen auf Soldaten, Kommunisten und ihre Büros. „Zudem“, so weiß der links-sozialdemokratische Berliner *Extra-Dienst* am 22. 7. zu berichten, „bröckelt die Parteibasis ab: es gibt kaum Beitritte zur Partei, dafür aber Austritte. Der spektakulärste erfolgte am Sonntag: Die SP verließ der Präsident des Portugiesischen Schriftstellerverbandes, der in einer Erklärung festhalten ließ, daß er „die unerträgliche Demagogie des Mario Soares und seiner Anhänger im Parteivorstand nicht mehr länger mit meinem Namen und dem der portugiesischen Schriftsteller decken kann““.

Nur noch als pure Demagogie kann man in der Tat die Äußerungen von Soares bezeichnen, wenn man sich der Mühe unterzieht, den von ihm inkriminierten Aktionsplan mit der wiederholt bestätigten Grundsatzerklärung der PSP von 1973 zu vergleichen. Strebt der Revolutionsrat eine „sozialistische Gesellschaft“ an, „die durch die Kollektivierung der Produktionsmittel erreicht wird, in der alle Formen der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen abgeschafft werden und in der alle Individuen gleiche Bildungs-, Arbeits- und Förderungsmöglichkeiten haben, ohne Unterschied der Herkunft, des Geschlechts, des religiösen Glaubens oder der Ideologie“, so spricht das Grundsatzdokument der PSP von dem anzustrebenden „Aufbau einer klassenlosen Gesellschaft“, die „nur durch die Errichtung der Macht der Arbeiter erreicht werden kann, und zwar im Rahmen der Kollektivierung der Produktions- und Verteilungsmittel . . .“ Auf die schärfste Ablehnung des PSP-Führers stößt der Wille der MFA, „daß das gesamte portugiesische Volk aktiv an seiner eigenen Revolution teilnimmt, weshalb sie mit allen einheitlichen Basisorganisationen Verbindung aufnehmen und sie entschlossen unterstützen wird . . .“ Nach diesen Vorstellungen sollen die „Basisorganisationen“ den „Keim“ einer „direkten Demokratie“ bilden. Über sie soll die Bevölkerung an der öffentlichen Verwaltung teilnehmen und die Kontrolle der Organe des Staatsapparates wahrnehmen. Die Existenz der Parteien wird dadurch nicht überflüssig oder von der MFA negiert. Im Gegenteil. Vor allem sie sollen zur „Bewußtseinsbildung und Mobilisierung der Massen“ dienen und die Verbindung zwischen repräsentativen (Parlament) und direkten Formen (Basisorganisationen) der Demokratie herstellen. Entsprechende Forderungen finden sich unter Punkt 3 der Grundsatzklärung der PSP, wonach eine „Synthese“ erstrebt wird zwischen der „Ausübung der Macht durch aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen repräsentativen Delegierten“ und „lokaler Demokratie, direkter Demokratie an der Basis, gewerkschaftlicher Initiative, Arbeiterräte, Genossenschaften und Selbstverwaltung“. Soares und seine Gefolgschaft in der Spitze der PSP müssen mit ihrer Politik mittlerweile zu der „Richtung jener Bewegungen“ gerechnet werden, „die sich sozialdemokratisch oder sogar sozialistisch nennen, und doch nur, bewußt oder faktisch, die Strukturen des Kapitalismus beibehalten und den Interessen des Imperialismus dienen.“ Diese „Richtung“ lehnt die PSP im vorstehend zitierten Punkt 7 ihrer Grundsatzklärung ab. Jene, die diese Erklärung noch als Grundlage ihres Handelns betrachten, finden zwangsläufig auch in dem Aktionsplan des Revolutionsrates „programmatische Definitionen und eine Plattform des Handelns, um die sich all diejenigen vereinigen sollen, die bereit sind, für den Aufbau eines demokratischen Portugal und einer sozialistischen Gesellschaft zu kämpfen und zu arbeiten“; so die Einschätzung des MFA-Dokuments durch die PCP.

Die Antifaschisten, Radikal-Demokraten, Sozialisten und Kommunisten der Bunderepublik können durch ihre objektive Information über die Entwicklung in Portugal, durch den Protest gegen jegliche Einmischung in diese Entwicklung vom Boden der BRD aus einen wichtigen Beitrag der Solidarität zu dem schweren Kampf der fortschrittlichen Kräfte Portugals gegen die Umtriebe der Reaktion leisten. Um auf das Eingangszitat zurückzukommen: Man möchte es dem schönen Lande und seinen sympathischen, fleißigen Menschen wünschen.

Hannes Stütz Menschen, Informationen und Frechheiten

1. Während ich schreibe, diskutiert der Bundestag über die Ergebnisse der KSZE. Die Regierungskoalition begrüßt sie. Die CDU/CSU fordert in einem Entschließungsantrag, die Schlußdokumente nicht zu unterzeichnen. „Ein Unbehagen geht durch Europa“, diagnostiziert der Bayer aus Rott am Inn. Der Herrenreiter an der CDU-Fraktionspitze spricht von einer weltweiten Täuschung. Onkel Alois streckt von der Bundestagstribüne wie aus dem Gefechtsstand eines HS-30-Schützenpanzers der Regierung die Kumpelhand entgegen: Unser Nein ist für Euch wertvoller als alles Gerede hier. Die Dackelfalten des Außenministers glätten sich triumphierend: Die deutsche Frage sei offengehalten. Der in Fragen kommunistischer Weltbewegung immer bestens informierte FAZ-Spezialist schreibt am nächsten Tag: „Nicht nur die deutsche Frage und die europäische Option sind offen, sondern alle Entwicklungsmöglichkeiten. Nur auf den Willen kommt es an.“

Die Welt wieder einmal als Wille und Vorstellung. Hatten wir das nicht schon öfters? Und gerade vom deutschen Großkapital, das im ganzen 20. Jahrhundert unrühmlich Geschichte macht, indem es Geschichte vergeblich zu korrigieren versucht? Da beschleicht einen beinahe Dankbarkeit, wenn ein Bonner Außenminister zu der Feststellung gelangt, die Zeit bis zum Bau der Mauer habe „gegen uns“ gearbeitet. Warum und gestützt auf welche Realitäten „die deutsche Frage“ allerdings heute „offen“ sein soll, dieses Geheimnis blieb auch in dieser Sitzung ungelüftet. Es gehört in den Bereich der lemminghaften Züge des deutschen Großkapitals wider die großen Ströme, die die Völker Europas und der Welt so sehr schätzen gelernt haben.

So ist insgesamt doch Befriedigung über aufkommenden Realitätssinn anzumelden: Bei aller Unverblümtheit, mit der der Außenminister der Opposition entgegenhielt: Wir mußten unterschreiben, sonst hätten wir uns international völlig isoliert — sie haben unterschrieben. Die Zwangslage schlägt sich auch in der FAZ nieder, die am 28. 7. 75, drei Tage nach dem oben angeführten Spezialisten-Zitat, lapidar leitartikelt: „Das ganze Konferenzunternehmen war überflüssig.“ Ja was denn nun? Alle Entwicklungsmöglichkeiten offen? Oder überflüssig? Oder beides? Also mit der Unterschrift die Ankündigung der Sabotage der Konferenzergebnisse gleich mitgeliefert? Vielleicht mit der Begründung, die Sowjetunion, die DDR und die anderen sozialistischen Staaten, die Motoren der europäischen Sicherheit und Zusammenarbeit, hätten sich mit der erfolgreichen Durchführung der Konferenz bereits in die äußeren Angelegenheiten der westdeutschen Monopole eingemischt? Die Reaktionäre der schwärzeren Schattierungen sind in ihren Tiraden von solchem Aberwitz nicht weit entfernt.

2. Der Vizepräsident des Deutschen Bundestages, Dr. Richard Jaeger, CSU (Kopf-ab-Jaeger), sieht im April 75 in der KSZE eine „doppelte Falle“; er wechselt im Mai das Bild mit dem Ruf: „Schleunigst die Bremse treten!“ Der Bayern-

kurier weiß schon eine Woche vor der FAZ: „Der KSZE größter Erfolg wäre gewesen, wenn sie nicht stattgefunden hätte“ (21. 6. 75). Hupka, CDU-MdB und „Schlesier“-Vorsitzender, Vize des Bundes der Vertriebenen (BdV), bekommt im Juni das innere Zittern: Da sich die Staaten verpflichten, keinerlei Forderungen zu erheben oder Handlungen auszuführen, durch die sie sich des Territoriums des anderen bemächtigen könnten, „kann das doch nur bedeuten, daß hier ... nicht nur der tatsächlich ausgeübte Anschlag ... sondern auch der verbale Anschlag zu verstehen ist“. Und als weitsichtiger Staatsmann erkennt er: „Die Inanspruchnahme unseres Wiedervereinigungsgebots und des Rechts auf Selbstbestimmung könnte von der Gegenseite so ausgelegt werden, daß wir einen Anspruch auf das Territorium eines souveränen Staates erheben, sei es die DDR, sei es die Volksrepublik Polen“ (Der Schlesier 27. 6. 75).

Um Begriffsstutzigen aufs Fahrrad zu helfen, verkündet Hupka am 21. 7. vor der Freiburger CDU, es gehe bei der Ablehnung der Beschlüsse der KSZE um die Wiederherstellung Deutschlands in den Grenzen von 1937. Als aktuelles Gebot der Stunde fordert er dabei, die „deutsche Frage weiterhin offen zu halten“. Bekannt?

Hier sollen keineswegs die gewichtigen Unterschiede in der Haltung der Regierung und der Opposition verwischt, aber mit allem Nachdruck auf grobe Widersprüche bereits in den Worten selbst, und noch mehr zwischen Taten und Worten der Regierung hingewiesen werden. Mit Zucker an Hupka, Strauß und Company ist das Konzept der Entspannung früher oder später im Eimer.

Man erinnert sich dabei an den hinhaltenden Widerstand auch der SPD-Führung gegen das Konferenzprojekt. Im Kreise der NATO-Staaten versuchte vor allem die Bundesregierung immer wieder, Beginn und Verlauf der KSZE aufzuhalten und zu verzögern. Der erste Prügel in den Konferenzweg war die unlogische Forderung, zunächst nicht über die politischen, sondern über die militärischen Aspekte der europäischen Sicherheit zu diskutieren — als entstünden nicht militärische Konfrontationen im allgemeinen aus politischen Konflikten. Dann versuchte man, die gleichberechtigte Teilnahme der DDR zu verhindern. Schließlich wurde eine befriedigende Westberlin-Regelung zur Vorbedingung der Aufnahme der Beratungen gemacht. Die Liste ließe sich beliebig verlängern. Sie zeigt, daß der Weg nach Helsinki keine Promenade war und daß es der ganzen Kunst sozialistischer Diplomatie und viel öffentlichen Nachdrucks bedurfte, ihn zu ebnen.

Die jetzt von den europäischen Staaten anerkannte Grundlage für eine dauerhafte Sicherung des Friedens in Europa besteht in der Achtung der Unverletzlichkeit der bestehenden Grenzen sowie der territorialen Integrität eines jeden Staates, in der Enthaltung von der Androhung oder Anwendung von Gewalt, dem Prinzip der friedlichen Regelung von Streitfällen, in der Gleichheit und Achtung der Souveränität der Staaten, ihrer Gleichberechtigung und des Selbstbestimmungsrechts ihrer Völker, der Achtung der Menschenrechte und der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten, in der Schaffung eines Systems der für alle europäischen Staaten vorteilhaften Zusammenarbeit in den Bereichen der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Kultur und Technik sowie der Umwelt.

Nie zuvor in der europäischen Geschichte gab es eine Konferenz, bei der alle

Staaten des Kontinents gleichberechtigt an einem Tisch saßen, bei der nicht etwa über Kriegsfolgen und Einflußsphären wie 1815 in Wien und 1919 in Versailles, sondern über die Normen ihres friedlichen Zusammenlebens beraten und beschlossen wurde.

Es ist erbarmungswürdig, wie das nicht zu verhindernde Faktum Helsinki jetzt bei uns von Regierung, Diplomatie und bürgerlicher Presse nahezu unisono heruntergespielt wird — „unverbindliche Absichtserklärung“, „Palaver“, „Schau“, „Windei“, „Maus im Korb“, „Allgemeinplatz“. Der Ärger versteckt sich in gespielter Heiterkeit, die Wut wälzt alle Wörterbücher nach Synonymen für „verpflichtet zu nichts“. Auf ganz anderer Ebene war uns kurz vor Helsinki ein ähnliches Schauspiel krampfhafter Meinungsmache beschert: Beim Weltalttreffen Sojus-Apollo, wo ohne die sachlichen Wertungen amerikanischer Kommentatoren beim Fernsehzuschauer der Eindruck hätte entstehen können, ein Weltraumfuzur würde übertragen.

Was da wem nicht schmeckt, ist klar. Bedürfte es eines Beweises für den Sinn und die Notwendigkeit einer europäischen Sicherheitskonferenz, ihre Vorgeschichte und die Reaktionen der Herrschenden der Bundesrepublik lieferten ihn nebenbei. Klar wird dabei auch, wieviel demokratische Bewegung nötig sein wird, um ihr schon sichtbares „Außer Spesen — nichts gewesen“-Konzept durchkreuzen zu helfen.

3.

Was ist der Kern der eleganten diplomatischen Formulierung von der „offenen deutschen Frage“? Sie von der theoretisch denkbaren, in der Schlußakte von Helsinki auf bundesdeutsches Drängen erwähnten abstrakten Möglichkeit friedlicher Grenzveränderungen in Europa abzuleiten, ist unmöglich, weil bereits im Anspruch auf eine „offene deutsche Frage“ die Leugnung der Souveränität der DDR, der Anspruch auf ein ganzes fremdes Staatsgebiet samt Bevölkerung und Wirtschaftspotential enthalten ist. Im Widerspruch zu völkerrechtlich gültigen Verträgen drückt sich darin blanke Machtspekulation aus. Zu Ende gedacht, stellt sie eine vorweggenommene Kriegserklärung für den ersehnten Fall „besserer“ Zeiten dar.

Die arbeitenden Menschen unseres Landes scheinen sich so etwas nicht mehr vorstellen zu können, weil sich der Charakter der Herrschaft in der Bundesrepublik über weite Strecken einer spontanen Erkenntnis entzieht und weil die innere und die außenpolitische Entwicklung der sozialistischen Länder, vor allem der Sowjetunion, militärische Abenteuer in Europa seit 30 Jahren mit immer offensichtlicherem Erfolg vereitelt — was in diesem Land aber niemand wissen soll. Die Abgründe und Hinterhalte, in die wir geführt werden sollen, sind von erfahrenen Landschaftskünstlern verpackt und zu einer ausgewogenen Mittelgebirgslandschaft abgerundet. Nur an einigen schwächeren Stellen stoßen immer wieder scharfe Kanten durch, von denen die Fremdenführer dann erzählen, sie seien absolut untypisch für unsere Landschaft.

Dabei beschränkt sich der ausladende Drang unserer Machthaber keineswegs auf die östliche Richtung. Was rundum nicht ganz so tanzt, wie die westdeutsche Pfeife will, bekommt seinen Anpiff — aber wörtlich. Vor allem der außenpoli-

tische Wartestand-Noske Leber hat noch allemal ein paar Triller im Spind, wenn die Niederlande, Dänemark, Großbritannien, Frankreich oder andere es wagen, ihre Rüstungsausgaben zu kürzen. Im Juni dieses Jahres rüffelte er öffentlich die verteidigungspolitischen Vorstellungen des französischen Staatspräsidenten. Zwei Tage später hielt sich der Brave mit der orangenen Stecknadel im Revers bei den Kanadiern auf, die ihr Besatzungskontingent von 5000 Mann in der Bundesrepublik nur noch mit leichten Waffen ausrüsten wollten. Leber „erläuterte ihnen, daß sich Kanada . . . diese Reduzierung nicht leisten können“, weil diese „Absichten den Sicherheitsvorstellungen . . . der Bundesrepublik entgegen zuwiderlaufen“ (FAZ, 7. 6. 75). Neuerdings hat er die französischen Pluton-Atomraketen entdeckt, die er gerne in der Bundesrepublik stationieren möchte, um sie direkter auf „die offene deutsche Frage“ richten zu können. Die größte Sorge um unsere Sicherheit, die diesen vom Rüstungskapital durchprogrammierten Biedermann treibt, ist die Sicherstellung, daß „wir“ auch frühzeitig genug und als erste Atomwaffen einsetzen. „Wir“ haben zwar — glücklicherweise — gar keine, dafür aber lange Arme und eine vergleichsweise harte Währung. Einige westliche Staatsmänner müssen sich unter diesem Eindruck offensichtlich die Anrempelungen unserer Offiziellen gefallen und sich scheinbar auch inspirieren lassen, was sie auf dieser oder jener Konferenz zu sagen haben.

Dazu paßt die Berichterstattung der großbürgerlichen Presse über politische und soziale Prozesse in unseren westlichen Nachbarländern. Sie ist fast durchgehend und in wachsender Schärfe von einer unerträglichen Anmaßung, die sich kaum mehr um die primitivsten Höflichkeitsformen bemüht, um darin ihre oberlehrerhafte, reaktionäre Besserwisserei zu verpacken. „Ihr solltet uns mal Ordnung schaffen lassen, wir wissen schließlich, wie man mit Kommunisten verfährt“, heißt der Generalbaß dieser Freikorps-Kapellen.

Doch „wir“ bleiben nicht etwa bei Europa stehen. Am 26. 7. 75 schrieb die FAZ über „Die aggressive dritte Welt“, zwar *schien es noch* selbstverständlich, daß jeder Staat sich die ihm angemessen scheinende Wirtschaftsordnung geben und die volle Souveränität über seine natürlichen Ressourcen ausüben solle. Dies würde aber bedenklich, wenn aus dieser Souveränität das Recht auf Verstaatlichung und Enteignung abgeleitet werde. Die „lendenlahmen Reaktionen der westlichen Welt“ auf solche Vorkommnisse zeugten von dem fehlenden gemeinsamen „entwicklungspolitischen“ Konzept.

Wie zu sehen ist, versucht sich der Welt ein neuer „Ordnungsfaktor“ mit „Konzept“ anzubieten. Der ökonomische Riese mit dem kriegsbedingten politischen Zwergwuchs hat bodybuilding getrieben und läßt den Bizeps spielen. Großbundesrepublik erwacht — pardon, Deutschland muß es heißen, BRD ist verboten. Als Fernsehkommentator würde ich jetzt fliegen. Wenn Mitglieder der Bundesregierung nach dem gewachsenen politischen Einfluß der BRD gefragt werden, gehen ihre Mundwinkel verschämt nach oben und gebremstes Leuchten durch die Augen: Man tue sein Bestes, das sei nur natürlich, aber es habe seine Grenzen.

Wir möchten nicht so bescheiden sein. Wir möchten unbeschränkten Einfluß für unser Land — im Sinne von Völkerverständigung, Respekt und Solidarität. Das ist unser nationaler Ehrgeiz. Er ist das genaue Gegenteil des Versuches, unsere ökonomisch schwächeren westlichen Nachbarn zu dominieren. Er ist unverträg-

lich mit der imperialistischen Marschroute, die die FAZ vom 2. 8. 75 angesichts der erfolgreichen KSZE und der bröckelnden NATO ausgibt: Das „Gleichgewicht“ in Europa lasse sich nur bewahren, wenn „der Westen“ an einer Desintegration des „Moskauer Blocks“ mitwirke. „Aber“, wird bedauernd festgestellt, „im europäischen Hinterhof der Sowjetunion herrscht Ruhe“.

Wir müssen uns nicht für die Sprache unserer Monopole entschuldigen, sie kann nicht immer vornehmer sein als ihre Ziele. Mit den nationalen Interessen unserer Bundesrepublik haben sie nichts zu tun. Schließlich sind es die Monopole und ihre Parteien, die um US-Besatzungstruppen betteln, die Zeter und Mordio schreien über jede westliche Rüstungsbeschränkung, und sei sie ein kaum wahrnehmbarer Winzling.

Die einzige deutsche Frage, die noch offen ist, ist die Überwindung der Macht des westdeutschen Großkapitals.

4.

Das Aufkommen an ‚Regimekritikern‘ aus den sozialistischen Staaten war in den letzten Monaten der Vorbereitung der Abschlußkonferenz von Helsinki eher bescheiden. Möglicherweise verursachten die laufenden Enthüllungen und Untersuchungen gegen die Mord- und Totschlag GmbH des CIA organisatorische Schwierigkeiten, das Fähnlein vollständig antreten zu lassen. Manchem bürgerlichen Journalisten schien außerdem bei der Anrichte der wenigen Lieferungen die rechte Prophetenstimmung nicht aufkommen zu wollen — oder die Meister des Falsetts waren gerade auf Großwildjagd in Südafrika.

Diese vorübergehende Schwäche wurde allerdings wettgemacht durch einen groß angesetzten Auftritt des Untergangs- und Kriegsapostels A. Solschenizyn in Washington. Daß sein Stück vor Helsinki wieder auf den Spielplan kommen würde, konnte niemanden überraschen. Überraschend für manche seiner Fürsprecher war vielmehr, wie weit dieser grausige Mann mit dem Leben der Völker seinen besessenen Ernst treibt: „Was gegen den Kommunismus ist, ist für die Menschlichkeit“, die ganze Existenz der Sowjetunion beruht von Anfang bis Ende auf der wirtschaftlichen Hilfe durch den Westen („Nur das, was Gott von allem Beginn in die russische Erde gegeben hat, das ist es, was wir verkaufen“), die KSZE ist das Massengrab für die osteuropäischen Länder, in Vietnam beginnt jetzt mit dem Wiederaufbau der Völkermord, die Allianz gegen Hitler war „prinzipienlos“, die Westmächte hätten 1945 sofort gegen die Sowjetunion durchmarschieren sollen. Spätbürgerliche Filmphantasien degradiert er zu einfalllosen Gute-Nacht-Geschichten, wenn er als der leibhaftige Exorzist („Ich aber sage Ihnen . . .“) zu Ende und Abbruch aller Entspannung ruft.

An Biertischen der alten Nazi-Kameraderie mag diese Sprache gang und gäbe sein, vom Medien- und Propagandapparat des reaktionärsten Teils der internationalen Großbourgeoisie auf die weltpolitische Bühne gehoben, macht sie frösteln. Die Inkonsistenz der realistischen denkenden Teile der Großbourgeoisie und ihrer publizistischen Sprecher wendet sich hier in fataler Weise gegen ihre eigene politische Linie. Gemeinsam mit den reaktionärsten, faschistischen Kräften auch in unserem Land haben sie geholfen und helfen weiter nach Kräften mit, alle Monomanen zwischen Wladiwostok und Helmstedt aufzuspielen

und in die Rittertracht gegen Tod, Teufel und Unfreiheit einzukleiden. Ist der papierene Ritter erst geboren, fordert er Tribut für des Kaisers neue Kleider, bis hin zu dem Punkt, wo einige seiner Väter eigentlich mit dem Finger zeigen und rufen müßten: Er ist ja nackt.

Selbst der Präsident der Vereinigten Staaten wird so, nicht etwa durch Solschenizyn, sondern durch die reaktionärsten Kreise der USA, in die Lage gebracht, am Straßenrand halb Kratzfuß und halb Zeigefinger machen zu müssen.

Die Zeit, sich selbst als Inbegriff weltoffener Liberalität verstehend, auch durchaus zu den publizistischen Verfechtern einer Entspannungspolitik zu zählen, aber immer in vorderster Front, wenn es in Sachen Antikommunismus einen osteuropäischen Neuzugang zu adeln oder verblaßte Insignien dem Frischebad zuzuführen gilt, muß ihr Idol desavouieren, schreckt aber immer noch vor den Schlußfolgerungen zurück und versucht zu retten, was zu retten ist: „Es sollte die Wirkung dieses säkularen Werkes nicht beeinträchtigen, daß Solschenizyn jetzt einige Gesichtspunkte nicht bedenkt, an denen die westliche Außenpolitik nicht vorbeigehen kann“ (1. 8. 75). Vornehmer geht's nimmer.

Der Fall zeigt beispielhaft, daß sich eine konsequent durchdachte und geführte Entspannungspolitik letzten Endes nicht mit Antikommunismus verträgt. Er führt vor, daß Außenpolitik gegenüber den sozialistischen Staaten nicht länger Vorstufe oder Ersatz für nicht mehr durchführbare kriegsrische Handlungen sein kann. Im Interesse des Weltfriedens und des menschlichen Fortschritts gilt es, die Auseinandersetzung mit der Idee und der Realität des Sozialismus geistig und im Wettstreit um die gerechteste Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft zu führen.

Neben der Unverletzlichkeit der bestehenden Grenzen, der Enthaltung von der Androhung oder Anwendung von Gewalt erweist sich so die Achtung der Souveränität der Staaten und die Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten mit als tragendes Prinzip einer weiterführenden Entspannungspolitik. Darin ist auch die Voraussetzung enthalten, Menschenrecht und -würde zu verteidigen, zu erringen, immer vollständiger zu verwirklichen.

Sicher gibt es unter den Lesern dieser Zeitschrift unterschiedliche Meinungen zu folgender Feststellung: Neben der Inhumanität der Aussagen z. B. eines Solschenizyn gibt es außerdem auch noch den persönlichen Aspekt, daß es unserer Auffassung von menschlicher Würde widerspricht, jemanden, der sich, dies einmal zu seinen Gunsten angenommen, über die reale Bedeutung seiner Worte nicht im klaren ist, immer weiter aufzustacheln und zur Schau zu stellen.

Es ist zu erwarten, daß verschiedene Leute auch in der BRD in Umkehrung der Ergebnisse der KSZE nicht darauf verzichten wollen, die Legalität und Humanität der sozialistischen Gesetzlichkeit in Frage zu stellen und den Ausverkauf an Freiheits- und Menschlichkeitsdemagogie bis zum letzten Drücker zu verlängern. Je eher und je zahlreicher wir den Mißbrauch unserer Solidarität verweigern, desto größer ist der Nutzen für Freiheit und Menschenrechte.

5.

Buchstäblich alles, was an Recht und Freiheit bei uns (noch) existiert, ist diesem

System durch den traditionsreichen Kampf von Generationen deutscher Arbeiter, deutscher Demokraten abgerungen. Ohne den Sieg des im wahrsten Sinne des Wortes heroisch kämpfenden Sowjetvolkes über die Hitlerbarbarei wäre heute jede Diskussion über den Austausch von Menschen, Informationen und Meinungen, gar über Freiheit, eitel Wahn. Die sozialistische Politik der friedlichen Koexistenz hat die Begegnung und Zusammenarbeit der Völker und Regierungen zum Ziel und ermöglicht sie Schritt für Schritt. Menschenrecht und Freiheit werden durch den Aufbau des Sozialismus, durch den Kampf gegen das Großkapital, durch das Abschütteln kolonialer und neokolonialer Fesseln schrittweise und in einem ständigen Prozeß verwirklicht. Die Opfer im Kampf gegen die Kräfte der Reaktion und der Unfreiheit sind groß, und groß sind die Schwierigkeiten, Natur, Technik und gesellschaftliche Prozesse zu erkennen und im gesamtgesellschaftlichen Interesse beherrschen zu lernen — und dies unter den Bedingungen eines weiter bestehenden mächtigen Imperialismus. Es ist aber der Grad der Bewältigung dieser Aufgaben, der den Grad an Freiheit und Verwirklichung der Menschenrechte schafft und ausmacht. Daran führt keine noch so philosophisch aufgelegene Gedankenakrobatik vorbei.

Offensichtliches und erklärtes Ziel der bürgerlichen Freiheitsdemagogie ist es gerade, von dieser Binsenwahrheit abzulenken. Der Freiheitsbegriff soll von möglichst allen gesellschaftlichen und natürlichen Prozessen gelöst werden, um so seine revolutionäre Sprengkraft auszuschalten, ihn gar zeitweise der Reaktion dienlich zu machen.

Ein Beispiel:

Der CDU-Vorsitzende Kohl schrieb im Mai 75 in der Zeitschrift „Tribüne“, es täuschten sich diejenigen, „die die Überlegenheit der Bundesrepublik Deutschland im Verhältnis zur DDR vor allem in der wirtschaftlichen Quantität sehen. (...) Aber auf die Frage, welches das bessere soziale, rechtliche, wirtschaftliche und politische System für die Deutschen sei, geben uns die Zahlen des steigenden materiellen Wohlstands keine Antwort. Der Geist der Freiheit und der Wille dazu müssen auch dann der Idee des totalitären Kommunismus der DDR überlegen sein, wenn zu irgendeinem Zeitpunkt möglicherweise die wirtschaftliche Entwicklung in der DDR günstiger sein sollte als bei uns...“ (CDU Pressemitteilung, Bonn, 9. 5. 75).

Im Gegensatz zu Herrn Kohl waren wir immer der Auffassung, daß der von der arbeitenden Bevölkerung der Bundesrepublik erarbeitete und den Monopolen abgerungene Lebensstandard, richtig genutzt und gesichert, ein wesentlicher Teil der Emanzipationsbestrebungen des Volkes ist. Verspottet haben wir von jeher die imperialistische Propagandawalze, die darin den Gradmesser für unsere Freiheit sah. Diese mechanistische — und übrigens äußerst wirkungsvolle — Verbindung war das Äußerste, was die Großbourgeoisie an definitorischer Leistung hinsichtlich von Freiheit noch aufzubringen vermochte, als nicht mehr erkennbare Makulatur dessen, was bürgerliche Philosophen von Spinoza bis Hegel zur Erkenntnis des Charakters der Freiheit beigetragen haben.

Warum Kohl jetzt auch die letzte Bindung der heutigen bürgerlichen Freiheitsschimäre an die Realität kappen will, wird vielleicht aus einem Zitat der *Welt* vom 29. 7. 75 deutlich: „Was uns in all den Nachkriegsjahren entscheidend

zur Selbstbehauptung verholfen hatte, war die Tatsache, daß Sozialprodukt und materielle Mittel des Westens mindestens ebenso schnell wuchsen wie die des Ostblocks. Wenn es künftig schnelles Wachstum nur im Osten gibt, im Westen aber Stagnation oder gar Schwund, dann tritt eine Kräfteverschiebung ein. Deren Folge müßte wachsender Einfluß der Sowjetunion auf westeuropäische Angelegenheiten sein.“ — Man sieht den „Sowjetimperialismus“ förmlich stampfen, und im Nachhall ist der Ruf an die chinesische Führung zu hören, doch wieder einmal Erhellendes zur Entwicklung in Europa beizusteuern.

Daß für die Deutsche Bank die planmäßigen Zuwachsraten eines Systems beunruhigend sind, das eigentlich gar nicht funktionieren kann (weil das Privateigentum an Produktionsmitteln und damit die Privatinitiative doch fehlen), können wir nachfühlen. Es ist nur logisch, wenn man sich in den Chefetagen der Konzerne und in den Ministerien Gedanken über die Zukunft des Kapitalismus macht, nachdem das Jahr nahezu auszurechnen ist, in dem die Industrieproduktion der sozialistischen Länder die Hälfte und mehr der Weltindustrieproduktion ausmachen wird.

Doch was tun? Die Platte von der sozialistischen Produktionsimpotenz hat gewaltige Sprünge und würde mehr dem Abspielgerät als dem Sozialismus schaden. Auch die fehlenden Bananen sind inzwischen zu krumm, um noch jemanden hinter dem Ofen hervorzulocken. Da glaubt man, noch eine historische Gnadenfrist herauschinden zu können, indem man die bewährte Abbruchfirma in Sachen Freiheit im Auslandsgeschäft einsetzt, um von der hiesigen Demontage von Freiheit und Freiheitsbegriff abzulenken, indem man die erfolgreichen, aber keineswegs problem- und konfliktlosen, kollektiven Anstrengungen der Arbeiter und Bauern der sozialistischen Länder bei der Schaffung der materiellen, sozialen und politischen Grundlagen für die Entfaltung eines freien und menschenwürdigen Lebens denunziert.

So erleben wir es, daß die Freunde Salazars, Caetanos und Francos, die Kumpane der griechischen Obristen, die lauten und stillen Helfer der chilenischen Junta, die Finanziere von Cabora-Bassa, die Komplizen des versuchten Völkermords in Vietnam, die Zuhälter der afrikanischen Rassisten-Regimes, die Wiedererwecker der faschistischen Banden in Portugal ab Elbe und Bayerischem Wald ostwärts die Freiheitsliebe nicht mehr halten können und vor lauter Menschenliebe wahrlich grenzenlos zerfließen. Kein Gedicht ist ihnen zu still, kein FDGB-Ferienplatz zu billig, keine literarische Auflage zu hoch, keine Laden- oder Restaurantkette zu selten, als daß sie sie nicht mit mühevoller Sorge, mitfühlend ausschachtend begleiten. So hat Wilhelms des Zwoten Auge einst auf Deutsch-Südwest geruht, wie vor allem Westberliner Reporter in der ihnen eigenen Bescheidenheit als Gast aus der DDR berichten. Was ihnen zu fehlen scheint, ist lediglich eine handvoll Askaris und die entsprechende Schutztruppe, um die ihnen anvertraute Bevölkerung vor den Übergriffen der SED zu bewahren. Das Wasser könnte einem in die Augen steigen.

Doch ihr besonderer Zynismus gilt den anderen Auslandsdeutschen, für die ihnen ebenfalls keine Anstrengung zu groß ist, um sie zur Verstärkung ihrer industriellen Reservearmee heim ins Reich zu holen. (Aber immer noch besser, als wenn sie das Reich, wie vor 40 Jahren, zu ihnen zu bringen versuchten.) In den eigenen

vier Wänden vollbringen sie Ähnliches nur noch, wenn es um die Freiheit und Würde einer befruchteten Eizelle geht.

Ansonsten heißt es hier Esel-streck-Dich und Knüppel-aus-dem-Sack, der auch schon mal eine chemische Keule sein kann, wenn es um die Freiheit und Würde von Kindern geht. Dem Austausch von Menschen dienen zweifellos Arbeitslosigkeit und Berufsverbote, die die Mobilität der Betroffenen erhöhen. Informationen sind gewährleistet durch das Zeitungssterben und die übriggebliebenen Pressemonopole à la Springer, die eine Nachricht millionenfach verbreiten können, was die Kleinen ja nicht geschafft hätten. Beim ARD-Fernsehen hält die Drohung von Bayern und Baden-Württemberg, auszusteigen, den Informationsfluß am Laufen, was sich beim ZDF erübrigt. Geradezu ausschweifend sind die Möglichkeiten, die Erkenntnisse von Marx, Engels und Lenin zu verbreiten. Vor allem die DKP ist hier begünstigt. Ihre Meinung kommt überall zu Wort, wie überhaupt Gewerkschaften und betrieblichen Arbeitervertretern, den Vertretern der verfaßten Studentenschaft und den Sprechern von Bürgerinitiativen (z. B. von Wyhl) üppig Raum gegeben wird. Die Freiheit der Kunst ist jüngst vom Bundesgerichtshof in Karlsruhe ausdrücklich bestätigt, „vorbehaltlos, aber nicht schrankenlos“. Ausgenommen ist nur die Darstellung von Unternehmern, die aber sowieso eine solche Minderheit darstellen, daß nur Querköpfe das als Beschränkung empfinden können.

Diese Errungenschaften den sozialistischen Nachbarvölkern zu vermitteln, soll vornehmste reichsdeutsche Pflicht sein. Und wären sie nicht willig — nur nicht zimpern. Der Deutscherorden und die Kinderkreuzzüge waren auch nicht das Werk von Betbrüdern, selbst wenn die dabei am meisten psalmodieren durften. Sollte jemand mit den Verhältnissen hier nicht einverstanden sein, so kann er sich auf dem dritten Weg trotzdem anschließen und das, was er hier nicht im Ansatz schafft, wenigstens in der Ferne der Vollendung zuführen helfen.

Nach dem erklärten Willen der Regierungen Europas, dazu der USA und Kanadas, bekräftigt auch durch unsere Unterschrift in Helsinki, soll dieser Mummenschanz im Interesse der Entwicklung der Zusammenarbeit der Völker, und damit im Interesse von Frieden, Menschenrecht und Freiheit ein Ende finden. Es liegt auch an uns, was wir aus der Unterschrift unserer Regierung machen.

6.

Ob „Volksschüler“ oder Studierende, eines ist uns wahrscheinlich aus dem Geschichtsunterricht, so er stattgefunden hat, gemeinsam geblieben: die Erinnerung an Jahrhunderte, wenn man will Jahrtausende europäischen Hauens und Stechens, an Fehde und Faustrecht, Kreuzzüge und Schwedentrunk, Panzerkreuzerpolitik, Gelbgas und faschistische Mordmaschinerie. Weniger vertraut ist uns die lange Reihe der Friedensdenker und -bewegungen, von der mönchischen Reformbewegung des ausgehenden 10. und 11. Jahrhunderts, über die humanistischen Vertreter des jungen Bürgertums in der Renaissance bis zur bürgerlichen Friedensbewegung des 19. Jahrhunderts. Ihre Träume mußten Träume bleiben, solange die gesellschaftlichen Voraussetzungen ihrer Verwirklichung nicht errungen waren, materiell, sozial, politisch, und solange gerade die bürgerlichen Friedensfreunde getrennt vom Kampf der Arbeiterklasse operierten.

Mit der sozialistischen Oktoberrevolution in Rußland ist in der Menschheitsgeschichte die entscheidende Wende eingetreten. Seit diesem Zeitpunkt besteht die Möglichkeit, neue internationale Beziehungen zu schaffen. Die revolutionären Arbeiter und Bauern, das Sowjetvolk, haben sie mit ihrer Partei genutzt; in 58 Jahren revolutionärer Geschichte mit dem Angelpunkt der Niederschlagung des deutschen Faschismus haben sie die Voraussetzungen erkämpft, die einen dauerhaften Frieden zwischen den Völkern erreichbar, ja greifbar machen. Die Friedenssehnsucht der Menschen gehört nicht mehr ins Reich der schönen, aber der Wirklichkeit nicht standhaltenden Ideale. Die Schwärmer und Moralisten, die Denker und Kämpfer haben Boden unter die Füße bekommen, der trägt, auf dem man denken, moralisieren und schwärmen kann, vorausgesetzt, man kämpft und hilft, die Stafette ans Ziel zu bringen.

June 27, 1975

To the Editors, Staff
and Readers of Kürbner

Over two years ago, your journal lauded the victory of anti-repression forces the world over in winning my freedom.

Since then, the struggles against repression in the U.S. have mounted and we are determined not to rest until all political prisoners are free and there is true justice in the land. This goes especially for the countless Black, Latino, Asian and Native American Indian sisters and brothers languishing in the prisons of a cruel racist and exploitative system.

Today, I want to congratulate you on the 10th Anniversary of your journal, which is an indispensable cultural and political weapon in the struggle for justice in the Federal Republic of Germany.

The importance of your journal becomes all the more evident as the rulers of your country press for repressive legislation, similar to the laws of our country, which for you must bring back horrible memories of the not so distant past.

Our efforts have much in common. Our oppressor classes are identical.

May the future draw us closer together in our struggle for a world of peace, justice, equality and freedom!

Angel G. Davis

Конст Симонов

МОСКВА

Дорогие друзья!

Как писатель, все творчество которого связано с прошлой войной и который хорошо знает, какие неисчислимые беды она принесла человечеству, я внимательно слежу за тем, что делается для дела мира в нынешнем мире, но с особым вниманием, естественно, тем, откуда пришла тридцать с лишним лет назад война. Меня радует, что в Западной Германии есть немало людей, которые решительно и последовательно борются с милитаризмом, агрессией, фашизмом - в любых их проявлениях, - и ваш журнал, с десятилетием существования которого я вас сердечно поздравляю, является их рупором.

Желаю вам новых успехов в этой трудной, но столь важной и благородной деятельности.

С приветом -

Ваш

Константин
Симонов

Март, 1975.

An die Herausgeber, die Mitarbeiter und die Leser des *kürbiskern*,

vor über zwei Jahren feierte Ihre Zeitschrift den Sieg, den die Kräfte des Kampfes gegen die Unterdrückung in der ganzen Welt mit der Gewinnung meiner Freiheit erfochten.

Seither sind kämpferische Aktionen gegen die Unterdrückung in den USA angewachsen, und wir sind entschlossen, nicht zu ruhen, ehe alle politischen Gefangenen frei sind und im Land wirkliche Gerechtigkeit herrscht. Das gilt vor allem für die zahllosen schwarzen, lateinamerikanischen, asiatischen und eingeborenen indianischen Schwestern und Brüder, die in den Gefängnissen kaputtgehen an einem grausamen System des Rassismus und der Ausbeutung.

Ich möchte Sie beglückwünschen zum 10jährigen Erscheinen Ihrer Zeitschrift, die eine unverzichtbare kulturelle und politische Waffe darstellt im Kampf um Recht und Gerechtigkeit in der Bundesrepublik Deutschland.

Die Bedeutung Ihrer Zeitschrift wird um so offensichtlicher, als die Herrschenden Ihres Landes ihren Druck in Richtung einer repressiven Gesetzgebung verstärken, ähnlich den Gesetzen unseres Landes, die für Sie schreckliche Erinnerungen an eine noch gar nicht so ferne Vergangenheit wecken müssen.

Unsere Anstrengungen haben viel Gemeinsames: Unsere unterdrückenden Klassen sind ein und dieselben.

Möge die Zukunft uns noch enger zusammenführen in unserem Kampf um eine Welt des Friedens, der Gerechtigkeit, der Gleichheit und der Freiheit.

Angela Davis

Liebe Freunde!

Als Schriftsteller, dessen Schaffen mit dem letzten Krieg verknüpft ist, und der genau weiß, was für zahllose Leiden der Krieg der Menschheit gebracht hat, verfolge ich aufmerksam, was in der heutigen Welt für die Sache des Friedens getan wird, aber natürlich mit besonderer Aufmerksamkeit, was dort geschieht, von wo der Krieg vor mehr als dreißig Jahren gekommen ist. Mich freut, daß es in Westdeutschland nicht wenig Menschen gibt, die konsequent und entschlossen gegen den Militarismus, die Aggression und den Faschismus — in allen seinen Spielarten — kämpfen, und daß Ihre Zeitschrift, zu deren zehnjährigem Bestehen ich Sie herzlich beglückwünsche, ihr Sprachrohr ist.

Ich wünsche Ihnen weitere Erfolge in dieser schwierigen aber wichtigen und hochherzigen Tätigkeit.

Mit Gruß

Ihr Konstantin Simonow

Erika Runge Sich der Wehrlosigkeit widersetzen

Beim Versuch, die Frauen des deutschen Widerstandes zu würdigen, kamen mir Fragen. Hätte ich gekonnt, was sie konnten? Hätte ich durchgehalten, was sie durchhielten? Hätte ich im Kampf gegen den Faschismus, im Kampf um Menschenwürde, Gerechtigkeit und Frieden sogar mein Leben eingesetzt? Und: Ist es nicht vermessen, Frauen nachzueifern, deren Heldentum keinen Zweifel, keine Schwäche zu kennen schien? Hätte ich diese Kraft?

Von manchen sind kaum mehr als ihre Namen geblieben. Aber: Was waren sie für Menschen? Was haben sie gefühlt? Wie lebt man, wie kämpft man angesichts des Todes? Und wie siegt man — trotzdem?

Im Konzentrationslager Ravensbrück starben 92 000 Frauen, sie wurden vergast, erschossen oder zu Tode gemartert. 40 000 überlebten — eine davon war Dr. Doris Maase, Ärztin, Halbjüdin, Kommunistin. Sie gab mir Antwort.

1.
Man hat sich falsche Vorstellungen von der Dauer der Nazizeit gemacht: ein paar Jahre, dann sind die am Ende, das kann sich einfach nicht halten! Mein Mann ist da viel skeptischer gewesen. Wir hatten Weihnachten 1934 geheiratet. Und natürlich wollten wir Kinder haben, und ich wollte irgendwann meine Facharzt-Ausbildung nachholen — als Nichtarierin konnte ich beruflich doch nicht tätig sein.

Daß man sich gegen den Faschismus engagiert, war eigentlich selbstverständlich. Sicherlich, 1933 stand die Entscheidung, aber nach 33 — ich habe kaum von welchen gehört, die in der Illegalität schwach geworden wären. Entweder hat man eine Meinung oder man hat keine, und wenn — dann muß man die Konsequenzen auf sich nehmen. Andererseits glaubte ich einfach: dich trifft es nicht. Du siehst dich vor, du hast nur eine Verbindung, die Sache klappt — sonst hätte man das wahrscheinlich nicht gekonnt. Wenn man dauernd auf dem qui vive sein müßte: „Jetzt schnappen sie dich!“, könnte man es wahrscheinlich nicht. Es war also nicht nur Mut, es war zum Teil Unkenntnis. Und wenn sie uns damals glimpflich behandelt hätten, wären wir wahrscheinlich heilfroh gewesen und hätten anschließend still gehalten. Eigentlich haben uns die Nazis erst wirklich zu Kommunisten gemacht.

Doris Maase und ihr Mann wurden verhaftet. Sie verbrachte fast vier Jahre im Zuchthaus, davon drei in Einzelhaft.

2.
Nach drei Wochen Polizeihaft kam ich im Untersuchungsgefängnis zum ersten Hofgang und trottete so lang, da stellt sich eine neben mich, binder ihr Schuhband und fragt: „Politisch?“ Sage ich: „Ja.“ Und sie: „Kopf hoch!“ Das ist so wichtig! Das habe ich da gelernt: Das Bewußtsein, du bist eine Politische! Das ist etwas ganz anderes als: Kriminelle, auch für die Beamten. Du wirst anders behandelt, mit Achtung, von den alten jedenfalls, unter denen waren kaum Nazis.

Einmal meinte eine Wärterin: „Sie sind doch ein gebildeter Mensch, wie können Sie Marxistin sein?“ Da habe ich erwidert: „Wie kann ein gebildeter Mensch nicht Marxist sein?“

Im Zuchthaus bekam Doris Maase die Nachricht, daß ihr Mann höchstwahrscheinlich hingerichtet wird.

3. Sie haben immer gesagt: „Also, bei Ihrem Mann — die Rübe geht ab.“ So ungefähr. Ich war 24, und mir ist zum erstenmal bewußt geworden, was Tod bedeutet. Dieses Gefühl: Du kannst nichts machen, du bist vollkommen hilflos, sie werden den Menschen, der dir am nächsten steht, den — der soll dann einfach nicht mehr sein! Sich damit auseinanderzusetzen, das, das war — grauenvoll. Man schiebt es schließlich einfach von sich weg. Man kann nicht mit der ständigen Frage existieren: „Wann?“ „Morgen?“ „Übermorgen?“ Du setzt dir Termine: dann und dann ist die Verhandlung, vorher kann nichts passieren. Du hast also eine Marge, du hast Zeit — Hoffnung bis zur Verhandlung! Damals war ich froh über die Einzelhaft. Politische haben sie nicht zusammengelegt, also hätte ich nicht gewußt, mit wem ich zusammenkomme. Da wird man alleine wohl besser fertig. Ich glaube auch nicht, daß man sich über so etwas mit einem anderen auseinandersetzen kann. Du hörst Trostorte, irgendwas, aber ...

Nach Ablauf ihrer Haftstrafe wurde Doris Maase nicht entlassen, sondern kam ins KZ.

4. Ich hatte damit gerechnet, daß ich ins Lager komme. Die Umstellung war sehr schwer, obwohl man viel mehr Kontakte hatte und politisch diskutieren konnte. Aber Tag und Nacht mit anderen Menschen zusammen: du kannst nie allein sein! Und auf dem Judenblock, dieses Konglomerat von Menschen — Straßenmädchen, Asoziale, großbürgerliche Leute, Politische — alles durcheinander! Das war schrecklich. Ich hab mich erst gefragt: Hältst du das durch? Aber es gab Vorbilder. So eine Frau wie die Hanna Melzer zum Beispiel, die „eiserne Johanna“. Von der haben schon die Wachmannschaften im Gefängniszug erzählt. „Ihr kommt nach Ziegenhain? Da ist doch die eiserne Johanna.“ Die haben solche Achtung vor der Frau gehabt! Die Hanna wurde Wochen in Handfesseln gehalten, sie hat nichts ausgesagt. Ich kannte sie damals noch gar nicht. Aber das Bewußtsein: Sie ist eine von uns, das gab mir moralische Stärke. Und dann Irene, eine Ungarin, die hatte 1918 an der Räterepublik teilgenommen und war ausgewiesen worden nach Österreich. Für mich war sie die Idealgestalt einer Kommunistin, eine überlegene, kluge Marxistin — also, von der habe ich sehr viel gelernt. Erstmal hat sie gesagt: „Es wird Gymnastik gemacht!“ Ich meine, in der Einzelhaft habe ich schon — aber sie hat das organisiert, oben im Schlafsaal, jeden Morgen Gymnastik. Und sie hat mit mir politisch gesprochen, hat erklärt: „Du mußt die Zusammenhänge sehen.“ Ich war ja — naja, ein, zwei Jahre rote Studentengruppe, man hatte was gelesen, aber Schulung in dem Maße gab's noch nicht.

Auf dem Judenblock war Olga Benario-Prestes Blockälteste. Die hat sich alle Mühe gegeben, möglichst viele Repressalien vom Judenblock fernzuhalten, und so hat sie verlangt, daß die Politischen nach der Sirene als erste ins Bett gehen. Aber Irene hat gesagt: „Nein, schick die anderen ins Bett, dann haben wir 10 Minuten Zeit zur politischen Diskussion, daß wir untereinander reden können.“ Sie war eine sehr kluge, überlegene und erfahrene Frau.

Das Leben im KZ hat seine Eigengesetzlichkeit. Es ist ja nicht so, daß man plötzlich dadurch, daß man von der Welt abgeschnitten ist, keine Aufgaben mehr hätte. Ich war im Krankenrevier, und da hatte ich mich über eine Kommunistin, eine Genossin, mal so geärgert, daß ich sagte: „Hier bleibe ich nicht mehr, ich melde mich raus zur Außenarbeit!“ Da hat Irene gesagt: „Was fällt dir ein, du bist doch nicht im Revier, weil's dir Spaß macht, sondern weil wir dich eingesetzt haben. Du hast unser Vertrauen. Und du bleibst so lange wie wir meinen, daß es richtig ist.“ Sie hat mir eine vernünftige, die politische Beurteilung der Situation beigebracht. Ich habe ihr sehr viel zu verdanken. Und außerdem hat sie gesagt: „Du wirst mal eine anständige Ärztin!“ Das war mir so wichtig! Sie hat mir also ein geistiges Rückgrat gegeben und mich in jeder Beziehung gestärkt.

Später bin ich dann auf den politischen Block gekommen. Meine Familie hatte erreicht, daß ich nach dem Nürnberger Gesetz als arischer Mischling eingestuft werde. Und Irene wurde deportiert, sie kam zur Vergasung. Sie hat ihren Ehering, das war alles, was ihr geblieben war, einer tschechischen Genossin gegeben und gesagt: „Gib ihn Doris.“ Die hat ihn aber nicht rausgekliegt. Die Politischen wußten, sie gehen in den Tod. Und es bedrückt, es belastet mich bis heute: daß Irene inmitten von diesen, diesen Menschen, die nur noch aus Todesangst bestanden, die kaum wußten, was mit ihnen geschieht und warum — daß sie nicht mal anständig sterben konnte! Es hat fürchterliche Szenen gegeben bei der Vergasung, und sie konnte nicht einmal, so wie sie sich die ganze Zeit verhalten hatte, würdig, sterben. Mich belastet das noch immer. Verstehst Du?

5. So ab dem fünften Jahr war's doch sehr hart. Aber jede hätte sich geniert zu klagen oder zu zeigen, daß sie leidet. Dir geht jede Empfindung flöten. In Ravensbrück hatte ich mal allein auf der Lagerstraße zu tun, und da kam nachher eine und meinte: „Wie kannst du mit so einem Gesicht rumlaufen! Du, die uns immer Mut macht!“ Aber man konnte sich nicht mehr freuen, man konnte nicht mehr traurig sein, jedes Gefühl war abgestorben, vollkommen abgestumpft, gegenüber allem. Ich glaube, das ist ein Abwehrmechanismus des Körpers. Ich gehörte zum Leichenkommando — da braucht man so eine Schutzreaktion, sonst kann man nicht durchhalten.

6. Aber wir haben auch gelacht, denn von morgens bis abends leiden, das geht einfach nicht. Eines Tages kam Himmler mit seinem ganzen Gefolge — ich bin übrigens heute noch überzeugt, daß er süchtig war — da mußten sich die Schwestern aufstellen, und er gab jeder die Hand und kam auch zu mir und wollte

mir die Hand geben. Die Schwestern trugen braune Kleider, weiße Schürzen und Häubchen. Ich dagegen hatte einen weißen Kittel mit gelber Armbinde und ein Kopftuch um, ich war also deutlich zu unterscheiden. Außerdem lagen ungefähr anderthalb Meter zwischen denen und meinem Arbeitsplatz. Na, wenn der Reichsführer SS dir die Hand gegeben hat, warst du entlassen. Ich habe mir also überlegt: Hat der so viel Humor, daß ich sagen kann: „Reichsführer, ich danke für die Entlassung?“ Aber nach so einer Bemerkung konnte man auch im Bunker landen ... Hab ich mich also hingestellt und habe gesagt: „Schutzhäftling 905 308!“ Da hat er erst gemerkt, daß er einen Häftling vor sich hat. Seitdem hieß es aber im Lager: „Haben wir's nötig, dem Himmler die Hand zu geben?“

7.

Auf dem Block wurde sehr viel getan, um die Moral hochzuhalten, besonders bei den Politischen. Wir haben Medikamente gestohlen und die Leute versorgt. Jedes bißchen mußte attestiert werden: Schonung oder leichte Arbeit oder einen Tag Bettruhe. Und wir hatten doch die Oberhäuser als Ärztin, die hat sich immer beschwert, daß sie so viel zu schreiben hat. Und da hat ihr dann die Ilse, die ihre Schreibhilfe war, gesagt: „Machen wir einfach einen Stempel drunter: „Der Lagerarzt.“ „Ja“, sagt sie, „ist in Ordnung.“ Und dann haben wir Bescheinigungen ausgestellt, bis das bei der Arbeitsstatistik aufgefallen ist.

Wir haben versucht, die Frauen, die resignierten, aufzurichten, haben gesagt: „Komm, du mußt dir das Haar anständig kämmen, halt den Kopf hoch, du glaubst nicht, wieviel das ausmacht. Du atmest dann richtig.“ Undsoweiter. Die Überlebenschance war, die Moral hochzuhalten. Denn wenn du dich dem Zustand dieser absoluten Wehrlosigkeit ergibst — das sind dann die Fälle, wo Zwanzigjährige Arteriosklerose wie ein Siebzigjähriger entwickeln. Da setzen Körpermechanismen ein, die — und das darf nicht passieren.

Ja, es sind zwei Dinge, die einen aufrecht halten: die Gruppe — und das Bewußtsein, daß man die richtige Überzeugung hat.

Hamburg, den 11. 3. 1975

Heute wurde ich von einem fortschrittlichen Redakteur zu einem Interview in ein Studio des NDR geladen. Die Frage, die er zwanzig Autoren stellen wollte, lautete: Welches Interesse hat für Sie heute, zwanzig Jahre nach seinem Tod, das Werk Thomas Manns?

Im Foyer des NDR wurde mir freundlich mein Ausweis abverlangt. „Objektschutz“, war die Begründung, „wegen der Terroristen.“ Ich mußte meinen Tascheninhalt vorzeigen, mein Körper wurde nach Waffen abgetastet.

Im zweiten Stock, vor dem Eingang zum Studio, wollte ein Beamter in Zivil meine Tasche noch einmal inspizieren. Warum? fragte ich. „Wir haben Anweisung, die Mitarbeiter dieser Serie besonders sorgfältig zu observieren, uns liegen gewisse Hinweise vor.“

Im Studio fiel mir die Antwort nicht schwer: ich zitierte den Satz, daß der Antikommunismus die Grundtorheit ... „Tut mir leid“, unterbrach mich der Interviewer, „aber eindeutig parteipolitische Aussagen sind leider nicht möglich.“ „Ein Zitat“, meinte ich. „Tut nichts zur Sache; vorgestern wurde ein Moderator gekündigt, der hatte mit einem Kästner-Gedicht zum § 218 seine staatsfeindliche Gesinnung demonstriert.“

Wie verträgt sich das mit der Meinungsfreiheit? Sie sehen, die steht bei uns unter Polizeischutz. Da brauchte ja nur einer kommen, dem unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung nicht paßt und von seiner Meinungsfreiheit Gebrauch machen. „Wohin kämen wir denn,

wenn wir den Rundfunk umfunktionierten . . .“
— er stockte, ich ergänzte ihn: „in eine Waffe
der Wahrheit!“

Wer sagt das? wollte er wissen.
Thomas Mann, klärte ich ihn auf,
in seinen Radio-Reden gegen Hitler.

Literatur als Plakat

Zum 30. Jahrestag der Befreiung vom Hitlerfaschismus, am 8. Mai 1975, hatte der MSB-Spartakus der Universität München vor das Germanistische Seminar eine Reihe von Plakaten geklebt, auf denen literarische Texte aus Vergangenheit und Gegenwart mit heutigen politischen Forderungen verbunden wurden — ein anschauliches Beispiel dafür, daß Beschäftigung mit Literatur keine zweckfreie germanistische Passion ist, sondern eine Möglichkeit der konkreten Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Verhältnissen in unserem Land. Dabei wurden die aktuellen Losungen „Freiheit im Beruf — Demokratie im Betrieb“ verbunden mit den Gedichten von Erich Fried „Forderung eines Berufsverbotes“ und „Dichtung 1975?“, veröffentlicht in kürbiskern 2/75. Heinrich Heines Vorrede zur Lutetia lieferte die Begründung der Parole: „Gegen die Macht der Monopole, die Wurzeln von Arbeitslosigkeit, Krisen und Faschismus“. Und als Aufruf zu gemeinsamem Handeln verstand sich und wurde verstanden das „Friedenslied“ von Bert Brecht.
Hier einige weitere Beispiele aus der Plakatserie:

. . . der Geist sollte herrschen, dadurch, daß das Volk herrscht.
Sie (die Literaten) sollten diesem Volk das Glück vermitteln, sich wahr zu sehen, damit es sich höher achte und wärmer fühle. Die Zeit verlangt und ihre Ehre will, daß sie endlich, endlich auch in diesem Lande dem Geist die Erfüllung seiner Forderungen sichern, daß sie Agitatoren werden, sich dem Volk verbünden gegen die Macht, daß sie die ganze Kraft des Wortes seinem Kampf schenken, der auch der Kampf des Geistes ist. Ihre Vornehmheit sollte nicht Selbstkultus sein; die deutsche Überschätzung des Einzelfalles, der Auszeichnung geht täglich mehr gegen Vernunft und Wahrheit . . .
Der Faust- und Autoritätsmensch muß der Feind sein. Ein Intellektueller, der sich an die Herrenkaste heranmacht, begeht Verrat am Geist.

Heinrich Mann, Geist und Tat, 1910

FÜR DAS BÜNDNIS VON ARBEITERN UND STUDENTEN —
FÜR EINE WISSENSCHAFT IM INTERESSE DER ARBEITENDEN BE-
VOLKERUNG
GEGEN DIE FORMIERUNG DER UNIVERSITÄTEN IM INTERESSE
DES GROSSKAPITALS!

Als die Nazis die Kommunisten holten,
habe ich geschwiegen;
ich war ja kein Kommunist.
Als sie die Sozialdemokraten einsperrten,
habe ich geschwiegen;
ich war ja kein Sozialdemokrat.
Als sie die Katholiken holten,
habe ich nicht protestiert;
ich war ja kein Katholik.
Als sie mich holten,
gab es keinen mehr,
der protestieren konnte.

Pastor Martin Niemöller

SCHLUSS MIT DEN BERUFSVERBOTEN KEIN SONDERGESETZ GEGEN DEMOKRATEN FREIHEIT IM BERUF!

Hier liegen Leningrader
Bewohner der Stadt: Männer, Frauen, Kinder.
Neben ihnen Soldaten — Rotarmisten.
Mit ihrem ganzen Leben
haben sie Dich verteidigt, Leningrad.
Wiege der Revolution.
Wir können ihre edlen Namen nicht aufzählen.
So viele sind unter dem ewigen Schutz des Granits.
Doch wisse, wer diesen Steinen Gehör schenkt:
Niemand ist vergessen und nichts ist vergessen.

*Olga Bergholz, Gedenktafel für die Opfer der Blockade
1941—1944 im Leningrader Piskarjowo-Friedhof*

SCHLUSS MIT ANTISOWJETISMUS UND ANTIKOMMUNISMUS, DEN HAUPTHINDERNISSEN AUF DEM WEG ZU FRIEDEN UND DEMOKRATIE SCHLUSS MIT ANTISOZIALISTISCHER ÜBERHEBLICHKEIT UND UNWISSEN!

Was ein Kind braucht

Wenn ein Kind geboren ist,
braucht es eine Wohnung,
Kleider, eine Spielzeugkist,
Bonbons als Belohnung,
Murmeln und ein eigenes Bett,
einen Kindergarten,

Bücher und ein Schaukelbrett,
Tiere aller Arten,
Wälder, Wiesen, eine Stadt,
Sommer, Regen, Winter,
Flieger, Schiffe und ein Rad,
viele andre Kinder,
einen Mann, der Arbeit hat,
eine kluge Mutter,
Länder, wo es Frieden hat,
und auch Brot und Butter;
wenn ein Kind nichts davon hat,
kann's nicht menschlich werden.
Daß ein Kind das alles hat,
sind wir auf der Erden.

Peter Maiwald

FÜR EINE ERZIEHUNG, GETRAGEN VON FÜR FRIEDEN UND
DEMOKRATIE ENGAGIERTEN MENSCHEN —
WEG MIT DEM DUCKMÄUSER-ERLASS
SCHLUSS MIT DEN BERUFSVERBOTEN!

Wünsche, Erwartungen

Woprossy Literaturny, Organ des Schriftstellerverbandes der UdSSR und des Gorki-Instituts für Weltliteratur an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR

Liebe Freunde!

Anlässlich des ersten Jubiläums des *kürbiskern* senden wir Ihnen unseren herzlichsten Glückwunsch. Ihre Zeitschrift ist noch jung, aber Sie haben schon sehr viel geleistet. Sowohl für die deutsche revolutionäre Literatur, deren reiche Traditionen Sie fortsetzen und weiterentwickeln, als auch für die gesamte künstlerische Kultur der Gegenwart und für die große Sache, der der *kürbiskern* von seinem ersten Heft an treu dient — die Sache des Friedens und des sozialen Fortschritts.

Wir kennen Sie nicht nur als Leser. Wir freuen uns über den Erfolg des mit Teilnahme der Zeitschrift *Woprossy Literaturny* und ihrer Autoren vorbereiteten Heftes des *kürbiskern*, das der sowjetischen Literatur gewidmet war. Wir zweifeln nicht, daß das erst der Anfang künftiger gemeinsamer Aktionen ist, die, der Annäherung der demokratischen Künstler unter dem Banner des Friedens und Sozialismus dienend, auch weiterhin unsere Freundschaft festigen werden. Wir wünschen Ihnen weitere schöpferische Siege, Erfolge und Jubiläen!
Vitalij Oserow, Chefredakteur der Zeitschrift *Woprossy Literaturny*

Mit der Zeitschrift *kürbiskern* verknüpft mich nicht nur die Zusammenarbeit, obwohl ich mehrmals die Ehre hatte, ihr Autor sein zu dürfen und — was für mich besonders wichtig und teuer ist — auf ihren Seiten einer ernsten, klugen und fachgerechten Einschätzung meiner literarischen Arbeit gewürdigt wurde. Die Leute, die den *kürbiskern* herausgeben und natürlich vor allem der edierte Stoff spielten eine besondere Rolle in meiner Erkenntnis des vielfältigen und komplizierten Lebens in der BRD. In diesem Sinn erwies sich die Zeitschrift als zuverlässiger Wegweiser für mich, einerlei ob es um die zeitgenössische Kultur in der Bundesrepublik oder um aktuelle politische Fragen ging, die vom *kürbiskern* temperamentvoll, leidenschaftlich und beweiskräftig behandelt werden. Besonders interessant finde ich die Dokumentarrubrik „Berichte“, die einen hohen Wert darstellen.

Sehr zu begrüßen, daß der *kürbiskern* seine Leser auf den Geschmack der Lyrik, auch der sowjetischen, bringt. Die Übertragungen sind meines Erachtens in der Überzahl sehr gelungen, obwohl ich für meine Person ein Anhänger der Einhaltung solcher formaler Besonderheiten des Originals wie Rhythmus und Reimsystem bin.

Aber ich schreibe keine Rezension, sondern einen Glückwunsch für die Zeitschrift und ihre Mitarbeiter, deren Freundschaft ich immer schätze und auf die ich stolz bin.

Lew Ginsburg, Moskau

Wenn eine Zeitschrift Geburtstag hat, dürfen sich vor allem ihre Leser etwas wünschen. Solche Wünsche haben für die Redaktion den Vorteil, daß sie aus dem eigenen Lager kommen und daher nichts zu tun haben mit den wohlmeinenden Ratschlägen außenstehender Kritiker, welche schlicht danach trachten, den *kürbiskern* zu Klump zu schlagen.

Was ich mir wünsche im *kürbiskern*, sind mehr Berichte aus der konkreten, ganz alltäglichen Wirklichkeit. Ihr seid groß, wenn es darum geht, die Dinge auf den Begriff zu bringen; aufs Leben werden sie seltener gebracht. Offen gestanden, fühlte ich mich mitunter erschlagen von der Seriosität einzelner Hefte der Zeitschrift. Da steckt ungeheuer viel Schreibtischarbeit und Papierschnüffelei drinnen. Das ist gut, sehr gut. Woran es mir aber fehlt, ist das arbeitsteilige Hereinholen von erfahrbarer und täglich erfahrener Wirklichkeit, ist das Aneinanderhalten von Wirklichkeitsstücken, die Ausdruck unterschiedlicher Kräfteverhältnisse sind.

Kurz: Ich wünsche mir einen Reportagen-Boom im *kürbiskern*. Diese Verbindung der journalistischen mit der literarischen Arbeitsweise bringt zwangsläufig Resultate hervor, die den Klassengegner zwingen, in dieser Technik nicht mehr arbeiten zu lassen. Was er wie einen heißen Erdapfel fallen läßt, ist für uns eine hervorragende Waffe im Kampf gegen die herrschende Ideologie. Im *kürbiskern* sollten Reportagen außerdem forciert werden, weil sie jene Kenntnis von der Wirklichkeit vermitteln, wie sie mehr und besserer kämpferischer Realismus in der Literatur voraussetzt.

Das wären meine Wünsche. Euch wünsche ich, daß es mit dem *kürbiskern*, mit dem antimonopolistischen Kampf sowie der Orientierung der westdeutschen Arbeiterklasse und ihrer Bündnispartner auf den Sozialismus weiter steil bergauf geht.

Lutz Holzinger, Wien

Jiri Hájek Das kann ich nie vergessen

Vergleiche ich die Situation, in der vor zehn Jahren der *kürbiskern* entstand, mit dem, wie heute die fortschrittlichen Kräfte in der Bundesrepublik dastehen, so wird mir bewußt, wie wesentlich diese Zeitschrift, der mancher Gegner anfangs ein sehr kurzes Leben prophezeite, alle positiven Veränderungen des letzten Jahrzehnts in der Kultur der BRD unterstützt hat. Der *kürbiskern*, der im ersten Jahrzehnt seines Bestehens zur meistverbreiteten Literaturzeitschrift der BRD geworden ist, steht inmitten der konsequent demokratischen, progressiven westdeutschen Autoren, die gemeinsam um eine gesellschaftlich engagierte und massenwirksame Literatur kämpfen, die das sozialistische Bewußtsein der Arbeiterklasse und aller Werktätigen der Bundesrepublik Deutschland voranbringt. Der *kürbiskern* förderte mit seiner prinzipiell schöpferischen und anti-dogmatischen Kulturpolitik die Annäherung und das Zusammengehen linker Kulturschaffender mit den fortgeschrittensten Kräften der Arbeiterklasse. Früher isolierte Gruppen und einzelne fanden eine Linie, die sie verbindet; durch ihren ideologischen Einfluß fühlen sich eine Reihe führender Persönlichkeiten der westdeutschen Literatur angezogen.

Im ersten Jahrzehnt seiner Existenz hat sich der *kürbiskern* indessen auch großes internationales Ansehen erworben. Er wurde ein verlässlicher, aufrichtiger und dazu immer ungewöhnlich anregender Bundesgenosse der progressiven kulturellen Kräfte Westeuropas und der Literaturen der sozialistischen Länder. Die Zukunft wird noch klarer machen, was die Redaktion des *kürbiskern* in der BRD geleistet hat, um unmittelbar und direkt den wirklichen Charakter und die besten schöpferischen Potenzen der gegenwärtigen Sowjetliteratur bekannt zu machen und die lügenhaften Mythen aufzulösen, mit denen die reaktionäre Kritik die Literatur der Deutschen Demokratischen Republik von den westdeutschen Lesern völlig abschließen wollte.

Durchaus besonderen Charakter hatte die Beziehung des *kürbiskern* zur Tschechoslowakei. In der zweiten Hälfte der 60er Jahre, als die revisionistischen und antisozialistischen Tendenzen in der tschechoslowakischen Kultur einen so gefährlichen Einfluß gewannen, weil sie für ihre Sache verschiedene krisenhafte gesellschaftliche Erscheinungen ausnutzen konnten, die die damalige Führung der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei nicht rechtzeitig zu lösen vermochte, wurde der *kürbiskern* zum treuen Verbündeten derer, die in der tschechoslowakischen Kultur für eine positive marxistisch-leninistische Lösung der aufgestauten Probleme kämpften, für eine authentische, gesellschaftlich aktive Literatur. Die Zusammenarbeit mit dem *kürbiskern* war für mich damals, als Chefredakteur der Literaturzeitschrift *Plamen*, eine genauso wertvolle Stütze im Kampf gegen die Angriffe der Revisionisten, wie die Zusammenarbeit mit der Moskauer *Woprossy literatury* oder *Nowyj mir* oder mit *Sinn und Form* aus der DDR oder mit der Budapester Zeitschrift *Kortárs* oder dem Sofioter *Septemvri*.

Und als durch den verderblichen Einfluß der Revisionisten alle Hoffnungen, die wir auf den Januar 1968 als Ausgangspunkt zur Lösung aller angesammelten

Probleme der vorhergegangenen Entwicklung gesetzt hatten, zunichte wurden und wir uns statt dessen mit der unmittelbaren Bedrohung aller grundlegenden Werte des Sozialismus konfrontiert sahen, waren es wiederum die Freunde von *kürbiskern*, die jener Gefahr, welcher der Sozialismus in unserm Land ausgesetzt war, gut begriffen.

Und als Dubčeks „Superdemokraten“ den tschechoslowakischen marxistischen Intellektuellen die letzte Möglichkeit nahmen, ihre Ansichten öffentlich zu vertreten, gaben mir wieder die Freunde vom *kürbiskern* die Möglichkeit, die tschechoslowakische kulturpolitische und literarische Entwicklung in der zweiten Hälfte der 60er Jahre, kulminierend in den Jahren 68–69, zu untersuchen: Ich habe mich um eine solche Analyse in dem Buch „Demokratisierung oder Demontage“ bemüht. Dieses Buch konnte in der Tschechoslowakei erst erscheinen, nachdem die heutige Führung der Kommunistischen Partei mit Gustav Husák an der Spitze gewählt worden war. Zuerst erschien es jedoch auf deutsch, dank *kürbiskern*, in der Ausgabe seines Verlags. Das kann ich nie vergessen.

Ganz persönlich gesagt: ich hatte in meinem Leben eine Reihe Freunde, die sozusagen nur Freunde für gutes Wetter gewesen sind. So habe ich die für immer schätzen gelernt, die bei jedem Wetter Freunde geblieben sind. Von ihnen weiß ich: mit ihnen verbindet mich stets die feste Gemeinsamkeit der Ideen, der Ziele, der Liebe und der Hoffnung. Auf diese ganz persönliche Erkenntnis stützt sich die heutige Zusammenarbeit der Redaktion der Zeitung *Tvorba*, die ich seit 1969 leite und die mit dem Namen Julius Fučík und den großen revolutionären Traditionen der tschechischen Kultur der 20er und 30er Jahre verbunden ist, mit der Redaktion *kürbiskern*, mit meinen lieben Freunden Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Hannes Stütz und den übrigen.

Jahrestage sind geeignet, Dinge zu sagen, für die im normalen Alltag keine Zeit ist und die uns auch wohl zu pathetisch klingen würden. Ich möchte also diese Gelegenheit benutzen, um den Freunden vom *kürbiskern* zu sagen, daß ich alle ihre Erfolge wie meine eigene Sache empfinde, als meine, als unsere gemeinsamen Erfolge. Die Sache des Sozialismus und des gesellschaftlichen Fortschritts ist auf der ganzen Welt die gleiche. Zum 10. Jahrestag wünsche ich den Freunden vom *kürbiskern*, daß sie ihren Weg weiter gehen, mit der gleichen Prinzipienfestigkeit und Kühnheit, dem Empfindungsreichtum und der schöpferischen Initiative, die sie im ersten Jahrzehnt bewiesen haben.

André Gisselbrecht Unsere Aufgaben

Ich habe seit der „Münchener Urzelle“ der Redakteure und Autoren (Walser, heute Kroetz ...) das Entstehen und die Entwicklung von *kk* verfolgt. Höchst verdienstvoll ist das Weiterleben und Besserwerden einer solchen Zeitschrift bei den herrschenden ideologisch-politischen Verhältnissen in der Bundesrepublik, die von den französischen sehr verschieden sind, d. h. ohne Zugeständnisse an die Staatsreligion Antikommunismus und an den hochgezüchteten Anti-

DDR-Affekt. Originell und unersetzlich ist die Behauptung und Bewährung einer solchen Veröffentlichung zwischen dem zufälligen Charakter von *Akzenten* oder dem Technokratismus von *Sprache im technischen Zeitalter* und der revolutionären Erotik vom scheinliterarischen *Kursbuch*. Das zehnjährige Bestehen von *kk* ist von einem französischen Leser um so mehr zu begrüßen, als zur gleichen Zeit in unserer „Großen Kulturnation“ die literarischen Zeitschriften und Wochenzeitungen eine nach der anderen eingehen und die Werbung für gute Literatur durch die Massenmedien fast völlig verschwunden ist: unserem politischen Regime, das zu dem Scheel-Schmidt-Deutschland in besonders enger Beziehung steht, steht das literarische Leben und das Lesen überhaupt wenn möglich noch feindlicher als das bundesdeutsche gegenüber. Die im *kk* merkbare Sorge um den beruflichen Aspekt, das soziale und moralische Ansehen des Schriftstellers kommt dem augenblicklich in Frankreich erstarkenden Trend entgegen, unter dem Druck der „wirklich absoluten Krise“ der Kultur, halbgesellschaftliche Aktionen innerhalb der noch stark individualistisch gefärbten Literaturwelt zu führen (wie es neulich beim letzten Kolloquium des französischen Instituts für marxistische Studien über „Literatur, Schriftsteller, Leser“ als Folge der Veröffentlichung des „Manifestes für das Buch“ der KPF zum Ausdruck kam). Mit welcher französischen Zeitschrift wäre *kk* zu vergleichen? Mit *Action poétique*, *Nouvelle Critique*, *Travail théâtral* oder anderen? Mit keiner und allen, wenn wir das Nebeneinander von Originaltexten, politischen Leitartikeln, literaturtheoretischen Beiträgen (über sozialistischen Realismus und dessen Zerrbilder z. B.), Literaturkritik, Kulturpolitik der BRD und der sozialistischen Länder als befriedigende Formel betrachten, d. h. die praktische Verwerfung jeder Trennung der als esoterischer Einzelbereich aufgefaßten Literatur vom abstrakten Denken, von der Sphäre der sozialpolitischen Kämpfe, von der Kulturtheorie und -praxis, usw. Den französischen Germanisten ist trotz des Massenangebots auf dem offiziellen Weg über Goethe-Institute und regierungskonforme Austauschorgane *kk* immer besser bekannt. Er bildet eine der Hauptquellen, wo Dozenten und Studenten mit der Literatur der Arbeitswelt, der neuen (den BRD-Verhältnissen eigentümlichen) Agit.-Prop.-Kunst, den Bestrebungen, linke Schriftsteller mit den revolutionären Flügeln der vorherrschend reformistischen deutschen Arbeiterbewegung zu verbinden, vertraut gemacht werden. Nicht zu sprechen vom Verhältnis zwischen konsequenten Demokraten im Geistesleben und großen Schriftstellern wie Böll, deren moralisch-politischer Idealismus sie zeitweilig zu Befürwortern so fraglicher Personen wie Solschenizyn und anderer Kommunisten werden ließ. „Philologisch“ geschulte Germanisten oder französische Kenner der zeitgenössischen deutschen Literatur werden auch durch *kk*, trotz der Verschwörung des Schweigens, über solche undemokratischen Erscheinungen im Kulturleben der BRD informiert wie die unzulässige Berufsverbotspraxis oder die politische Diskriminierung bei Hochschullehrern (einschließlich West-Berlin). Letztere betreffen uns sehr nahe, über die nötige Solidarität hinaus: die BRD gilt von nun an offensichtlich auf dem Gebiet als „Vorbild“ und Exerzierplatz für Nachbarländer in der EWG, wie Frankreich, wo (und weil) das Kräfteverhältnis zwischen ewig Gestrigen und Mehr-Demokratie-Verlangenden ein anderes, günstigeres ist.

Ich werde freundlich gebeten, „Kritik“ zu üben und „Vorschläge“ zu unterbreiten: ich tue es bei größter Achtung, mit allem Vorbehalt und auch in aller Freundschaft. Vielleicht täte heute eine noch *ausgewogenere* Darstellung des literarischen Lebens in den sozialistischen Ländern (DDR eingeschlossen) not. Schattenseiten zu verhehlen oder zu verharmlosen, kommt der Sache der Demokraten nicht zunutze, gerade im Augenblick, wo die Verlogenheit der „pluralistischen“ Ideologie der herrschenden Schichten in der *totalen* Verteufelung bestimmte, von uns differenziert und *historisch* betrachteten Erscheinungen immer deutlicher hervortritt. Vor allem möchte ich auf die Notwendigkeit hinweisen, die letzten Ergebnisse der marxistischen Forschung auf dem Gebiet der Literatur- und Kulturtheorie in den kapitalistischen Ländern des Westens aufzunehmen und zu verarbeiten; obgleich eine solche Aufgabe natürlich nicht die einer einzigen Zeitschrift sein kann; obgleich Austausch und Mitarbeit zu *unseren* Aufgaben zählen! Dies sind die aufrichtigen Gedanken, die ich mir zur Zeit über den tapferen *kk* in unserer aller Interesse mache: dem wünschen wir Franzosen noch größere Qualität und Wirksamkeit.

Alain Lance
Aus gallo-germanischer Sicht

Im Spätsommer 1961, damals junger Student, fuhr ich von den Ferien in Skandinavien kommend per Anhalter durch die Bundesrepublik nach Paris. Es war einige Wochen nach dem Bau der Mauer in Berlin. Eine Welle antikommunistischer Hysterie hatte das Land ergriffen, und mit Ausnahme eines LKW-Fahrers, Mitglied der DFU, käteten alle Autofahrer, die mich mitnahmen, die Schlagzeilen der *Bildzeitung* wieder. Bei dieser Reise entstand in mir eine Aversion gegen ein Land, für welches ich doch eine kaum zu definierende Zuneigung empfunden hatte. Dieses Land, welches ich einige Jahre zuvor zur selben Zeit wie die Poesie entdeckt hatte, als ich in der schwäbischen Landschaft umhergeschweift war und, angezogen von der seltsamen Schönheit seiner Sprache, Hölderlin zu lesen begonnen hatte. Jetzt konnte ich die Blindheit und Arroganz von den Leuten nicht mehr ertragen, die sich in ihrem Wirtschaftswunder breitmachten. Ein Jahr später bekam ich ein Stipendium für ein Semester an der Karl-Marx-Universität in Leipzig. Das sozialistische Deutschland. Ich fing an, alles zu lieben — ohne Nuance: den sächsischen Dialekt, den hartnäckigen Geruch der Braunkohle, sogar die Sträucher, die auf den Dächern der noch zerstörten Gebäude wuchsen . .

Danach fuhr ich fast jedes Jahr nach Leipzig, dann nach Berlin, traf Volker Braun, dessen Werk mich für Nachdichtungen interessierte, und die Bundesrepublik war für mich nichts anderes als ein Durchgangsort. Im Fenster des Zugs sah ich ihre Einfamilienhäuser verschwinden oder betrachtete durch das Bullauge des Flugzeugs zerstreut das ach so saubere Schachbrett ihrer Felder in unge-

duldiger Erwartung meiner Ankunft in der Friedrichstraße oder in Schönefeld. Und dennoch war dieses Land, welches mir so fremd geworden war, nicht mehr ganz dasselbe. Aus den Zeitungen entnahm ich, daß die Friedensmärsche mit jedem Jahr mehr und mehr Jugendliche mobilisierten, daß große Kampagnen gegen die Notstandsgesetze und die Neonazis stattfanden. Zwar genoß ich die Pamphlete von Enzensberger oder die Untersuchungen von Rühmkorf, aber gegenüber der Allmacht des protzenden Kapitalismus hatte das für mich einen bitteren Beigeschmack nach intellektuellem Guerilla-Kampf.

Als die außerparlamentarische Opposition 1968 ihren Kulminationspunkt erreichte, war ich weit von Europa entfernt. Im Garten eines Teehauses von Isfahan erfuhr ich, daß ein Westberliner Student bei den Demonstrationen gegen den Schah getötet worden war.

1968. Ereignisreiches Jahr. Unter anderem die Gründung der DKP.

Der *kürbiskern* existierte schon seit einigen Jahren, als ich ihn zum erstenmal las. Hier fand ich freilich Namen, die ich kannte (Schriftsteller aus der DDR wie Günter Kunert, Christa Wolf, Sarah Kirsch, Johannes Bobrowski, Volker Braun oder aus der BRD wie Böll, Fried, Herburger oder Kipphardt), aber auch andere westdeutsche Autoren, von denen ich kaum gehört hatte: Vesper, Wallraff, Schütt, Timm und weitere. Mit der Lektüre des *kürbiskern* öffnete sich mir ein neues Feld der Beziehung zur BRD, das sich sowohl mit meinen literarischen als auch politischen Interessen verband, und ich habe begonnen, diese Zeitschrift so regelmäßig wie möglich zu lesen. Die vorgestellte Strömung schien mir trotz aller Niveauunterschiede so interessant, daß ich meinen Freunden von der Zeitschrift *Action poétique* den Vorschlag machte, der in Frankreich damals noch unbekannten neuen politischen Dichtung in der BRD eine Nummer zu widmen. Jean Mortier, ein Germanist, der „Irrlicht und Feuer“ von Max von der Grün übersetzt, machte uns auf den Arbeitskreis Literatur der Arbeitswelt aufmerksam, und so wurde schließlich das Projekt zu einer Doppelnummer erweitert („Agitprop et littérature ouvrière en Allemagne“, September 1972). Diese Nummer erfreute sich hier eines gewissen Erfolgs.

Da ich für die Vorbereitung der Nummer Briefverbindung zu Mitarbeitern des *kürbiskern* aufgenommen hatte, nutzte ich eine Gelegenheit, im Sommer 1973 die Kontakte persönlich zu vertiefen. Bei langen Diskussionen mit Friedrich Hitzler und Roman Ritter lernten wir in der Hauptstadt des Bieres große Rotweinflaschen und sprachen über die letzten Erscheinungen von Böll, Walser, Kroetz und Gerd Fuchs. Nach zehn Jahren fand ich — zweifellos mit der Hilfe meiner Frau, sie ist aus der BRD —, einen menschlichen und geistigen Bezug zu dem anderen Deutschland.

Außerdem sammelte ich nützliche Angaben über den Verband der Schriftsteller. Auch in Frankreich gibt es seit 1968 einen, wenn auch zahlenmäßig schwächeren Schriftstellerverband („union des écrivains“), der seinen Hauptsitz in Paris und Regionalverbände hat. Die Unterhaltungen, die ich in München hatte, und vor allem die detaillierten und fundierten Arbeiten, die im *kürbiskern* erschienen sind („Abhängigkeit in der Kulturindustrie“, „Schreiben, was, wie, für wen?“, „Gemeinsam gegen rechts“ usw.), haben es mir ermöglicht, meine französischen Freunde über die interessante Erfahrung des Verbands der Schriftsteller, über

seine Forderungen, seine Erfolge und seine Schwierigkeiten zu informieren. Die gewerkschaftliche Perspektive einer umfassenden Organisation, die alle diejenigen zusammenfaßt, die im Bereich der Kultur und der Massenmedien arbeiten, ist für uns ein reiches Reflexionsthema, auch wenn die politischen und gewerkschaftlichen Gegebenheiten in Frankreich uns zu andersartigen Lösungen führen müssen. Eine Notwendigkeit bleibt in beiden Ländern bestehen: die Kulturschaffenden und Werktätigen dieses Bereichs in einer antimonopolistischen Richtung zu vereinigen. In Frankreich kämpfen wir auf der Grundlage von bestimmten günstigen Bedingungen: die Macht der CGT, Massen- und Klassengewerkschaft, und das Bestehen eines Bündnisses der linken Parteien auf der Grundlage eines gemeinsamen Regierungsprogramms kommen uns zugute. Aber andererseits ist es schwieriger, gegen die traditionsgebundene Gefahr der Zerstreuung von Schriftstellern und Künstlern in mehreren Konkurrenzorganisationen anzukämpfen.

Aber nach diesem Exkurs über die französischen Zustände möchte ich wieder auf den *kürbiskern* zurückkommen und zu seinem Bestehen und seiner erfolgreichen Gruppenarbeit gratulieren. Die Qualität dieser Arbeit zeigt sich auch in den Nummern, die sich mit dem Ausland befassen („Sowjetische Kultur heute“, „Das andere Amerika“, „Chile — Lateinamerika“). Auch *Action poétique* hat diesen Themen, wenn auch mehr im Bereich der Lyrik, Arbeiten gewidmet, die uns erlauben, den Wert dieser *kürbiskern*-Nummern einzuschätzen. Sehen wir auch manchmal gewisse Probleme der Kulturpolitik unter anderem Licht, so geht doch die Untersuchung von einem gemeinsamen Ausgangspunkt aus: vom Kampf für eine demokratische Kultur. Und da der *kürbiskern* deutlich sein Engagement offenbar werden läßt, ist es erfreulich, zu erfahren, daß er zur auflagenstärksten literarischen Zeitschrift der BRD geworden ist. Er hat, getreu seinem Untertitel — Literatur, Kritik, Klassenkampf —, in den drei Aspekten im Laufe seiner zehn Jahre eine gute Arbeit geleistet. *kürbiskern* hat es verstanden, keinen der drei auf Kosten der anderen zu bevorzugen und ist damit der Gefahr entgangen, elitär, trocken oder sektiererisch zu werden.

Auf daß der Kürbis wachse
und, wenn er zu dick wird, platze
und streue rote Kerne
von München in alle Ferne!

Grüße von Genossen Professoren aus der DDR

Liebe Freunde vom *kürbiskern*!

Nun ist es also soweit. Der *kürbiskern* kann nach Dezennien rechnen. Genug-tung stellt sich bei den langjährigen Lesern ein. Was ist schon Dauer, werden jene sagen, die sich an Tucholsky erinnern; warnte dieser doch vor allen, die sich darauf berufen, daß sie eine Arbeit schon lange machen — sie könnten sie ja durchaus schon lange falsch machen.

Im vergangenen Jahr hat eine Studentengruppe bei mir eine Untersuchung über

den *kürbiskern* abgeschlossen. In der Diskussion zur Verteidigung der Diplomarbeit fiel ein Wort, das mir viele Sätze erspart. Der *kürbiskern*, so hieß es da, sei einfach unentbehrlich. Und so ein Satz begründet Dauer im zweifachen Sinn von Begründen als Erklären und Ein-Fundament-Schaffen. Der *kürbiskern* ist unentbehrlich für die Schriftsteller des Landes, in dem er erscheint —, und nicht nur für sie —, weil er seine Seiten der Aussprache darüber öffnet, wie eine demokratische, humanistische Kunst und Literatur gestärkt werden kann, und weil er erkennen läßt, wie das Wort „Zukunft“ nicht nur aussprechbar ist, sondern welche Kräfte Zukunft gestalten müssen und werden. Der *kürbiskern* ist unentbehrlich für alle, die eine unverfälschte, nicht von den bürgerlichen Massenmedien manipulierte Auskunft über den Stand der Entwicklung der Kunst und den Klassenkampf auf dem Gebiet der Kultur in den kapitalistischen Ländern heute, im besonderen den deutschsprachigen, haben wollen. Er ist unentbehrlich für die konsequent demokratischen Kräfte, die in ihm eine immer deutlicher hörbare Stimme besitzen.

Dank und Glückwunsch, die ich aus dem gegebenen Anlaß dem *kürbiskern* übermittle, haben so jene besondere Intensität, die eben dem Unentbehrlichen, und nur ihm, zuteil wird. Wir wünschen, daß der *kürbiskern* sich ständig kräftigt und auch erweitert.

Alles Gute erst einmal für das nächste Dezennium!

Hans Joachim Bernhard, Rostock

Zehn Jahre *kürbiskern* — das sind nicht nur überzeugende Beiträge zur Auseinandersetzung mit der reaktionären Kultur des imperialistischen Klassegegners, das sind auch zehn Jahre des schöpferischen Meinungsstreits und der Verständigung unter Freunden und Genossen.

Mit großem Gewinn habe ich jede Ausgabe Eurer Zeitschrift gelesen. Mein besonderes Interesse galt den veröffentlichten literarischen Texten sowie den literaturtheoretischen Arbeiten, die vom spürbaren Anwachsen einer realistischen Kunstströmung in der BRD Zeugnis ablegen.

Ich beglückwünsche Euch zum Jubiläum Eurer Zeitschrift und wünsche Euch weitere erfolgreiche Jahre verantwortungsvollen kulturpolitischen Wirkens.

Hans Koch, Berlin

Liebe Freunde:

Zehn Jahre *kürbiskern* — zehn Jahre „Literatur, Kritik, Klassenkampf“, — zehn Jahre gute Nachrichten aus der Bundesrepublik, denn sind fortschrittliche Literatur, fortschrittliche Kritik und Klassenkampf gegen das Kapital nicht gute, nicht beste Nachrichten! —

zehn Jahre literarische Kampfberichte: von Siegen und Niederlagen, voller Freude oder auch in Trauer und im Zorn, stets jedoch optimistisch in die Zukunft blickend.

Habt Dank, teure Freunde, für zehn Jahre *kürbiskern*

Jürgen Kuczynski, Berlin

Zum Dokument „Die Unidad Popular und die Aufgaben des chilenischen Volkes“

Kurz bevor die chilenische Militärjunta das zweite Jahr ihrer Militärdiktatur vollendet, haben sich die Spitzen der Parteien der Unidad Popular in Berlin (DDR) getroffen, um die Situation im Innern des Landes zu analysieren, auf dem Wege der politischen Diskussion eine gemeinsame programmatische Grundlage zu finden und die Kampfstrategie zum Sturze der Junta zu bestimmen.

Diese Konferenz war die wichtigste, die seit dem Militärputsch im Ausland abgehalten wurde. Auf ihr trafen die Führer der Parteien der Volkseinheit im Ausland und leitende Mitglieder dieser politischen Organisationen zusammen¹. Sie haben fünf Tage lang Diskussionen geführt und Meinungen ausgetauscht und schließlich ein 22seitiges Dokument mit dem Titel „Die Unidad Popular und die Aufgaben des chilenischen Volkes“ unterzeichnet.

Als Carlos Altamirano, der Generalsekretär der Sozialistischen Partei, die Erklärung bekanntgab, wies er besonders auf die Abwesenheit von Luis Corvalán hin, der von der Junta gefangengehalten wird, und fügte hinzu, daß der Chef der Kommunistischen Partei bei der Zusammenkunft von Orlando Millas, Mitglied der politischen Kommission dieser Partei, vertreten wurde. Er ging auch auf die Anwesenheit von Jaime Gazmuri ein, des Generalsekretärs der Partei MAPU O. C., der aus Chile gekommen war, um an den Unterredungen teilzunehmen.

Das Dokument besteht aus acht Hauptpunkten und gibt die übereinstimmenden Ansichten aller Parteien wieder. Die politischen Führer bekräftigen darin ihre Bereitschaft, „die praktische Umsetzung ihrer Ziele gemeinsam, einheitlich und unbeirrbar voranzutreiben“; sie erklären, es sei nun an der „jeweiligen Führung im Inland“, „deren Mandat wir erfüllt haben — sie zu vermitteln und in die Tat umzusetzen“.

Isolierung im In- und Ausland:

Im Anschluß an eine kurze Analyse der wirtschaftlichen Situation unter der Junta wird darauf eingegangen, wie das Bild des Elends, der Repression und des Scheiterns zusammen mit der wachsenden Korruption des faschistischen Regimes dessen nationale und internationale Isolierung bewirkt haben:

„Im Inland kommt die Isolierung darin zum Ausdruck, daß sich nicht nur die Arbeiterklasse und die Volksmassen in Stadt und Land, die am schwersten von der Repression und der wirtschaftlichen Katastrophe betroffen werden, in die Opposition gegen die Diktatur einreihen. Auch die Mittelschichten stellen anhand der Tatsachen fest, daß die Politik der Junta ihren Interessen kraß zu-

¹ KOMMUNISTISCHE PARTEI CHILES — Orlando Millas, Manuel Cantero, Julieta Campusano.

ORGANISATION DER CHRISTLICHEN LINKEN — Bosco Parra, Juan E. Miquel, Rafael A. Gumucio.

Partei MAPU — Oscar G. Garretton, Lautaro Rojas, José Lopez.

Partei MAPU ARBEITER UND BAUERN (MAPU O.C.) — Jaime Gazmuri, Jose M. Insulza, Juan C. Concha

RADIKALE PARTEI CHILES — Anselmo Sule, Benjamin Teplisky, Carlos Parra

SOZIALISTISCHE PARTEI CHILES — Carlos Altamirano, Adonis Sepulveda, Clodomiro Almeyda.

widerläuft und sie zugunsten der Großbourgeoisie und des ausländischen Kapitals hintansetzt.“

„Große Teile der Bevölkerung, die sich in der Vergangenheit der Politik der Regierung der Unidad Popular entgegengestellt und sogar bewußt oder unbewußt die Diktatur mit vorbereitet haben, lehnen heute ihre Maßnahmen und die von ihr angewandten Verfahren ab.“

Zur Isolierung gegenüber dem Ausland heißt es:

„Auf internationaler Ebene ist es zu einem fast einmütigen Phänomen des Abscheus gegen das Regime Pinochets und der Solidarität mit dem chilenischen Volke gekommen. Die meisten Regierungen, internationale Organisationen, die wichtigsten ideologisch-politischen Strömungen und selbst die Vollversammlung der Vereinten Nationen haben dieses Regime entschieden verurteilt.“

„Die weltweite gewaltige und großzügige Bewegung der Solidarität mit dem chilenischen Volk und der Abscheu gegen die Militärjunta ist ein machtvoller Ansporn im Kampf um die Befreiung unseres Landes. Völker und Regierungen der sozialistischen, sozialdemokratischen, fortschrittlichen und nicht paktgebundenen Länder, ihre Gewerkschaftsorganisationen, die Frauen, die Jugend, hervorragende Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Kunst und Kultur, mit einem Wort, die ganze zivilisierte Welt, bringen auf tausendfache Weise ihre Solidarität mit dem Kampf unseres Volkes und ihre Verurteilung des barbarischen und rückschrittlichen Regimes der Militärdiktatur zum Ausdruck.“

Hauptaufgabe: Sturz der Junta

Der Militärputsch hat — so besagt das Dokument — der Volksbewegung eine tiefgreifende, wenn auch zeitweilige Niederlage beigebracht. Im Hinblick darauf wird zugegeben, daß Fehler in der Führung der gesellschaftlichen Entwicklung zu dieser vorübergehenden Niederlage beigetragen haben. „Dennoch mindert nichts von alledem die Richtigkeit und die soziale Notwendigkeit des von der Unidad Popular eingeleiteten Prozesses... Die strategischen Ziele der Volksbewegung sind weiterhin gültig: der Kampf gegen den Imperialismus, die Monopole und die Großgrundbesitzer und für den Beginn des Aufbaus des Sozialismus im Lande.“

Dafür ist es unerlässlich, die Junta zu stürzen. Zu dieser lebenswichtigen Aufgabe sagt das gemeinsame Dokument:

„Für den Sturz der Diktatur betrachtet es die Unidad Popular als unabdingbar, daß sich die zum Kampf gegen das faschistische Regime entschlossenen Kräfte auf neuen programmatischen Grundlagen sammeln, die eine Hoffnung und einen realen Weg für die Befreiung des ganzen Volkes eröffnen. Eine Organisation mit breiter sozialer Basis und tiefgreifenden Vorhaben, die die humanistischen Werte der Christen, Freidenker und Marxisten umfaßt; eine Organisation mit höherer ideologischer Vielfalt, in der die Beziehungen ihrer Mitglieder wahrhaftig, ehrlich und gleichberechtigt sind und die gleichermaßen die historischen Ziele der arbeitenden Massen verfolgt und die Interessen aller in ihr vertretenen Kräfte berücksichtigt.“ Auch den Militärs, die sich wirklich dem chilenischen Volk zugehörig fühlten, fiel eine wichtige Rolle an der Seite derer zu, die für die Befreiung des Landes kämpften. Anschließend wird die Struktur der Widerstandsbewegung entworfen:

„Die Organisation dieser breiten und patriotischen Widerstandsbewegung des Volkes wird die Beteiligung aller Kräfte auf der Entscheidungsebene umfassen müssen. Keiner ihrer Bestandteile ist zeitweiliger Mitkämpfer bei der Befreiung

des Volkes, sondern jeder ist ein Faktor in der historischen Verwirklichung seiner Ideale.“

Es wird auch die politische Arbeit mit anderen Kräften, die nicht zur Unidad Popular gehören, erwähnt:

„Die bedeutendste unter diesen Kräften ist der MIR, der, wie die gesamte Volksbewegung, Gegenstand einer erbitterten Repression war. Die antifaschistische Einheit mit dem MIR ist möglich auf der Grundlage einer gemeinsamen Politik, die jeglichen Versuch einer Spaltung und der Verfolgung einer Alternative ausschließt und sich auf gegenseitige Achtung stützt.“

In bezug auf die Christlichen Demokraten wird in dem Dokument darauf hingewiesen, daß jedes konsequent demokratische Verhalten unvermeidlich zum Zusammenstoß mit der Politik der Junta führen muß:

„In letzter Zeit hat man diesen Prozeß besonders intensiv innerhalb der Massenorganisationen erlebt, und es haben sich unter den Christdemokraten Positionen herausgebildet, die einer Aktionseinheit gegen die Diktatur günstig sind.

Verschiedene Persönlichkeiten haben Initiativen entwickelt, die auf den Kampf gegen die Junta hinauslaufen, wie z. B. das kürzlich durchgeführte Seminar von Colonia Tovar in Caracas, auf dem Mitglieder und Persönlichkeiten der Christdemokraten und der Unidad Popular gemeinsam zu der Schlußfolgerung gelangten, daß es notwendig ist, Kräfte zu sammeln, um die Diktatur zu stürzen und dabei keine Partei der chilenischen Linken auszuschließen.“

Sturz der Diktatur bedeutet harten Kampf:

Die Führer der Unidad Popular stimmen darin überein, daß der Sturz der Junta und die Einführung neuer demokratischer und volksverbundener Lebensformen nicht ohne tiefgreifende Kämpfe zu erreichen sind:

„Der von der Unidad Popular in Gang gesetzte revolutionäre Prozeß wurde mit Hilfe von Waffen blutig unterbrochen. Das bedeutet, daß die reaktionären Kräfte, die sich in dieses Unternehmen gestürzt haben, ihre Machtpositionen nicht friedlich wieder hergeben werden.“

„Die Volksbewegung wird im Verlauf ihrer Aktion keine Möglichkeit, den Faschismus zu schlagen, zu verwerfen, sei sie ideologisch, politisch, wirtschaftlich oder militärisch. Jedoch ganz gleich, welche Kampfformen angewendet werden, sie alle setzen die Entwicklung einer breiten Massenbewegung voraus und erfordern sie.“

„Der Wiederaufbau und die Stärkung der in Jahren des Kampfes des chilenischen Volkes geschaffenen Organisationen ist eine vorrangige Aufgabe. Wir begrüßen daher, was in der Aktivierung der Gewerkschaftsbewegung, der CUT und ihrer Föderationen, sowie der Landarbeiterorganisationen erreicht worden ist. Die Organisationen, die im Laufe des Widerstandes gegen die Diktatur entstanden sind, müssen ebenfalls Impulse erhalten. Außerdem muß jeder Tätigkeit, die die Macht der Junta auf den verschiedensten Gebieten verringert oder zerrüttet, organisatorische Kraft verliehen werden.“

In dem Dokument von Berlin wird außerdem die Notwendigkeit formuliert, ein demokratisches, revolutionäres und volksverbundenes Programm, das die Interessen des ganzen Volkes vertritt, aufzustellen.

In sechs grundlegenden Punkten zeichnet sich dieses Programm ab:

a) Sturz der Militärjunta.

- b) Errichtung einer demokratischen und revolutionären Volksregierung, deren Hauptaufgabe darin bestehen wird, den Faschismus endgültig auszurotten, den repressiven Polizeistaat abzuschaffen und die revolutionären Veränderungen im Hinblick auf den Aufbau des Sozialismus zu garantieren.
- c) Anwendung komplexer wirtschaftlicher Maßnahmen, mit dem Ziel, das Land aus dem Bankrott und dem Chaos herauszuführen, in die es der Faschismus gestürzt hat.
- d) Eine unabhängige Außenpolitik, die dem Land einen Platz der Würde und der Ausübung seiner Souveränität verschafft.
- e) Errichtung neuer, demokratischer Institutionen.
- f) Tiefgreifende Veränderungen der Streitkräfte und der Carabineros, mit dem Ziel, sie in eine bewaffnete Organisation im Dienste des Volkes zu verwandeln. Das erfordert die umgehende Entfernung der Urheber und Anstifter des Putsches und der für Verbrechen und Folter Verantwortlichen und ihre Bestrafung.

Als nächste Ziele, für die das Volk gegenwärtig zu kämpfen hat, bezeichnen die Führer der Unidad Popular die Wiederherstellung der Menschenrechte und der demokratischen Freiheiten, die Verteidigung des Lebensstandards des Volkes sowie der nationalen Souveränität. Nur der Sturz der Junta werde es erlauben, tatsächlich Lösungen in Angriff zu nehmen, die den Wünschen und Idealen des Volkes entsprechen.

Schließlich erklären die Parteiführer der UP, auf welche Weise sich die Volksbewegung in Chile und durch koordinierte Aktionen im In- und Ausland stärken muß, um der großen vor ihr liegenden Aufgabe gerecht zu werden: „Diese Organisiertheit erfordert die enge Koordinierung unserer Parteien, von der Basis bis zu den obersten Leitungen, wobei sie sich an jedem Ort und an jeder Kampffront um eine einheitliche Führung und eine enge Verbindung mit den Massenorganisationen, die das Volk sich schafft, bemühen müssen.“

„Für den Kampf außerhalb Chiles, für die Solidarität und die Unterstützung unseres Landes haben wir beschlossen, ein politisches Kommando und eine Organisationsstruktur zu bilden, die mit der Führung im Inland verbunden ist.“

Die politische Übereinkunft schließt mit selbstgewisser Zuversicht:

„Die Unidad Popular erneuert ihre absolute Gewißheit über den Sieg und verpflichtet sich einmal mehr, alle ihre Energien einzusetzen, um ihn zu erringen.“

Am 7. Juni 1975 fand in der Stadthalle von Bad Godesberg ein Internationales Hearing zu den Berufsverboten in der BRD statt. Entscheidendes politisches Gewicht erhielt diese von der bürgerlichen Presse so gut wie verschwiegene Veranstaltung durch die starke internationale Beteiligung. Unter den etwa 400 Teilnehmern waren Wissenschaftler, Publizisten, Gewerkschafter und Vertreter verschiedener politischer Parteien und Gremien u. a. aus Belgien, Dänemark, Finnland, Frankreich, Italien und den Niederlanden. Im Laufe der Tagung kamen noch zahlreiche Solidaritäts- und Grußadressen der verschiedensten Organisationen, Institutionen und Gruppen aus vielen europäischen Ländern.

Gutachter aus dem In- und Ausland trugen Materialien, Argumente, Analysen und Dokumente zur Situation der Berufsverbotspraxis zusammen. Gleichzeitig fanden Informationsgespräche statt mit skandinavischen, holländischen und französischen Gästen.

Die vom Veranstalter, der Initiative „Weg mit den Berufsverboten“, eingeladenen Befürworter der Berufsverbote (verschiedene Abgeordnete der Bonner Parteien) vertraten ihre Meinungen durch Abwesenheit. Ihre Argumente faßte der Jurist Klaus Böwer in seinem Referat „Die Position der Befürworter der Berufsverbote in der BRD“ zusammen. Horst Bethge, der bildungspolitische Sprecher der DFU, gab einen Überblick über „Ausmaß und Umfang der Berufsverbote in der BRD“.

Die Feststellung der genauen Anzahl von Berufsverbotsfällen wird dadurch wesentlich erschwert, daß die Bundesregierung sich weigert, Zahlen für die abgelehnten Bewerber zu nennen. Offiziell gibt es also wohl gar keine Berufsverbote. Vor diesem Hintergrund erscheint es dann nur „konsequent“, wenn mittlerweile der Intendant des WDR, auf Empfehlung des Nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten (Kühn, SPD), verfügt hat, daß die Mitarbeiter dieser Sendeanstalt künftig das Wort „Berufsverbot“ nicht mehr verwenden dürften, da „es sich bei diesem Ausdruck um einen polemischen Begriff handelt“ (Dienst-anweisung des WDR vom 2. 7. 1975).

Es ist dies eine Praxis, die in beunruhigender Weise an bekannte faschistische Traditionen anknüpft.

Horst Bethge nannte dem Plenum jene Zahlen und „Fälle“, die gesichert sind. Daraus ergibt sich, daß mit dem Stand vom 6. 6. 1975 über 450 Berufsverbotsfälle namentlich erfaßt sind, unter ihnen z. B. 171 Lehrer, 86 Hochschullehrer, 18 Sozialpädagogen, 16 Juristen, 10 aus dem Gesundheitsbereich, 7 aus dem Verwaltungsbereich. Nicht berücksichtigt sind dabei solche „Fälle“, in denen die zur sogenannten „Anhörung“ Geladenen gar nicht erst erscheinen und in andere Berufe abwandern. Etliche „Fälle“ werden in der Öffentlichkeit auch gar nicht erst namentlich bekannt. Aus Angaben aus zahlreichen Regionen der BRD läßt sich schließen, daß etwa 200 weitere „Fälle“ von Berufsverboten alleine im Schulbereich bestehen. Im Hochschulbereich (einschließlich der Tutoren) dürften es 500 „Fälle“ sein; bei den Sozialpädagogen etwa 50. Man kann also von rund 1200 Berufsverbotsfällen in der BRD ausgehen.

Die Zahl der „Überprüfungen“ in der BRD liegt bei etwa 450 000. In weiteren schriftlichen und mündlichen Gutachterbeiträgen wurden dann die verschiedenen juristischen, politischen, ideologischen, historischen und gesellschaftlichen Aspekte der Berufsverbotspraxis erläutert.

Klaus Konjetzky sprach auf dem Internationalen Hearing für jene Autoren in der BRD, die Schreiben als eine gesellschaftliche und politische Arbeit verstehen und deren Arbeitsbedingungen unter dem Druck von Berufsverböten, Zensur und Kulturentkürzungen zum Teil schon in bedrohlichem Maße beeinträchtigt sind:

Die Praxis der Berufsverbote in diesem Land richtet sich notwendigerweise — über die unmittelbar Betroffenen hinaus — gegen jeden, der das verfassungsmäßig garantierte Recht für sich beansprucht, eine politische Meinung zu haben. Schriftsteller leben von diesem Recht; denn Schriftsteller sein heißt nicht zuletzt: Meinungen öffentlich machen.

Wer das Herstellen von Öffentlichkeit durch politische Zensur, durch Absetzen von Sendungen, durch Ablehnung von politisch nicht genehmen Manuskripten verhindert, verbietet einem Autor praktisch die Ausübung seines Berufes.

Auf dem 3. Schriftstellerkongreß des VS in der IG Druck und Papier, November 1974 in Frankfurt, sagte Günter Wallraff u. a.: „... Es wird wieder gefährlich zu schreiben, die anschauliche, konkrete Wahrheit zu veröffentlichen. Der Gegner antwortet ... mit Kündigungen, langfristigen, spätzündenden Kündigungen, Nichtverlängerung der Verträge in Verlagen, Funk- und Fernsehanstalten, bei freien Mitarbeitern mit einem plötzlichen oder allmählichen Wegbleiben der Aufträge, unter vagen Begründungen, keine Zeit, kein Raum, keine Sendezeit, Kürzung des Etats, Streichung des Etats ...“

Der sogenannte Radikalerlaß und seine Folgeverordnungen, die dazu dienen, bestehendes gesellschaftliches Unrecht der öffentlichen Kritik zu entziehen, bedrohen damit die Existenz all jener Schriftsteller, die schreibend dafür kämpfen, daß die Verhältnisse in diesem Land gerechter, sozialer, menschenfreundlicher werden.

Jeder aus politischen Gründen von der Ausübung seines Berufs ausgeschlossene Lehrer oder Angestellter im öffentlichen Dienst ist auch ein Stück weniger politische Meinungsfreiheit, ist ein Stück weniger Demokratie.

Für Schriftsteller bedeutet das die schrittweise Beschneidung auch ihres eigenen Berufes.

Wir fordern deshalb nicht mehr als das Selbstverständliche: wir fordern politische Meinungsfreiheit!

Um die Verantwortlichen in diesem Land nicht im Zweifel darüber zu lassen, daß für uns jedes ausgesprochene Berufsverbot als ein Angriff auf das demokratische Grundrecht der politischen Meinungsfreiheit verstanden wird — und daß deshalb die vom Verbot Betroffenen unseres selbstverständlichen solidarischen Protestes sicher sein dürfen, habe ich zusammen mit einigen Kollegen einen Aufruf verfaßt unter der Überschrift:

EINIG GEGEN DIE BERUFSVERBOTE

Vor 30 Jahren, am 8. Mai 1945, endete der 2. Weltkrieg, brach die Diktatur des Hitlerfaschismus zusammen. Für alle, die diesen Tag als einen Tag der Befreiung empfinden können, wurde die Demokratisierung zu einer selbstverständlichen Pflicht. Und sie werden sich gegen alle Tendenzen wenden, die sich der Demokratisierung in den Weg stellen oder bereits errungene Freiheitsrechte wieder rückgängig machen wollen.

Die antidemokratischen Tendenzen in der Bundesrepublik Deutschland finden ihren gefährlichsten Ausdruck in den Berufsverböten, die sich vom sogenannten Radikalerlaß der Ministerpräsidenten herleiten. Jeder Beobachter, der den Stil der Verhandlungen verfolgt, mit dem aktive Demokraten, Mitglieder und Sympathisanten zugelassener Parteien aus dem Staatsdienst gedrängt und geworfen werden, sollte sich an die Maßnahmen erinnern, durch die Faschisten den öffentlichen Dienst von Demokraten reinigten, an das ‚Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums‘. Die Spuren schrecken: Kommunisten, als ‚radikal‘ verschrieene Sozialdemokraten sind schon heute betroffen. Der Kreis wird zunehmend erweitert. Was nach der Vorstellung der Herrschenden links ist, was konsequent demokratisch ist, gehört nicht in den Staatsdienst, nicht an die Schulen, nicht an die Universitäten.

Der Kreis wird erweitert: Was links ist, soll auch bei den öffentlichen Medien nichts zu suchen haben. Die Aktivitäten der Mittelstandsvereinigung der CDU des Rheinlands wenden sich gegen den WDR; Mitarbeiter werden herausgegriffen und denunziert. Die Nichtbeschäftigung wird empfohlen. Dabei geht es nicht um Nuancierungen. Die benannten Journalisten und Schriftsteller vereinigt lediglich dies, daß sie links von der Mittelstandsvereinigung der CDU des Rheinlands stehen. Es besteht die Gefahr, daß die öffentlichen Medien diesem Druck nachgeben. Schon gibt es Absetzungen von Fernsehspielen, Terminveränderungen und ähnliches. Und davon sind keineswegs nur Sozialisten betroffen.

Die Unterzeichner dieses Aufrufs wenden sich entschieden gegen den Radikalerlaß und die Berufsverbotspraxis, die verfassungsfeindlich sind und das Grundgesetz aushöhlen. Sie wenden sich gegen alle vergleichbaren Tendenzen, durch die Kulturschaffende bedroht werden, die besonders dort, wo sie als freie Mitarbeiter bei öffentlichen und privaten Medien arbeiten, einer politisch reglementierenden Maßnahme ausgeliefert sind und um ihre Existenz bangen müssen. Durch einen solchen Druck kann der Artikel 5 des Grundgesetzes, der Meinungsfreiheit garantiert, faktisch aufgehoben werden.

Die Unterzeichner dieses Aufrufes fordern die politischen Kräfte der Bundesrepublik Deutschland auf, alles zu tun, damit der sogenannte Radikalerlaß und die Berufsverbotspraxis außer Kraft gesetzt werden.

Sie wenden sich an die Intendanten der Rundfunkanstalten, die Rundfunk- und Verwaltungsräte, die Parteien und Gewerkschaften mit dem Appell, die Meinungsfreiheit zu verteidigen und alle Angriffe abzuwehren, die unser Grundgesetz zur Farce machen wollen.

Klaus Konjetzky übergab dem Internationalen Hearing diesen Aufruf, den inzwischen über 60 Autoren unterzeichnet haben:

Prof. Wolfgang Abendroth, Dr. Jürgen Alberts (auch für Werkkreis Literatur der Arbeitswelt), Arnfrid Astel, Wolfgang Bächler, Jörg Becker, Erdmute Beha, Rudi Bergmann, Vera Botterbusch, Peter O. Chotjewitz, Franz Josef Degenhardt, Ingeborg Drewnitz, Elisabeth Endres, Gerd Fuchs, Werner Geifrig, Ulrich Greiwe, Jens Hagen, Reinhard Hauff, Günter Herburger, Diederich Hinrichsen, Friedrich Hitzer, Elvira Höge-

mann-Ledwohn, Joachim Hoßfeld, Klaus Konjetzky, Boerries-Peter Kopton, Franz Xaver Kroetz, Roland Lang, Kaspar Maase, Christoph Meckel, Ulf Miebe, Michael Molsner, Günter Müller, Oskar Neumann, Dagmar Plötz, Roman Ritter, Erika Runge, Monika Sperr, Eckart Spoo, Dieter Süverkrüp, Hans-Joachim Schlegel, Erasmus Schöfer, Godehard Schramm, Peter Schütt, Jürgen-Peter Stössel, Uwe Timm, Artur Troppmann, Guntram Vesper, Helmut Walbert, Martin Walser, Rodja Weigand, Gerd Weinreich, Peter Weiß, Theodor Weißenborn, Clemens Wloka, Rainer Wochele, Klaus-Peter Wolf, Guido Zingerl, Rainer Zwing.

Weitere Unterschriften von Autoren zur Unterstützung dieses Aufrufs bitte an: Klaus Konjetzky, 8 München 40, Schwarzmannstraße 4.

Zwei Briefe zur Verbreitung der Erklärung „Wahrheit über Portugal“

Alfred Andersch, Berzona
Friedrich Hitzer, München

Rundbrief an Schriftsteller, Künstler und andere Mitarbeiter publizistischer und elektronischer Medien

Werte Kolleginnen und Kollegen!

Wir schicken eine Erklärung mit Erstunterzeichnern zur Solidarität mit Portugal und zur Auseinandersetzung mit den nach rechts orientierten Medien unseres Landes. Wir schlagen ihnen vor, daß Sie sich dieser Initiative anschließen.

Wir meinen, daß Sie Ihre Unterschrift aber nicht nur an uns schicken, sondern auch, am besten mit einer kleinen zusätzlichen Erklärung, als Leserbrief zum Beispiel, an eine der Zeitungen geben, denen wir den Text zum Abdruck angeboten haben. Eine Kopie dieses Schreibens an die Zeitung legen wir bei.

Auf diese Weise könnten wir für die nächsten Wochen — und die sind für die Sache der Demokraten in Portugal und Europa ganz entscheidend — das Thema WAHRHEIT ÜBER PORTUGAL im Gespräch halten. Wir sollten von Ihnen spätestens bis zum 20. 9. 1975 wissen, ob Sie mitmachen. Vielleicht schicken Sie ganz einfach eine Kopie Ihrer Zuschrift. Dann kann man darangehen, die Sache in geeigneter Form zur Buchmesse vorzubereiten, um dort zu belegen, wie es um den oft beschworenen Pluralismus in den kapitalistischen Medien wirklich bestellt ist.

Wir hoffen auf Ihre Unterstützung. Portugal darf nicht mehr faschistisch regiert werden. Das geht uns alle an. Vielleicht werben Sie in Ihrem Kreis für diese Sache. Einige Kollegen meinen — es sind Mitglieder des VS und des P.E.N. —, daß man diese Verbände gewinnen müßte. Da es sich um die unmittelbaren beruflichen Interessen aller handelt, liegt es nahe, auch alle an der Mediengewerkschaft interessierten Verbände und Organisationen dafür zu interessieren.

Bitte die Zuschriften an Friedrich Hitzer, 8000 München 40, Elisabethstraße 3, senden. An die Gesamtreaktion und Belegschaft der (es folgen Name und Anschrift der Zeitung) Sehr geehrte Damen und Herrn! Werte Kollegen!

Wir bieten Ihnen die Erklärung WAHRHEIT ÜBER PORTUGAL mit der Liste der Erstunterzeichner zum vollständigen Abdruck in Ihrer Zeitung an.

In der BRD angeschriebene Redaktionen:

Süddeutsche Zeitung, Der Spiegel, Die Zeit, Frankfurter Rundschau, Berliner Extra-Dienst, UZ, DVZ, Die Tat, Vorwärts, Konkret, Die Feder, Nürnberger Nachrichten, WAZ, AP/UPI, dpa, ppd, ddd, AFP, Reuter, Portugies. Nachrichtenagentur, Italien. Nachrichtenagentur.

In der Schweiz:

Basler Nationalzeitung, Vorwärts.

Luchterhand · Herbst 1975

Gabriele Wohmann

Schönes Gehege

Roman Luchterhand



Leinen. DM 29,80

Hugo Loetscher

Der Immune

Roman Luchterhand



Leinen. DM 34,—

Kurt Marti

Die Riesin

Roman Luchterhand



Leinen. DM 19,80

Gerti Tetzner Karen W.

Roman Luchterhand



Leinen. DM 28,—

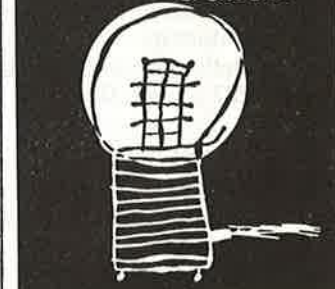
Wolfgang Weyrauch Beinahe täglich

Geschichten Luchterhand



Kartonierte. DM 14,80

Herburger Birne brennt durch



26 Abenteuergeschichten für Kinder und Erwachsene. Mit Zeichnungen von Daniel Herburger. Pappband. DM 15,80

➔ Philosophie

Hans Albert

Konstruktion und Kritik

Aufsätze zur Philosophie des kritischen Rationalismus
Reihe »Kritische Wissenschaft«, 392 Seiten, Ln., DM 29,80

Hans Albert

Transzendente Träumerien

Karl-Otto Apels Sprachspiele und sein hermeneutischer Gott
Reihe »Standpunkt«, 154 Seiten, DM 15,—

Peter J. Etges

Kritik der analytischen Theologie

Vorwort von Hans Albert
Reihe »Standpunkt«, 120 Seiten, DM 8,80

Walter Kaufmann Jenseits von Schuld und Gerechtigkeit

Von der Entscheidungsangst zur Autonomie
Reihe »Kritische Wissenschaft«, 207 Seiten, DM 27,50

Hubert Kieseewetter Von Hegel zu Hitler

Eine Analyse der Hegelschen Machtstaatsideologie und der politischen Wirkungsgeschichte des Rechtshegelianismus
Vorwort: Ernst Topitsch
Reihe »Kritische Wissenschaft«, 507 Seiten, DM 40,—

Bedrich Loewenstein

Plädoyer für die Zivilisation

Mit einem Vorwort von Golo Mann
Reihe »Standpunkt«, 169 Seiten, DM 10,—

Karl R. Popper

Objektive Erkenntnis

Ein evolutionärer Entwurf
Reihe »Kritische Wissenschaft«, 2. Auflage, 417 Seiten, DM 36,—

Adelbert Reif (Hrsg.)

Antworten der Strukturalisten

Reihe »Standpunkt«, 196 Seiten, DM 10,—

Roland Simon-Schaefer
Walther Ch. Zimmerli (Hrsg.)

Wissenschaftstheorie der Geisteswissenschaften

Konzeptionen, Vorschläge, Entwürfe.

Reihe »Kritische Wissenschaft«, 362 Seiten, DM 39,50



Deutsche Volkszeitung

ein
demokratisches
Wochenblatt —
unentbehrlich
für
den
kritischen
Zeitgenossen

Probeexemplare unverbindlich und kostenlos durch MONITOR-VERLAG GmbH, Düsseldorf, Oststraße 154, Postfach 5707 — Anforderungskarten liegen dieser Ausgabe bei —

Mehr Belletristik

Die dva setzt in diesem Herbst ihre Tradition als literarischer Verlag mit einem besonders umfangreichen Belletristik-Programm fort.

In der neuen Reihe »dva-international« erscheinen wichtige Romane aus allen Ländern in deutscher Übersetzung. Der Maßstab für die Auswahl ist ausschließlich der literarische Wert — auf schnell vergangene Konsumware wird verzichtet. Die Reihe beginnt mit Romanen aus Ungarn, Jugoslawien und den USA.



Zum Kennenlernen:
Für DM 2,— (in Briefmarken) senden wir Ihnen gern ein kleines Buch mit Leseproben dieser drei Romane — zum Einlesen, Blättern, eben zum Kennenlernen.

Im September erscheint die neue Ausgabe Jahresring 75/76
herausgegeben vom Kulturkreis im Bundesverband der deutschen Industrie.

Durch den Titel-Essay von Francois Bondy "Europa — Amerika — Reflex im Gegenlicht" und die Filmdiskussion wurde der Jahresring unter ein Motto gestellt ...
Geblieben ist, was sich als Kennzeichnung in den Rezensionen wiederholt:
"Ein Jahrbuch ohne Konkurrenz, eine Anthologie eigener Art, ein ungewöhnliches, engagiertes Buch über Literatur und Kunst der Gegenwart ..."

Wenn Sie sich für unser literarisches Programm interessieren — wir schicken Ihnen gern Prospekte. Postkarte genügt!

dva

7000 Stuttgart 1, Postfach 209

rote blätter

Studentenmagazin — Organ des Marxistischen Studentenbundes SPARTAKUS — Nr. 31 — September 1975 — 1,- DM



Knut Kiesewetter: Ich bin kein Kommunist

rote blätter 31 (Sept.) sind da und bringen u. a.

- Portugal — was passiert wirklich?
- Festung Stammheim: Prozeß dem Rechtsstaat
- Geht es den Studenten zu gut?
- Rudi Bergmann: Isolierte Fresser, Mick Jagger und georgische Poesie
- Knut Kiesewetter: Ich bin kein Kommunist!
- Violinen, Starfighter, BAföG und Arbeitslose
- Ein Tempel in der Sowjetunion
- VDS — Aktionen im Wintersemester und natürlich: Kochrezepte, dizz und daz und viele Informationen

Achtung! Jetzt unbedingt rote blätter abonnieren! Nur 10,50 DM für ein Jahresabonnement einschließlich Porto und allem. Sofort bestellen bei MSB Spartakus, 53 Bonn 1, Postfach.

Zur Buchmesse 75:

ZEITGEDICHTE

Portugal Lied der Revolution

*José Gomes Ferreira
Maria Velho da Costa
José Cardoso Pires*

vorgestellt von
Curt Meyer-Clason

In der neuen Reihe kürbiskern-ZEITGEDICHTE sind bisher erschienen:

Georg Herwegh

Hans Marchwitza

Attila József

Portugal — Lied der Revolution

Roman Ritter

Preis pro Heft DM 2,—. Bei Abnahme von 5 Heften in der Kassette DM 10,— (mit Kassette). Bestellungen bei Damnitz Verlag, 8 München 40, Hohenzollernstraße 144.

Max Raphael

Vom Werk des wiederentdeckten marxistischen Kunstwissenschaftlers sind bisher erschienen bzw. in Vorbereitung:

Theorie des geistigen Schaffens auf marxistischer Grundlage

Mit einem Nachwort von Joachim Schumacher und einem bio-bibliographischen Abriß von Claude Schaefer. 193 Seiten, Fischer Format, 1974. DM 16,80.

Arbeiter, Kunst und Künstler

Beiträge zu einer marxistischen Kunstwissenschaft. Mit einem Nachwort von Norbert Schneider. 291 Seiten, Fischer Format, 1975. DM 26,80.

Für eine demokratische Architektur

Kunstsoziologische Schriften. Mit einem Nachwort von Jutta Held. Ca. 150 Seiten, Fischer Format, 1976.

S. Fischer

Neu im Damnitz Verlag!

Imperialismus und Kultur

580 Seiten, Leinen, DM 16,—

Kultur im Imperialismus — das ist kultureller Klassenkampf. Von dieser Grundthese her untersuchen die Autoren, führende Kulturwissenschaftler der DDR, die widersprüchliche Kulturentwicklung in Deutschland seit 1900; der Schwerpunkt liegt auf der Entwicklung der BRD seit 1960.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Damnitz Verlag GmbH (kürbiskern), 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Telefon (089) 30 37 83.

kürbiskern

KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK

- | | |
|--|---|
| 1 Otto Gotsche
Sturmsirenen über Hamburg | 10 Harald Hauser
Wo Deutschland lag |
| 2 Sowjetische Erzählungen
der 20er Jahre | 11 Rudolf Braune
Das Mädchen an der Orga Privat |
| 3 Karl Grünberg
Brennende Ruhr | 12 Benito Wogatzki
Zement und Karfunkel |
| 4 Erik Neutsch
Auf der Suche nach Gatt | 13 Eberhart Panitz
Die unheilige Sophia |
| 5 Kurt David
Die Überlebende | 14 Ludwig Renn
Adel im Untergang |
| 6 Nikolai Bogdanow
Das erste Mädel | 15 Martin Andersen Nexö
Bootsmann Blom
und andere Erzählungen |
| 7 Ursula Püschel
Die Kernbauer | 16 Berta Lask
Stille und Sturm |
| 8 Nachrichten aus unserm Land
Der erste Tag | 17 Warum wird so einer Kommunist |
| 9 Karl Heinz Jakobs
Beschreibung eines Sommers | |

Preis je Band DM 6,80, im Abonnement DM 5,— + Porto.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Damnitz Verlag GmbH (kürbiskern), 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Telefon (089) 30 37 83

Wann haben Sie zum letztenmal KONKRET verschenkt?

Seit Oktober 1974 gibt es das neue KONKRET. In wenigen Monaten ist die Zeitschrift das Forum der demokratischen Linken geworden. Dies sind einige der Autoren und Interview-Partner von KONKRET:

Wolfgang Abendroth
Clodomiro Almeyda
Wolf Biermann
Norbert Blüm
Walter Boehlich
Heinrich Böll
Ernest Bornemann
Holger Börner
Henryk M. Broder
Hans Christoph Buch
Martin Buchholz
Peter O. Chotjewitz
Franz Josef Degenhardt
F. C. Delius
Karlheinz Deschner
Wilhelm Dröschner
Rudi Dutschke
Horst Ehmke
Bernt Engelmann
Erich Fried

Gerd Fuchs
Siegmar Geiselberger
Günter Grass
Max von der Grün
Peter Hamm
Karl-Heinz Hansen
Karl Hauenschild
Günter Herburger
Alexander von Hofmann
Heiner H. Hoier
Jörg Huffschild
Walter Jens
Nils Kadritzke
Yaak Karsunke
Dietrich Kittner
Alexander Kluge
Wladimir Lomejko
Hans Matthöfer
Günter Nenning
Peggy Parnass

Hermann P. Piwitt
Wolfgang Roth
Otto Schily
Sergio Segre
Klaus Staack
Jochen Steffen
Johano Strasser
Holger Strohm
Ralf Thénier
Mikis Theodorakis
Horst Thomayer
Henning Venske
Luis Vitale
Martin Walser
Uwe Wesel
Heidi Wiecek-Zeul
Erich Wulff
Bodo Zeuner
Gerhard Zwerenz

Macht KONKRET stark! Für seinen Kampf gegen den Rollback der Reaktion. Kauft zwei KONKRET! Verschenkt das zweite an Freunde und Bekannte, die das neue KONKRET noch nicht kennen! Abonnieren – für Euch und sie! Verdoppelt KONKRET!

KONKRET RADIKAL WIE DIE WIRKLICHKEIT

Ein Jahresabonnement
KONKRET für DM 30,—
inkl. Mehrwertsteuer
frei Haus
Coupon einreichen an:
NEUER KONKRET VERLAG
2000 Hamburg 11
Große Reichenstraße 25/27

ABONNEMENTS-COUPON

Name _____
Ort _____
Straße _____
Unterschrift _____
Ab Monat: _____

MARTIN WALSER'S „SELBSTGEFÜHL“ gehört zu dem Zyklus der 99 Strophen, der noch nicht veröffentlicht ist. In KÜRBISKERN 1/72 erschienen Strophen aus diesem Zyklus.

Das Kapitel „Mein Küchenmädchen und die Kommunisten“ ist einem Roman von FRITZ TOST entnommen, der im kommenden Jahr in der Kleinen Arbeiterbibliothek erscheinen wird.

WOLFGANG DIETER, geboren 1944, Buchhändlerlehre, Schauspielausbildung, Schauspieler (auch Regie). Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen.

BERND FISCHLE, geboren 1951 und seitdem in Stuttgart lebend, studiert an der Esslinger Fachhochschule Sozialarbeit.

ULRICH BECHER, geboren 1910 in Berlin. Jurastudium in Genf und Berlin, wo er bei George Grosz lernte und zu schreiben begann. Er war der jüngste der Autoren, deren Bücher 1933 von den Faschisten verbrannt wurden. Er floh nach Wien, heiratete die Tochter von Roda-Roda, flüchtete 1938 weiter in die Schweiz, von dort schlug er sich 1941 über Frankreich, Spanien und Portugal nach Brasilien durch, wo er als Journalist und Farmer lebte. 1944 Übersiedlung nach New York, 1948 Rückkehr nach Europa, seit 1954 lebt Becher in Basel.

Zahlreiche Romane, Stücke und Erzählungen. Becher gilt in vielen Ländern als einer der bekanntesten deutschen Erzähler der Gegenwart. Unter den letzten Veröffentlichungen: „Murmeltier“, 1969, „Das Profil“, 1973, beide bei Rowohlt. 1975 erscheint — in der BRD und der DDR — der Roman „Williams Ex-Casino“. Durchaus aktuelle Bedeutung hat der auch in der UdSSR, Polen usw. verbreitete antifaschistische Roman „Kurz nach 4“.

Der Beitrag „Zum Schriftstellerkongress in Madrid“ erscheint in einem ersten in der BRD vorgestellten repräsentativen Sammelband von Aufsätzen und Reden zur Politik und Ästhetik von Anna Seghers, in der kürbiskern-tendenzen-Reihe MARXISTISCHE ÄSTHETIK UND KULTURPOLITIK. Der Titel des Bandes lautet: „Willkommen, Zukunft!“.

SIGRID BOCK ist Mitarbeiterin der Akademie der Wissenschaften der DDR (Berlin).

VOLKER BRAUNS erstmals im KÜRBISKERN veröffentlichtes Gedicht „Gedächtnisprotokoll“ ist Teil eines geplanten Gedichtbandes.

FRITZ MIERAU ist Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften der DDR (Berlin). Er ist Autor des in der Reihe MARXISTISCHE ÄSTHETIK UND KULTURPOLITIK erschienenen Buches „Revolution und Lyrik — Majakowskij“; in Vorbereitung ist die Tretjakow-Monografie mit dem Titel „Erfindung und Korrektur — Die Operationsästhetik S. Tretjakows“, die 1976 beim Akademie-Verlag, Berlin (DDR), erscheinen wird. In dieser Monografie sind erstmals enthalten: die zweite Fassung des Stückes „Ich will ein Kind haben“, das Porträt von Gregor Gog „König der Vagabunden“ (auch aus dem Buch „Menschen eines Scheiterhaufens“) und die Briefe Tretjakows an Brecht.

ROMAN RITTER veröffentlichte 1975 im Damnitz Verlag in der Reihe ZEITGEDICHTE einen Gedichtband: „Lyrisches Tagebuch“. Im Herbst 1975 erscheint ein weiterer Gedichtband: „Einen Fremden im Postamt umarmen“ (Raith-Verlag, Starnberg).

MARIA VELHO DA COSTA, geboren 1938, studierte Psychologie, arbeitet als Fachberaterin in einem Ministerium. Veröffentlichte Erzählungen und den Roman „Maina Mendes“. Mitautorin des Buches „Neue portugiesische Briefe“. Unterstützt die Revolution durch kulturpolitische Aufklärungsarbeit.

ELISABETH ENDRES war Mitglied einer Reisegruppe von Schriftstellern und Journalisten — u. a. Erdmute Beha, Kurt Hirsch, Hella Schlumberger, Günter Wallraff —, die im Juli dieses Jahres Portugal besuchte. Ein ausführlicher Bericht über die Reise erscheint in der DEUTSCHEN VOLKSZEITUNG. Anfang September d. J. erscheint ihr „Autorenlexikon der deutschen Gegenwartsliteratur 1945/75“ im S. Fischer Verlag.

KLAUS FISCHER besuchte Portugal im Mai dieses Jahres als Mitglied einer Delegation des VDS-Bundesvorstands.

ERIKA RUNGES Gespräch mit DORIS MAASE ist ein Beitrag zum Buch „Frauen im deutschen Widerstand“, das Ende dieses Jahres beim Röderberg Verlag, Frankfurt, erscheinen wird.

ANDRE GISSELBRECHT ist ordentlicher Professor der Germanistik an der Universität von Nanterre. ALAIN LANCE ist Lehrer, Lyriker, Mitherausgeber und Redakteur der in Paris erscheinenden Zeitschrift ACTION POÉTIQUE.

ENRIQUE MÜLLER-CARGUA (siehe KÜRBISKERN 1/74).

Beilagenhinweis:

Dieser Ausgabe liegt eine Bestellkarte der „Deutschen Volkszeitung“ bei, wir bitten unsere Leser um Beachtung.

© copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN — Literatur, Kritik, Klassenkampf — wird herausgegeben von Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konietzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: 8 München 40, Hohenzollernstraße 144.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schelle-mann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/5. Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: 8 München 40, Hohenzollernstraße 144.

Druck: F. C. Mayer, 8 München 40, Kunigundenstraße 19.
Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 22,— zuzüglich MwSt. + Porto. Postscheckkonto München 33381 - 802. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/00832.
Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, 8 München 40, Hohenzollernstr. 144, Telefon (089) 30 37 83.

fh: Zur Eröffnung der Ausstellung RAUMFAHRT UND UMWELT DER UdSSR begleitete ich den sowjetischen Kosmonauten Pjotr Iljitsch Klimuk ins Münchner Olympiazentrum. Vor etwa vier Wochen war er nach einem 63 Tage dauernden Flug mit dem Kosmonauten Sewastjanow aus dem Weltraum zurückgekehrt. Auf seine Frage nach meiner Tätigkeit erzählte ich vom KÜRBISKERN und schenkte ihm ein Exemplar unserer ersten Ausgabe, mit der Widmung von Pablo Neruda, ein kleines Geschenk „dem Genossen aus dem Volk, das den Weltraum für Frieden und Völkerverständigung erobert“. Pjotr Klimuk schrieb uns zum 10. Jahrestag eine Widmung:

Unsere Eroberungen auf dem Gebiet der Weltraumforschung dienen dem Frieden und dem Fortschritt der ganzen Menschheit. Sie sind ein weiterer Schritt in der Entwicklung des menschlichen Denkens, der Wissenschaft und schöpferischer Wagnisse. Bei diesen Flügen treten wir nicht nur als Repräsentanten unseres Landes auf, sondern auch als Werktätige des blauen Planeten Erde.

Deshalb werden wir immer nach gegenseitigem Verständnis und Zusammenarbeit im Interesse des Friedens streben. Diese edlen Ziele stellt sich auch Ihre Zeitschrift, die ihr zehnjähriges Jubiläum begeht.

Ich wünsche Ihnen Erfolge bei dieser gar nicht leichten, aber wichtigen Arbeit.

PJOTR KLIMUK

Kosmonaut und Pilot der UdSSR

1. 9. 1975

Deutsche Volkszeitung

FR3280

2

Dienstag, 16. Januar 1978
11. Jahrgang • Nummer 00 77

Wochenzeitung für demokratischen Fortschritt

Wie Japan heute:

Japan

Wie sich das Land nach dem Zweiten Weltkrieg verändert hat, das ist das Thema der neuen Ausgabe der Japan-Reportage. Der Autor, der in Japan lebt, beschreibt die Veränderungen, die das Land in den letzten Jahrzehnten durchlaufen hat. Er berichtet über die Wirtschaft, die Kultur, die Politik und die Gesellschaft.

Kommt die Freiheit?
Auf dem Weg zur Freiheit, wie es scheint, hat das Land den Schritt der Liberalisierung der Wirtschaft gemacht. Die Politik der Öffnung des Landes hat zu einer Reihe von Veränderungen geführt, die das Land in eine neue Phase der Entwicklung bringen.

12. China, 1978: Die Revolution
1978 in China
Die Revolution der 1970er Jahre ist ein Thema, das in der neuen Ausgabe der China-Reportage behandelt wird. Der Autor beschreibt die Veränderungen, die das Land in den letzten Jahrzehnten durchlaufen hat. Er berichtet über die Wirtschaft, die Kultur, die Politik und die Gesellschaft.

Kinderkinder
Die Kinderkinder sind ein Thema, das in der neuen Ausgabe der Kinderkinder-Reportage behandelt wird. Der Autor beschreibt die Veränderungen, die das Land in den letzten Jahrzehnten durchlaufen hat. Er berichtet über die Wirtschaft, die Kultur, die Politik und die Gesellschaft.

Die Geschichte
Die Geschichte ist ein Thema, das in der neuen Ausgabe der Geschichte-Reportage behandelt wird. Der Autor beschreibt die Veränderungen, die das Land in den letzten Jahrzehnten durchlaufen hat. Er berichtet über die Wirtschaft, die Kultur, die Politik und die Gesellschaft.

■ informiert – analysiert – diskutiert Alternativen

■ bezieht Position

für
demokratischen und sozialen Fortschritt
für
Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa
für
wirkliche Reformen und Abrüstung
gegen
die Vorherrschaft des Großkapitals

Sie müssen die
DEUTSCHE VOLKSZEITUNG kennenlernen!

Es arbeiten mit:

Prof. Dr. W. Abendroth; H. P. Alvermann; Dr. Frank Arnau; Prof. Dr. H. W. Bartsch; Arno Behrisch; Horst Bethge; Peter O. Chotjewitz; Franz Josef Degenhardt; Klaus Eder; Bernt Engelmann; Edgar Gärtner; Pastor Peter Simon Gerlach; Rainer Hachfeld; Jens Hagen; Klaus Herborn; Dr. Richard Hiepe; Dr. Hans-Heinz Holz; Prof. Dr. Horst Holzer; Dr. Agnes Hüfner; Dr. Mathias Jung; Dietrich Kittner; Lorenz Knorr; Franz Xaver Kroetz; Peter Maiwald; Dr. med. Hans Mausbach; Angelika Mechtel; André Müller; Prof. Dr. M. Nerlich; Robert Neumann; Josef Reding; Prof. Dr. Renate Riembeck; Prof. Dr. Hans Karl Rupp; Dr. Hella Schlumberger; Erasmus Schöfer; Peter Schütt; Dr. Hannelis Schulte; Rolf Seeliger; Monika Sperr; Dr. Jürgen Stössel; Norbert Stratmann; Dr. Horst D. Strüning; Dieter Süverkrüp; Dr. Uwe Timm; Hans Günter Wallraff; Martin Walser; Pfarrer Heinrich Werner.

Fordern Sie Probe-Exemplare an!
Kostenlos und unverbindlich!

**Es genügt, wenn Sie uns auf dieser
Karte Ihre Anschrift mitteilen.**

.....
Vor- und Zuname

.....
Beruf

.....
Postleitzahl / Wohnort

.....
Straße / Nr.

654
Werbeantwort

0,40 DM
die sich
lohnern

An die

DEUTSCHE VOLKSZEITUNG

4 Düsseldorf

Oststraße 154
Postfach 2726